Des Vaters Ehre
und
Licht von Oben.

Zwei Erzählungen.

[illegible]

CONCORDIA UNIVERSITY
PT1105.V3 C001 V
DES VATERS EHRE UND LICHT VON OBEN
3 4211 000084147
WITHDRAWN

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/desvatersehreund0003unse

Des Vaters Ehre

und

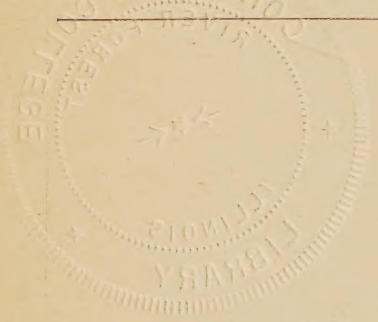
Licht von oben.

Zwei Erzählungen.

Verlag von
Louis Lange Publishing Co.,
St. Louis, Mo.

KLINCK MEMORIAL LIBRARY
Concordia Teachers College
River Forest, Illinois

Entered according to the Act of Congress in the year 1906 by
Louis Lange Publishing Co.
In the office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.



26810

Des Vaters Ehre.

Eine Erzählung aus dem Englischen von Rosa Mulholland.

Bearbeitet von A. L.

Des Vaters Ehre.

Eine Erzählung aus dem Englischen von Rosa Mulholland.
Bearbeitet von A. L.

1. Allein im Hinterwalde.

Arthur Desmond, ein irischer Edelmann, verließ sein Vaterland im Jahre 18.. unter unglücklichen Umständen und wanderte nach Minnesota aus. Er drang bis zur äußersten Grenze vor, die weiße Ansiedler zu erreichen gewagt hatten, kaufte Land, baute sich ein Blockhaus und begann sein einsames Leben.

Obgleich er noch jung war, lag ein eigenartig trauriger Zug in seinem Gesichte, bekundete seine ganze Erscheinung tiefe Niedergeschlagenheit. Er arbeitete angestrengt vom Morgen bis zum Abend und vom Abend fast wieder bis zum Morgen, gönnte sich wenig Schlaf, gar keine Zerstreuung, rodete Bäume aus, bearbeitete das Land für kommende goldene Ernten und schien doch keine Freude an seinem Tun zu haben. Trotz seiner Jugend war er ein lebensmüder Mann; er hatte eine Wunde im Herzen, die nicht heilen wollte, und so zog er sich freiwillig von dem Verkehr mit Menschen zurück.

Wenn er aber nicht auf Hoffnung arbeitete, dann war der Grund zu dieser unablässigen Anstrengung nicht weit zu suchen. Er war ein Mann von tiefer Gemütsempfindung und meinte, seines quälenden Schmerzes nur dann Herr werden zu können, wenn er sich in der

Abgeschiedenheit der Natur das Joch schwerer körperlicher Arbeit auferlege, damit ihm keine Muße zum Nachdenken bleibe. Und das erhielt ihn bei gesundem Verstand.

In seine Einsamkeit hatte er nichts mitgebracht als seine Arbeitskleider, das Miniaturgemälde eines jungen Mädchens und ein Paket Briefe. Diese Briefe trug er in einer Tasche auf seiner Brust, bis das Papier anfing zu brechen und die Ecken sich ablösten. Dann zimmerte er ein Kästchen von Tannenholz und legte sie hinein. Kehrte er abends von seiner Arbeit zurück, so ruhte sein erster Blick auf diesem Kästchen, und während der Nacht fand es seinen Platz neben seiner Schießwaffe vor seinem Bette; aber er las diese Briefe nie.

Sein Bart wuchs lang und ungepflegt; weiße Fäden durchzogen die dunklen Locken. Er lebte einsam und allein; wer aber auf seinem Wege an dem Blockhause vorüber kam, dem gewährte der stille Bewohner desselben gern ein Obdach, mochte es ein weißer Reisender sein, der nach St. Paul wollte oder von da zurückkehrte, oder ein umherstreifender Indianer, der fern über die Prairie herkam, welche sich von Desmonds Tür bis zum Horizonte erstreckte. Das Brüllen und Schreien der Tiere, der Gesang und das Zwitschern der Vögel, der Klang seiner Axt — das waren oft wochenlang die einzigen Töne, die in sein Ohr fielen. Das Konzert in den Wäldern, die murmelnde Musik der Natur in ihrer großen Abgeschiedenheit verscheuchte auf Augenblicke den tieftraurigen Ausdruck von seinem Antlitz; die wunderbare Farbenpracht dieser ursprünglichen Schöne der Landschaft ringsum erfreute sein Auge und sänftigte vorübergehend die scharfen Linien, welche Leid und Schmerz seiner Stirn bereits eingegraben hatten, hielt ihn geistig gesund und stählte ihn zu fortgesetzter Arbeit.

Langer, unabläßiger, tüchtiger Arbeit fehlt selten der Erfolg. Arthur Desmond, der nichts erwartet hatte, der seine quälenden Erinnerungen, seinen nagenden Schmerz nur hatte betäuben wollen, sah mit Verwunderung, welchen Ernten er entgegenging. Was er nur anfaßte, schien sich in Gold zu verwandeln. „Wozu mir das? Was soll ich damit?“ fragte er fast bitter. Er streute es wieder in die Erde und vergaß es, und nach Ablauf eines neuen Jahres kehrte es verdoppelt und verdreifacht zu ihm zurück. Und abermals warf er es in erweiterte Wiesen und Felder, und vervielfacht, in fast belästigender Weise, floß es in seine Hand.

Er war der Besitzer weit ausgedehnter, fruchtbarer Landstriche, wohnte aber immer noch in dem alten Blockhause. Die einfache, schmucklose Wohnung genügte ihm, während seine Speicher und

Wirtschaftsgebäude sich mehrten und immer vollkommener wurden. Seine glänzenden Erfolge brachten ihm keine Behaglichkeit, seine Reichtümer erfreuten ihn nicht, ließen ihn kein Glück in kommenden Jahren hoffen. Seinen Arbeitern war er ein gütiger Herr, in seinen geschäftlichen Verbindungen zeigte er sich ehrenwert und rechtschaffen, aber mit keinem Menschen trat er je in näheren freundschaftlichen Verkehr.

Und nun endlich ereignete sich etwas, das dem armseligen Leben Arthur Desmonds eine andere Wendung gab.

Nach einem traurigen, im Walde verlebten Tage fand er abends bei seiner Heimkehr zwei Reisende vor seiner Tür, die ihn um Gastfreundschaft für die Nacht baten. Es war ein Vater mit seiner Tochter; sie kamen von St. Paul und wollten weithin in das Gebiet der Indianer. Der Mann war ein reisender Kaufmann, und das junge Mädchen war sein einziges Kind. Beide hatten offenbar bessere Tage gesehen, stammten aus einer civilisierten Gegend und gehörten zu jener großen Klasse von Menschen, die täglich infolge eigener Torheit, zugefügten Unrechtes oder Unglückes in dürftige Verhältnisse hinabsinken.

Das junge Mädchen war sehr schön. In ihrer eigenartigen, zarten Lieblichkeit machte sich jenes Etwas geltend, das auf vornehme Abkunft hindeutet. Wie sie so harrend an der Seite ihres Vaters vor der Tür des Blockhauses stand und der Glanz der sinkenden Sonne ihr goldblondes Haar und ihr feines, bleiches Antlitz streifte, wurde Arthur Desmond von ihrer süßen Anmut so bewegt, wie bei dem Anblick der unberührten Lieblichkeit der Blumen, die sich im Grase der Prairie erhoben. Mit Wohlgefallen schaute er sie an, und sein Gesicht erhellte sich, als er sie nebst ihrem Vater über seine Schwelle schreiten sah.

Viel zu zart zu einer derartigen Reise, hatte sie sich doch nicht entschließen können, ohne ihren Vater in St. Paul zurückzubleiben; nun machte große Ermüdung sie krank. Am anderen Morgen war es beiden Männern klar, daß eine Weiterreise ihr den Tod bringen werde. Dem tiefbekümmerten, ratlos dastehenden Vater kam Desmond mit seinem Vorschlag hilfreich entgegen.

„Lassen Sie Ihre Tochter hier," sagte er. „Das Stilleben wird seine Wirkung nicht verfehlen, und nach Vollendung Ihrer Reise werden Sie sie frisch und munter wiederfinden. Die Frau meines besten Arbeiters soll sie bedienen, und was ich an Bequemlichkeit und Pflege herbeischaffen kann, soll ihr werden."

Die Annahme dieses Anerbietens war die einzig vernünftige Lösung der unliebsamen Schwierigkeit. Weinend klammerte sich die Arme an ihren Vater, aber dieser stellte ihr vor, daß sie sich fügen müsse. Mit dem Versprechen, so bald als möglich zurückzukommen, bestieg er sein Pferd und ritt davon. Immer und immer wieder blickte er sich um und winkte mit dem Taschentuche, bis er ihrem Auge entschwunden war. Schluchzend trat sie ins Haus und setzte sich an Desmonds Herd.

Die zarte Höflichkeit, mit welcher Desmond der jungen Dame begegnete, zeigte, daß er in feiner Umgebung gelebt hatte. Sie erholte sich allmählich, ihre Kräfte mehrten sich; sie konnte weitere Spaziergänge machen, aber Woche um Woche verstrich, und ihr Vater kehrte nicht zurück. Desmond vergaß das eigene Leid in der Sorge um das zarte, ihm anvertraute Wesen. Unaufhörlich sann er darauf, sie von ihren quälenden Gedanken abzuziehen und Gründe für das unerklärliche Ausbleiben ihres Vaters aufzufinden. Es währte lange, bis die Möglichkeit seines Todes in ihr heraufdämmerte, und endlich erfuhr sie von vorüberziehenden Reisenden, daß er von den Indianern, die er unvorsichtigerweise gereizt hatte, getötet war.

Als sich der erste Sturm ihres Schmerzes erschöpft hatte, erhob sie ihr Haupt und entschloß sich mit zagendem Herzen, nach St. Paul zu gehen, um auf die eine oder andere Art ihren Unterhalt zu erwerben. Aber wie wenig war das zarte, schwache Mädchen dazu geeignet! Besorgt betrachtete Arthur Desmond das bleiche, traurige Gesicht und die feinen, fast durchsichtigen Hände und wußte keinen Rat. Bei ihm konnte sie selbstverständlich nicht bleiben, und in der ganzen Umgegend kannte er keine Familie, der er sie anvertrauen mochte.

Als sie ihm am Abend vor ihrer beabsichtigten Reise nach St. Paul mit dem Ausdruck stiller Entschlossenheit in dem lieblichen Gesichte gegenüber saß, kam ein Gefühl über ihn, das der Reue glich. Er fand es grausam, sie den Gefahren und Leiden einer harten, mitleidslosen Welt auszusetzen, und hielt sich für verantwortlich, falls das Resultat ein beklagenswertes sein sollte.

In großer Aufregung verließ er das Haus und wanderte die ganze Nacht im Walde umher. Quälende Gedanken, unerbittliche Erinnerungen kämpften gewaltsam mit dem Verlangen, die Ketten einer grausamen Vergangenheit von sich abzuschütteln, sich zu befreien von der Macht ihrer todbringenden Hand, die nach langen, schweren Jahren den bleichen Hoffnungsschein verlöschen wollte, der

in sein Herz zu fallen wagte. Er warf sich auf die Erde, schluchzte und seufzte zu Gott in der finsteren Einsamkeit; kein Vogel, nicht einmal ein Stern schaute hinein in den geheimen Schmerz seines starken Mannesherzens.

Der Morgen dämmerte herauf, als Arthur Desmond sich endlich aufraffte und mit einem Gesichte, dem die Merkmale des langen, heftigen Kampfes aufgedrückt waren, langsam seinem Hause entgegenschritt. Vor der Tür hielt das kunstlose Fuhrwerk, welches das arme Mädchen nach St. Paul führen sollte.

„Meine Liebe," sagte er, die feine Hand ergreifend, „ich kann Sie nicht so ziehen sehen und habe einen Ausweg gefunden. Ich bin ein lebensmüder, trauriger Mann, Sie sind ein junges, frisches, liebes Mädchen; aber wir sind beide allein in der Welt und unglücklich. Können Sie sich zu einer Verheiratung mit mir entschließen?" —

Wie das Windröschen in der Felienspalte, so blühte die junge Frau auf dem Lebenswege ihres Gatten. Das von ihm ersehnte Glück konnte sie ihm ja nicht bringen, aber die Lieblichkeit ihres Wesens und ihre liebreiche Verehrung für ihn erquickten sein gequältes Herz, und seine Dankbarkeit für ihre Liebe, ihr Vertrauen steigerte sich von Tag zu Tag.

Von seinem früheren Leben wußte sie nur wenig, und da sie bald erkannt hatte, daß jede Erinnerung an dasselbe schmerzlich für ihn war, gab sie keine Veranlassung zu etwaigen Mitteilungen. Mit weiblichem Instinkte hatte sie erraten, daß ein tiefes, ihm von Frauenhand zugefügtes Leid das edle Herz gebrochen hatte, das ihr jetzt gab, was es nach diesem Schmerz noch zu geben hatte; aber sie lebte nicht lange genug, um zu erkennen, daß eine andere, ebenfalls grausam betrogene Liebe einen noch tieferen Schatten über ihn geworfen hatte. Nach einem glücklichen Jahr nahm sie schon Abschied von dem Walde, der sonnigen Prairie und ihrem teuren Gatten und hinterließ ihm ein neugeborenes Kindchen.

Als Bawn, sein kleines Mädchen, zehn Jahre zählte, erlitt sein Leben abermals eine Veränderung. Aus ängstlicher Sorge für seine Tochter machte er jenen verhängnisvollen Mißgriff, den Männer in seiner Lage schon oft genug und bitter bereut haben.

In einer Entfernung von etwa vier Stunden hatte sich eine französische Familie angesiedelt, und ein Glied derselben, eine geschäftige, praktische Jungfrau in mittleren Jahren, zeigte ein warmes Interesse für Desmonds kleine Tochter. Sie beschaute sich die ausgedehnten Ländereien und gefüllten Speicher und faßte den Ent-

schluß, Teilhaberin dieser außerordentlichen, von dem melancholischen Besitzer so wenig geschätzten Wohlhabenheit werden zu wollen. Wie sie es anfing, gehört nicht hierher; Tatsache ist, daß sie in kurzer Zeit die Stiefmutter der kleinen Bawn war.

Nur zu bald, aber zu spät, entdeckte Desmond, zu welchem Mißgriff ihn die Sorge für sein Kind verleitet hatte. Hanna war eine herrschsüchtige Natur, und da er sich nicht mit ihr streiten mochte, blieb ihm nichts übrig, als sie gewähren zu lassen. Sie bestand darauf, daß ein neues, schönes Wohnhaus gebaut wurde, und das Blockhaus, das ihm und seiner Tochter genügt hatte, stand bald verlassen da. Die ganze Lebensweise von Vater und Kind erlitt durchgreifende Veränderungen. Die Dienerschaft wurde scharf überwacht, bei jeder Gelegenheit ausgescholten, und der Friede verließ Desmonds Häuslichkeit für immer. Bald wurde eine Gouvernante für Bawn engagiert; das wilde Umhertummeln in der Prairie hörte auf, die Unterrichtsstunden mußten benutzt werden, und das Nach- und Vorarbeiten an der Hand der Lehrerin wurde energisch überwacht.

Bawn fügte sich dem neuen Stande der Dinge, weil sie ihren Vater über alles liebte und sehr wohl wußte, daß sie seine Freude und sein Trost war. Und die Jahre kamen und gingen. Sie wuchs zur Jungfrau heran. Obgleich die Stiefmutter im Hause eine Herrschaft führte, die Vater und Tochter nicht zusagte, so wußte diese es doch zu machen, daß sie in gutem Einvernehmen mit der Stiefmutter blieb. Oft fanden sich tief in den köstlichen Wäldern, in der abgeschiedenen Einsamkeit der herrlichen, hohen, alten Bäume Vater und Tochter zusammen, besprachen und berieten sich miteinander und waren so glücklich, wie Desmonds noch immer wiederkehrende Gemütsstimmung es gelegentlich gestattete.

2. Das Geheimnis eines Lebens.

„Bawn!“ Bawn!“ rief Frau Desmond laut mit ihrer tiefen Stimme.

Sie stand in der Haustür und beschattete die Augen mit der Hand. Heller, glänzender Sonnenschein überflutete die Erde und ließ das Schöne ringsumher noch schöner erscheinen, versprach reiche Ernte an Korn und Wein und Oel, vergoldete Blumen und Früchte.

„Wo kann das Mädchen wieder sein und wo der Vater? Ich möchte wissen, was aus Arthur Desmonds Eigentum würde, wenn ich mir

die Last nicht auferlegt hätte, nach allem zu sehen? Es soll mich nicht wundern, wenn Bawn wieder mit ihm im Blockhause sitzt und ihn bei seinem Grillenfangen unterstützt."

Frau Hanna schritt über die Rasenfläche nach dem alten Gebäude hin, das, mit einem Blumenteppich umzogen, etwas entfernt von dem neuen Hause und seinem Garten in einer Lichtung des Waldes stand. In dem rot und weiß gestreiften Kattunkleide und der großen Hausschürze von holländischer Leinwand, in deren Taschen die Schlüssel klirrten, sah sie aus wie eine haushälterische, tatkräftige und zu Wortgefechten allezeit gerüstete Frau.

„Ich komme, Mutter Hanna," rief Bawn aus dem Fenster des Blockhauses.

Sie hatte sich mit dem Ordnen der Bücher, Waffen und sonstigen Sachen ihres Vaters zu tun gemacht, nun suchte sie hier und dort etwas Schönes, das Auge Erfreuendes, anzubringen. Das alte Blockhaus war Desmonds Zufluchtsort. Es stand noch gegen den Willen seiner Gattin, die für das Abreißen gestimmt hatte; aber in diesem einen Falle hatte er den Sieg errungen.

„Nette Zustände," keuchte Frau Hanna. „Kommt ein Mann von St. Paul wegen Weizen her, und niemand ist da, ihm Rede und Antwort zu stehen, als ich. Was sollte aus uns allen werden, wenn ich mich nicht zu Tode arbeitete?"

„Konnte der Verwalter nicht gerufen werden?"

„Der Verwalter! Ja, freilich, alles in die Hand der Diener legen. Nein, ich lobe mir den Mann, der seine Obliegenheiten in Person erledigt."

„Vater hat viele Jahre hart gearbeitet; sein Haar ist weiß, und ich denke oft, wir müßten ihm das Leben leichter machen," sagte Bawn mit bebender Stimme.

„Plage ich ihn etwa in meinem Interesse?" fragte die keifende Frau. „Sodann möchte ich wissen, ob Du auf Befehl Deines Vaters Deine Zeit in dieser alten Hütte vertändelst."

„Ach, Mutter Hanna," lachte Bawn, „laß doch sein und erquicke Dich am Duft dieser köstlichen Rose."

„Bawn, mit Dir kann man nichts besprechen. Hier handelt es sich um Weizen, und Du verlangst, daß ich an einer Rose riechen soll, als ob in dieser Welt nichts erforderlich wäre als eine Nase. Doch ich will mich nicht länger über Dich ärgern; für meine Belehrung bist Du zu alt."

„Das Geschäft wird bereits abgeschlossen sein," erwiderte Bawn,

indem sie die verschmähte Rose in ein Glas auf den Schreibtisch ihres Vaters setzte, wo zwischen Büchern und Papieren das alte Kästchen stand, das er vor so vielen Jahren gefertigt hatte. „Du weißt doch, Mutter Hanna, daß es uns nichts ausmacht, wenn wir für den Scheffel Weizen einige Cents weniger erhalten, und — für den Käufer ist es vielleicht eine wichtige Sache."

Frau Desmond trat einen Schritt zurück und sah ihre Stieftochter verächtlich an.

„Ich glaube, Du bist im Herzen Kommunistin oder ein Vincent de Paul oder etwas derartiges; denn Du weißt augenscheinlich nicht einmal, wie Du zu halten hast, was Dir wurde. Dir wäre es recht, wenn alle Menschen so reich wären wie Du, und Du bist imstande, Dich für verpflichtet zu halten, das fortzugeben, was Du möglicherweise entbehren kannst."

„O Mutter Hanna, ich kann das Lachen nicht lassen! Was würdest Du mit mir anfangen, wenn ich das ausführte! Aber, liebe Mutter, Du weißt doch, daß wir buchstäblich in Gold wühlen."

„Wie viel fällt meinem Verdienste zu, wenn es so ist?" fragte die erregte Frau. „Begehre ich etwa für mich etwas? Kinder habe ich nicht zu versorgen; für Deinen Vater und für Dich arbeite ich mir vom Morgen bis zum Abend das Fleisch von den Knochen u — —"

Bawn unterdrückte gewaltsam ein Lächeln. Bis jetzt hatte Frau Desmond noch ein ganz stattliches Aussehen, würde sich aber nicht glücklich gefühlt haben, wenn sie nicht fortgesetzt über ihre Arbeitslast geklagt hätte.

Als im Blockhause alles zu Bawns Zufriedenheit war, ging sie ihrem Vater entgegen, der seit Morgengrauen allein im Walde umherwanderte.

Dieser Tag war einer von Desmonds Leidenstagen gewesen, in denen der Geist seiner Vergangenheit, der sich nicht zur Ruhe begeben wollte, ihn Schritt für Schritt verfolgte, Stimmen, die nur er vernahm, schmerzhaft in seine Ohren fielen, Gesichter, die er lange nicht gesehen, ihn gehässig oder verächtlich anstarrten. An solchen Tagen erwachte die alte Herzensangst mit erneuter Schärfe, wurde er von einem Nebel umhüllt, der ihn von der Welt schied und der selbst Bawns liebes Gesicht verdunkelte. Mit Flinte und Hund pflegte er an solchen Tagen vom Morgen bis zum Abend im Walde umher zu irren und in der Einsamkeit mit seinen Feinden zu ringen.

Gebeugt, wie ein alter Mann mit bleichem gefurchten Antlitz und tiefliegenden Augen, kehrte er endlich heim; aber selbst jetzt noch

machte sich eine eigenartige Vornehmheit in seiner ganzen Erscheinung geltend. Das schneeweiße Haar, welches über seine Stirn fiel, und die tiefdunklen Augen und Augenbrauen würden allein genügt haben, ihn in einer Versammlung auszuzeichnen.

Als er langsam unter dem langen schattigen Dache der Waldkronen daherkam, sah er in einer nahen Lichtung, von Sonnenglanz umflossen, seine Tochter stehen.

„HErr, mein Gott, ich danke dir!" flüsterte er unwillkürlich, und ihm war zu Mute wie einem Schiffer, der die ganze Nacht mit den Wellen gekämpft hat und sich nun plötzlich nahe am Ufer findet.

„Mein liebes Kind," sagte er, indem er sie erreichte, „in Deinem weißen Kleide, mit dem frischen Gesichte und dem im Sonnenlichte glänzenden Haare hielt ich Dich für eine Fee."

„Das kommt vom Lesen poetischer Ergüsse und von romantischem Umherstreifen unter den Bäumen. Du guter, lieber Papa," entgegnete Bawn, sich liebkosend an ihn schmiegend. „Sieh, was Du hier findest!"

Sie zog ihn vorwärts, damit er ihre Anordnung sehen konnte.

Auf einem Feuer von dürren Aesten stand ein kleiner Kessel, und in einiger Entfernung befanden sich Tassen, Teller und eine Schüssel voll eben gebackener Teekuchen.

„Nun, lieber Papa, setze Dich nieder und lege mir einmal Rechenschaft von Deinem Umherstreifen ab," sagte Bawn freundlich scherzend. „Der Tee ist bereit, Deine Lieblingskuchen warten auf Dich."

„Erst Deinen Tee, Kind. Wo ich gewesen bin, kann ich Dir nicht sagen; viele, viele Meilen von hier, so weit, daß Du mir nicht folgen könntest, mein Mädchen."

„Wenn Du nur einen Versuch machen wolltest," sagte Bawn eifrig.

Desmond blickte sie überrascht an, und der Anflug von Farbe, der in sein bleiches Gesicht gekommen war, schwand wieder. Es war das erste Mal, daß Bawn angedeutet hatte, wie gern sie sein Geheimnis teilen möchte.

„Nein, nein, Papa, beachte meine Worte nicht," bat sie, als sie die Wirkung derselben gewahrte. „Ich würde lieber sterben, als Dir noch besonderen Schmerz machen."

„Mein liebes, liebes, armes Kind!" sagte Desmond, ganz erschrocken über die große Erregung, mit der sie gesprochen hatte. „Dein Tod wäre das Fürchterlichste, was mir trotz all meines Unglückes begegnen könnte."

Desmond erhob sich und schritt einige Minuten lang hin und her. Seine bleichen, eingefallenen Wangen färbten sich; eine seltsame Aufregung leuchtete aus seinen Augen. Bawn ging zu ihm und schlang ihre Arme um seinen Nacken.

„Nein, Papachen," sagte sie, „Du darfst mir nichts sagen, wenn es Dich so aufregt."

Er preßte sie zärtlich an sich und sah ihr liebevoll in die Augen.

„Meine Freude und mein Trost bist Du ja, und ich würde Dir gern alles mitteilen, wenn ich nicht fürchtete, Deine junge, lebensmutige Fröhlichkeit zu verscheuchen. Du bist so — —"

„Ich zähle zwanzig Jahre," unterbrach sie ihn, „und ich fühle mich so alt, daß ich gar nicht denken kann, ich könnte je älter werden. Vertraue mir, Vater, wenn es Dir, wie ich oft glaube, Erleichterung ist, Dich aussprechen zu können. Mein froher Lebensmut läßt sich nicht so leicht verscheuchen. Mutter Hanna vergleicht mich mit einem Gummiball, der um so höher emporschnellt, je tiefer er niedergedrückt wurde."

„Daß Du alles erfahren solltest — nach meinem Tode, Bawn — war immer meine Absicht, Du kennst den Kasten, der auf meinem Schreibtische steht?"

„Ja, Vater."

„Er enthält Papiere, die Dir gehören, wenn ich gestorben bin. Es sind Briefe aus meiner Jugendzeit, ein Porträt, das Du in Ehren halten mußt, und ein Manuskript — meine Geschichte — die ich nach und nach in schlaflosen Nächten niedergeschrieben habe. Ist es Dein Wunsch, dann sollst Du dies Manuskript schon morgen haben, und wendest Du Dich nach dem Lesen desselben nicht von Deinem alten Vater ab, können wir alles miteinander besprechen."

„Vater," rief sie, sich in seine Arme werfend, „das kannst Du doch selbst nicht glauben! Du kannst ja nichts tun und nichts Böses getan haben!"

„Ach, mein Kind, sie, die mich liebten, wandten sich doch von mir ab."

„Sie waren Dir feind," versicherte Bawn, den gebeugten Nacken noch fester umschlingend.

„Nein, Kind, es waren gute, wahrhaftige Freunde und ein liebliches, zartes Mädchen wie Du."

„Leben sie noch?"

„Das denke — hoffe ich, obgleich ich meinetwegen das Gegenteil wünschen möchte; als Geister wüßten sie vielleicht die Wahrheit."

„Können sie vor ihrem Tode nicht von dem wahren Sachverhalte benachrichtigt werden?"

„Nein, und ich würde auch keinen Versuch machen."

„Aber ich."

„Du?"

Bawn zog ihre Arme von seinem Nacken zurück, schlang ihre Hände hinter ihrem Rücken ineinander, neigte sich vorwärts und blickte ihren Vater an.

„Denkst Du, ich könnte fünfzig Jahre oder mehr — wie mir vielleicht beschieden ist — in dieser Welt leben, ohne jene Menschen aufzusuchen und sie dahin zu bringen, daß sie sich ob ihrer Handlungsweise von Herzen schämen müßten? Sollte sich irgend eine Lüge in der Welt Dir gegenüber erheben, — ich nehme sie in meine Hand und zerdrücke sie."

Sie legte die weißen, schlanken Finger aufeinander, als ob sie wirklich etwas zu zerdrücken gehabt hätte.

Ihr Vater sah sie mit seinem milden Lächeln an.

„Wer würde es glauben, daß so viel Mut in meiner kleinen Tochter wohnt?" sagte er. „Aber — ach, mein Herzenskind, Du stellst da eine Unmöglichkeit auf. Der Irrtum lag zu tief; seine Wurzeln haben sich während der langen Jahre im Boden der Zeit noch fester verzweigt. Es gibt Lügen, mein Kind, die wie Wahrheiten vor den Richterstuhl treten und sich erst enthüllen, wenn das Urteil sie erschreckt."

Bawn schaute hinein in das Zwielicht des Waldes, und ein fester Vorsatz glühte in ihren dunklen Augen.

„Vater," sagte sie plötzlich, indem sie ihre Hände auf seine Schultern legte und ihr Gesicht dem seinigen nahe brachte und ihn küßte, „welches Verbrechen sprachen sie Dir zu? Vater, lieber, guter Vater," — und sie küßte ihn abermals — „sage mir; bis morgen kann ich nicht warten."

„Sie beschuldigen mich eines Mordes."

„O, die Toren!" rief Bawn, ihren Vater fest umschlingend. „O, diese dummen Idioten, die einen Mann wie Dich mit solch einem Verbrechen in Verbindung bringen konnten!"

„Nein, Kind, Idioten und Toren waren sie nicht."

„Dann war ein Schurke unter ihnen," behauptete Bawn.

„Das ist möglich, Kind, — vielleicht sogar wahrscheinlich; aber dies wie alles andere ist mit dem Geheimnis verhüllt, das nie offenbar wird in dieser Welt."

„Und weshalb nicht?"

„Weil der Tod die Lippen der Wahrheit allemal versiegelt."

„Sind jene Menschen sämtlich gestorben?"

„Ich sagte Dir vorhin, daß ich das nicht weiß, mein Kind. Seit langen, langen Jahren hat mir der Mut gefehlt, Erkundigungen einzuziehen. Von Zeit zu Zeit schrieb mir eine treue Seele, die mir das Versprechen gegeben hatte, mir sogleich melden zu wollen, falls sich etwas Günstiges für mich ereigne. Da diese Briefe ausblieben, hielt ich die Schreiberin für tot. In dreißig Jahren, mein Kind, hält der Tod reiche Ernten unter den Menschenkindern, und es ist nicht anzunehmen, daß er den Erdenfleck verschonte, auf welchem sich das Trauerspiel Deines Vaters abspielte."

Sie wanderten auf und ab. Bawn schmiegte die Wange an die Schulter ihres Vaters; ihre Hände umspannten seinen Arm. Der große, runde, goldige Mond stieg über die in Schatten gehüllten Baumkronen herauf und goß seinen verschleierten Glanz über die weite Prairie. Die Wohlgerüche gepflegter Blumen mischten sich mit dem Duft des Heues; das Schnaufen des Rindviehes drang zuweilen aus der Ferne herüber; und was noch zurückgeblieben war von dem Farbenglanz der gesunkenen Sonne, starb langsam dahin im Dickicht des Waldes.

„Dies alles ereignete sich selbstverständlich in Irland," sagte Bawn, „und nicht im Süden, wo Deine Wiege stand. Trug es sich in den schönen Hochlandstälern des irischen Nordens zu, von denen Du mir zuweilen erzählt hast, Papa?"

„Ja, mein Kind; und — an einem Abend, der mild und lieblich war wie der heutige, inmitten einer viel schöneren, viel malerischeren Scenerie; in der vollen Blüte der Jugend — einer Jugend, welche scheinbar bis an den Rand voll Glück und Hoffnung war — traf mich der schwere, bittere Schlag. Frage mich heute abend nicht mehr, mein Kind; morgen sollst Du alles erfahren."

3. „Wie bald, — ach, wie bald!"

„Und nun, mein Kind, nach diesem Versprechen laß mich die übrigen Stunden des Abends allein. Morgen früh sehen wir uns wieder. Sage der Mutter, daß ich nicht zum Abendessen komme. Ich will die Papiere in dem alten Kästchen durchsehen und für Deinen Ueberblick ordnen, und das wird mich bis spät in die Nacht hinein in Anspruch nehmen."

„Ach Papa," sagte Bawn, welche die Folgen ihres kühnen Vorgehens zu fürchten anfing, „es wird Dir schmerzlich sein."

„Nicht so schmerzlich, als ich früher gedacht haben würde. Dein zuversichtliches Vertrauen zu mir hat mich neu belebt; Deine Teilnahme, meine Tochter, ist mir nach einer Lebenszeit voll Schweigens und einsamen Leidens sehr süß. Ich fühle mich bereits glücklicher, als ich für möglich gehalten haben könnte. Ja, mein liebes Kind, Du hast mich getröstet und gestärkt. Gerade heute abend wird es mir klar, wie sehr ich mich gegen Gott versündigt habe. Ja, Bawn, ich habe mein Kreuz verdrießlich getragen, habe dem Segen des Leidens durch meinen Trübsinn den Eingang zu mir verwehrt. Das liebevolle Vertrauen meiner Tochter hat meinen Stolz gebrochen. Von Herzen vergebe ich allen, die mich beleidigt haben, wie ich bitte und hoffe, daß der HErr mir um Christi willen vergeben wird. Nun entferne Dich, meine Tochter, und wenn Du mir helfen willst, so bete für mich."

„Ach Vater, das habe ich ja immer getan, und das tue ich immer. Zuweilen bilde ich mir ein, die Engel klagen zu hören: ‚Da ist die Bawn schon wieder mit ihren Bitten für ihren Vater.'"

„Fahre fort, meine Tochter, fahre fort. Ein ungewohntes Empfinden des Hoffens, des Glückes ist zu mir niedergestiegen."

„Dem HErrn sei Lob und Dank dafür! O Vater, wie glücklich werden wir nach diesem Abend sein!"

Und sie trennten sich. Desmond betrat sein Blockhaus, und Bawn kehrte in das Wohnhaus zurück. Sie sagte ihrer Stiefmutter, daß ihr Vater nicht zum Abendessen herüber kommen werde, da er noch einiges im Blockhause zu besorgen habe, und begab sich bald nach dem Essen in ihr Zimmer und betete für ihren Vater. Sie schrie zu Gott, daß er sich ihres armen Vaters erbarmen und seine Unschuld klar an den Tag bringen, daß er ihm nach den langen Jahren des bitteren Leidens und der Einsamkeit Trost, vollkommenen Trost zu teil werden lassen möge.

Als sich Bawn endlich von ihren Knieen erhob, trat sie an das Fenster und schaute hinaus. Ihre Augen ruhten auf den schlafenden, dunklen Wäldern, der träumenden, von dem sternbesäten Himmel überspannten Prairie, den weißen, vom Mondlicht versilberten Giebeln und Dächern der Wirtschaftsgebäude. In der Ferne bellte ein Hund, aus den Kuhställen tönte ein gelegentliches Brüllen herüber, von den Feldern, auf denen sich die Arbeiter noch belustigten, trug ihr das Echo ein leises Lachen und Pfeifen zu. Unter den Dachrinnen

sammelte sich der rote Wiederschein der Herdfeuer und gab dem Mondlicht eine noch weißere, überirdische Färbung.

Und während ihr Auge die Schöne der Nacht in sich aufnahm, schwoll ihr Herz vor Entrüstung über das, was sie an diesem Abend gehört hatte. Ganz entsetzt fragte sie sich, was das wohl für Männer und Frauen sein möchten, die ihr Vater gute und wahrhaftige Menschen nannte und die ihn doch für einen Verbrecher halten, die ihn mit bewußter Ueberlegung von sich stoßen, lebenslänglich aus ihrem Gesichtskreise verbannen konnten. O, diese bösen, unbegreiflichen Leute! Sie wußte nicht, wie sie ihren Widerwillen ausdrücken sollte. Wie geduldig, wie liebenswert, wie verehrungswürdig war doch ihr Vater! Wie hatte er schweigend sein hartes Los tragen können! Warum hatte er diese Menschen nicht vergessen können? Wie war es nur möglich, daß nach diesen dreißig schweren Jahren die Erinnerung an ihre Liebe noch so lebendig in ihm war, ihn noch so grausam peinigte und nicht sterben konnte?

„O, wenn wir — er und ich — doch zu ihnen gehen, sie zur Anerkennung der Wahrheit bringen könnten!" dachte sie. „Ich bin nicht niedergeschlagen, nicht herzkrank, sondern jung und tatkräftig und voll Zuversicht. Ich würde sie in ihren Häusern aufsuchen, würde ihnen ihre Falschheit vor die Augen halten. Ich würde ihnen erzählen von seinem Edelsinn, seiner Liebe, seinem arbeitsvollen Leben, würde ihnen sagen, wie die Armen und Notleidenden Hilfe suchend und findend zu ihm kommen, wie die Reichen sich zur Vertretung ihrer Interessen vertrauensvoll an ihn wenden. Ich würde sie veranlassen, in seine traurigen Augen zu schauen, auf sein weißes Haar zu blicken, und dann würde ich sie fragen: ‚Ist dies der Mann, den Ihr gebrandmarkt und aus Eurem Kreise fortgejagt habt?'"

Sie warf sich auf das Bett, weinte sich in Schlaf und schlief fest und traumlos, wie eine frische, gesunde Jugend schlafen kann.

Nach einigen Stunden schreckte sie plötzlich empor und war sogleich völlig wach. Ein seltsames Gefühl bemächtigte sich ihrer. Es war ihr, als ob ihr Vater, bevor sie die Augen geöffnet, an ihrem Bette gestanden, sich über sie geneigt und zu ihr gesprochen habe. Selbst als sie völlig munter und überzeugt war, daß es ein Traum sei, konnte sie sich nicht beruhigen; sie meinte einen Fingerzeig von einem ungewöhnlichen Begebnis erhalten zu haben. Die Morgendämmerung ließ die verschiedenen Gegenstände im Zimmer bereits unterscheiden, aber sie gab denselben jenes geisterhafte Ansehen, das die Dinge beim ersten Grauen eines neuen Tages anzunehmen pflegen.

Ob ihr Vater ins Wohnhaus herüber gekommen, und ob sein Kommen im Halbschlaf von ihr gehört worden war?

Nichts regte sich. Bavon konnte ihre Angst nicht länger beherrschen, sie stand auf und ging zum Fenster, das einen Blick auf den Giebel des Blockhauses gewährte.

Der blasse Lichtschein, den sie sehen konnte, wenn ihr Vater abends dort weilte, schimmerte matt herüber. Wie lange beschäftigte er sich mit dem traurigen Rückblick! Wie matt und müde mußte er sich am Tage fühlen! In zärtlicher Sorge um ihn kleidete sie sich hastig an, schlich sich geräuschlos die Treppe hinunter und aus dem Hause. Sie wollte ihn bitten, aufzuhören, wollte ihm eine Erfrischung bereiten, bevor er sich endlich niederlegte.

Die Tür des Blockhauses war unverschlossen; sie trat über die Schwelle und rief ihrem Vater zu, daß sie es sei.

Eine Antwort blieb aus. Das Licht auf dem Tische brannte nur noch kümmerlich; es kämpfte gleichsam mit dem wachsenden Tageslichte. Ihr Vater saß am Tische, neigte das Haupt etwas links und stützte es mit der Hand. Die Rechte lag auf den Briefen, welche er aus dem nun leer stehenden, geöffneten Kästchen genommen hatte. Sie dachte, er wäre eingeschlafen, und nach dem tagelangen Umherstreifen war das natürlich. Erwecken wollte sie ihn nicht; so blieb sie ruhig stehen, um zu warten, bis er sich bewegen würde.

Das Licht erlosch, und der Tagesschein mehrte sich im Zimmer. Desmonds Gesicht war im Schatten, seine Stellung bekundete so vollkommene Ruhe, daß Bavn nicht besorgt sein konnte. Unbeweglich stand sie am Fenster und wußte nicht recht, ob sie sich fortschleichen und Kaffee bereiten oder ob sie ihn doch zuvor aufwecken sollte.

Endlich fiel ihr die unnatürliche Stille im Zimmer auf. Seit ihrem Eintritt hatte sie keinen Atemzug, nicht die leiseste Bewegung gehört. Unbestimmte Furcht ergriff sie, sie trat vor, kniete am Stuhle ihres Vaters nieder und blickte forschend in sein Gesicht.

Ein Etwas in demselben schreckte sie mit einem Angstschrei empor. Sie erfaßte seine Hand, die steif und kalt war, wie die Hand eines Toten. Das edle Gesicht war bläulich-weiß und starr und hatte einen Ausdruck, den selbst der liebliche Zug um den Mund und der friedvolle auf der Stirn nicht zu mildern vermochte. War der Tod wirklich über ihn gekommen in dieser Stunde der Verzeihung, der inneren Zufriedenheit? Hatte er das tapfere Herz gebrochen, während Desmond mit liebreicher Lindigkeit die traurige Vergangenheit vor seinem geistigen Auge vorüberziehen ließ?

Wie Vavn das Wohnhaus erreichte und Hilfe herbeiholte, wußte sie nie zu sagen; aber bald wurde alles Erdenkliche angewandt, den anscheinend toten Mann ins Leben zurückzurufen, und nicht ohne Erfolg. Endlich, endlich erholte er sich doch von der langen, schweren, todähnlichen Ohnmacht.

Am folgenden Tage kehrte sie wieder. Der von St. Paul herbeigeholte Arzt sagte Vavn, daß ein Herzleiden vorliege, daß der Kranke jedoch bei großer Pflege und Verhütung von Aufregung und Unruhe möglicherweise noch jahrelang, wenn auch in geschwächtem Zustande, leben könne. Das war eine zweifelhafte Hoffnung; aber Vavn klammerte sich daran. Den triftigsten Beweis, wie ernst die Sachlage war, gab Frau Hanna dadurch, daß sie ihre Zunge im Zaume hielt und ihren Klagen nur in der fernen Milchkammer und den Wirtschaftsräumen freien Lauf ließ.

Vavn saß am Bette ihres Vaters, ruhig und gefaßt. Um ihm die Sorge zu nehmen, daß sie durch die unabläßige Pflege ihre Gesundheit schädige, ging sie morgens und abends durch den Garten und brachte allemal frischere Gesichtsfarbe mit. Ihr liebreiches, süßes Lächeln vermißte er nie, und wie guter Wein belebte und stärkte es den kranken Mann. Wenn gute, unermüdliche Pflege einen halbtoten Menschen ins Leben zurückbringen könnte, müßte Arthur Desmond gesund und in alter Kraft wieder von seinem Lager erstanden sein.

Eine Zeitlang teilte er Vavns Hoffnungen, bis ihn Doktor Ackroyd nach und nach über seinen Zustand aufklärte. Nichts beunruhigte ihn dabei als der Gedanke, seine geliebte Tochter zurücklassen zu müssen; ihm selbst war der Tod nicht schrecklich. Wenn er sie am Fenster mit einer Handarbeit beschäftigt sah, die, wie sie zärtlich hoffte, ihm im kommenden Winter behaglich sein sollte, dann war es ihm zu Mute, als müsse er sie an sein Herz drücken. Wie lieblich sah sie in dem blaßblauen Kattunkleide und den Feldblumen aus, welche ihren einzigen Schmuck bildeten! Was konnte, was sollte aus ihr werden, wenn er nicht mehr war? Wie würde sich ihr Leben gestalten, da sie so reich, so schön, so lieblich, so viel gebildeter war als alle, mit denen sie möglicherweise in Verbindung trat? O, wenn ihm noch einige Jahre gegönnt worden wären, würde er die Zeit, die er bis dahin in selbstischem, sich völlig hingebendem Leid verlebt hatte, dazu anwenden, seinen Liebling einem sicheren Hafen zuzuführen. Er würde mit ihr nach Europa gehen, und dort würde sie gewiß ein Heim finden, das für sie paßte.

Und als er in Gedanken nach Europa gepilgert war, nahm Des-

monds Sinnen noch einen weiteren Flug, und das Gesicht jenes anderen Mädchens erhob sich plötzlich vor ihm. Er seufzte tief.

„Was fehlt Dir, Papa?“ fragte Bawn, ihn liebreich anblickend.

„Ich dachte, Kind, wie viel besser es wäre, wenn ich Dir neulich abends nicht alles gesagt hätte. Wozu nun? Die Bitterkeit im Herzen ist fort — fort für immer. Im Schatten des Todes gewinnt alles ein ebenes Ansehen. Ich wollte Dich immer nach den Briefen und Papieren fragen, mit denen ich mich beschäftigte, als mich der — —“

Bawns Herz schien sein Schlagen allemal einzustellen, wenn er so ruhig von seinem Tode sprach; aber sie antwortete dennoch in ihrer gewohnten munteren Weise.

„Ich habe alles wieder in den Kasten gelegt, Papa, ohne etwas zu lesen.“

„Du solltest das Leben überhaupt aufgeben, Kind, wenigstens — bis nach meinem Tode.“

Bawn stand auf, ging hin zu ihm, kniete an seinem Bette nieder und legte ihren Kopf auf sein Kissen.

„Sage das nicht, teuerster Papa,“ bat sie. „Du wirst wieder gesund, und dann sind wir beide so glücklich. Aber, Papa, die Papiere muß ich lesen — aber gewiß nicht früher, als Du es mir erlaubst. Ich habe eine Ahnung, daß ich im Lauf der Jahre mit den Menschen zusammentreffen werde, die das Leben meines Vaters so getrübt haben, und dann — dann, Papa, möchte ich mit jeder Einzelheit vertraut sein.“

„Träume, Kind, nichts als Träume! Wie sollte ein solches Zusammentreffen zugehen, und was sollte oder könnte es bewirken als Leid und Schmerz?“

„Das alles überlasse ich Gott. Ich habe voraussichtlich lange Zeit auf Erden zu leben, jene - - einige wenigstens — ebenfalls, und wer vermag zu sagen, was Gott gefällt? Sollte es mir Leid und Schmerz bringen, — wohlan, beides will ich willig hinnehmen, wenn nur die Wahrheit an den Tag kommt.“

„Mein Herzenskind, ich fühle, daß ich nicht das Recht habe, Dir in dieser Sache ein Verbot aufzuerlegen, nachdem ich Dir so viel vertraute. Das Schlimmste weißt Du, und wenn Du daran herumdenken mußt, ist es, wie Du richtig sagst, billig, daß Du genau unterrichtet bist. Ich gebe Dir die Erlaubnis, den Inhalt des Kästchens zu lesen, sobald Du Lust dazu hast.“

„Und darf ich hinterher mit Dir darüber sprechen?“

„Nein, lieber nicht, Kind. Mein Leben ist gelebt, meine Bürde ist getragen; Friede ist endlich bei mir eingekehrt, und ich möchte ihn nicht wieder verlieren. Benutze in späteren Jahren nach bestem Ermessen, was Du jetzt erfahren hast; so lange ich noch bei Dir bin, sei fröhlich. Mit der Vergangenheit habe ich abgeschlossen, bei meinem HErrn und Heiland habe ich Gnade und Frieden gefunden, nun laß die Sache ruhen."

Bawn wagte den Kopf nicht zu erheben, um ihrem Vater nicht die Tränen zu zeigen, die über ihre Wangen rollten. Sein stiller Friede, seine Versöhnlichkeit und Milde bewegten sie tiefer, als die bittersten Klagen sie bewegt haben könnten. Der Friede des nahen Todes war bei ihm eingezogen, aber Bawn erkannte das nicht. Wie süß mußte es beiden sein, wenn er wieder völlig gesund und in alter Kraft so über das sprach, was ihm solch ein Schreck gewesen war, daß er es tief in sich verschlossen hatte!

Nach langem, langem Schweigen wagte sie es endlich, sich aufzurichten und verstohlen nach ihm hinzusehen.

Sie glaubte, er sei eingeschlafen, und — das war er auch; aber sie brauchte nicht zu fürchten, daß eine Bewegung von ihr ihn erwecken werde, denn obgleich seine Augen fest geschlossen waren, war sein Geist doch bereits erwacht in der seligen Ewigkeit. — —

4. Aus der Vergangenheit.

Der zweite Winter nach Arthur Desmonds Tod war gekommen; sein Grab war mit Schnee bedeckt. Bawn hatte das erste Trauerjahr durchlebt und sie bemühte sich ernstlich, sich geduldig in das zweite hineinzuleben. Erschwert wurde ihr dies durch ihre Stiefmutter Hanna, die angefangen hatte sich herauszuputzen und Freunde und Verwandte zu sich einzuladen, die zu Lebzeiten ihres Gatten das Haus nicht betreten hatten.

An einem kalten, frosthellen Abend kam Bawn aus ihrem Zimmer herunter und blickte im Vorübergehen durch die Fenster zu den funkelnden Sternen hinauf und zu dem dunklen Walde hinüber. Nur ungern betrat sie das Wohnzimmer; aber sie hatte sich vorgenommen ihre Stiefmutter zu versöhnen, die durch ihr Fernbleiben sehr erbittert war.

Ach, die blühende, lebensfrische Bawn, die an der Seite ihres Vaters so froh und glückselig in die Welt hinausgeschaut hatte, war sie nicht mehr. Sie setzte sich an den Tisch vor dem Kaminfeuer nieder;

doch die Bücher, welche sie und er gelesen hatten, berührte sie ebensowenig wie den Inhalt des Korbes, der verschiedene Handarbeiten enthielt.

„Wenn Du mir endlich ein wenig unterhaltend sein wolltest, Bawn," sagte Frau Hanna zänkisch, „es macht mich nervös, Dich so regungslos und schweigsam dasitzen zu sehen. Dazu möchte ich mit Dir sprechen; denn ich sehe Dich so selten, daß ich die Gelegenheit wahrnehmen muß."

„Einsam bist Du doch aber nicht, Mutter Hanna, und die Gesellschaft, die Du empfängst, ist Dir angenehmer als ich."

„Möglich. In dem einen hast Du recht, für ein einsames Leben bin ich nicht geschaffen. Du scheinst in diesem Punkte auffallend von mir abzuweichen, denn Dir muß das Alleinsein großes Vergnügen machen, und Dein Benehmen Herren gegenüber ist ganz geeignet, Dich zur alten Jungfer zu stempeln. Ich bin nun einmal anders organisiert und will Deinem Beispiele nicht folgen."

„O Mutter Hanna," entgegnete Bawn mit einem Anflug ihres Lächelns, „es ist so gut von Dir, daß Du mich allemal zum Lachen zu bringen weißt. Ich wüßte auch wirklich nicht, wie Du eine alte Jungfer werden wolltest!"

„Ei, sieh doch, Du kannst wirklich noch lächeln und Du kannst auch scherzen," höhnte Hanna, „obwohl Du bei dem Scherz meines Vetters Henry neulich so auffuhrst und gerade wie eine große Fürstin aus dem Zimmer schwebtest."

„O bitte, bitte, erinnere mich nicht daran," rief Bawn, und ein Schatten legte sich auf ihre Stirn. „Leider bin ich nicht so sanftmütig wie ehedem; reize mich nicht so, daß ich mich nicht wieder zurechtfinden kann. Wenn Dein Vetter Henry seine häufigen Besuche hier einstellt, sollst Du wieder zufriedener mit mir sein."

„Das wird er aber nicht tun, so lange es mir gefällt, ihn hier zu sehen, meine Verehrte; und — ja, das erinnert mich an das, was ich Dir mitteilen wollte. Du weißt vermutlich, daß ich bereits ein Jahr im Witwenstande lebe."

„Ach ja," erwiderte Bawn traurig, und erschauernd rückte sie dem Feuer näher.

Wie keck Frau Hanna auch war, wurde sie nun doch etwas unruhig. Bawns völlige Gleichgültigkeit machte es ihr schwerer, ihre Neuigkeit kund zu tun. Ob das Mädchen gar keine Ahnung hatte?

Offenbar nicht. Bawn schaute träumerisch ins Feuer und dachte augenscheinlich gar nicht an Frau Desmond.

„Wenn Du mir Gehör schenken willst, möchte ich Dir sagen, daß ich nicht eine Frau bin, die lebenslänglich Trauerkleider um einen Mann trägt und — —"

Bawn schnellte empor; das weinerliche Lächeln, das über das Gesicht ihrer Stiefmutter huschte, erschreckte sie mehr als ihre Worte.

„Ach, sei doch ruhig!" bat sie, indem sie, wie fernere Mitteilungen abwehrend, beide Hände vor sich streckte.

Frau Desmond fuhr zurück. Der Ausdruck im Gesicht des Mädchens flößte ihr Furcht ein.

„Ich handle in unser aller Interesse nach bestem Ermessen," sagte sie in kläglichem Tone, und dann zog sie ihr schwarzberändertes Taschentuch hervor.

Bawn senkte mit leisem Schluchzen den Kopf, und minutenlang herrschte tiefe Stille im Zimmer. Das junge Mädchen kämpfte hart mit Kummer und Abscheu, die ältere Frau entbrannte vor Zorn und faßte den Entschluß, ihre Neuigkeit noch heute abend kund zu tun, wie unangenehm und widerwärtig ihre Stieftochter sich auch zeigen würde.

„Wenn Du mich nur zu Worten kommen ließest," stieß sie endlich hervor, „Du mußt es doch hören, daß ich — daß ich mich wieder zu verheiraten denke."

„Zu verheiraten?" fragte Bawn mechanisch.

„Recht kann es Dir selbstverständlich nicht sein, daß ich zuerst begehrt werde," fuhr Frau Desmond fort. „Zu Deinem Troste kann ich Dir wenigstens sagen, daß Vetter Henry ernste Absichten hat."

„Zu heiraten?" fragte Bawn abermals. Es schien ihr völlig unfaßbar zu sein, daß die Frau, welche ihr Vater gewürdigt hatte, seinen Namen zu tragen, an etwas derartiges denken könne.

„Ja, und ich kann Dir sagen, daß der junge Mann ein Patriot ist."

„Der junge Mann?" hauchte Bawn in vermehrtem Erstaunen.

„Und warum sollte er nicht jung sein?" fragte die ergrimmte Frau. „Willst Du mir etwa zu verstehen geben, daß ich keine junge Frau bin? Ist mein Haar etwa grauer als das Deinige?"

Bawn schwieg, denn endlich begriff sie alles. Hanna, die nur ein Jahr ihres Vaters Witwe gewesen war, wollte sich mit einem Manne ihrer Bekanntschaft verheiraten.

„Deine Ansichten sind mir bekannt," vervollständigte Hanna. „Haus und Ländereien gehören Dir, und Du kannst uns vor die Tür setzen, wenn es Dir beliebt. Aber, Bawn, sei doch vernünftig und

überlege Dir die Sache mit Vetter Henry. Wir könnten samt und sonders hier leben und wirtschaften und Geld auf Geld häufen, wenn Du nur zu richtigem Verständnis kommen wolltest."

Bawn dachte nach. Eigentlich war es nicht zu verwundern, wenn die Frau zu den Leuten zurückkehrte, aus deren Mitte Arthur Desmond sie zu sich emporgezogen hatte. Bawn gelangte schon nach wenigen Minuten zu der Ueberzeugung, daß Hannas Vorhaben eine Erleichterung für sie in sich schließe; sie stand dann nur so gänzlich allein.

„Von mir mußt Du in diesen Dingen ganz absehen," sagte sie ruhig. „Ich will es Dir danken, wenn Du mir gegenüber den Namen Deines Vetters Henry nie wieder erwähnst. Ich muß mir alles überlegen und darnach sage ich Dir, was ich über Haus und Land bestimme."

„Du kannst die Landwirtschaft nicht betreiben, und ein Verwalter würde Dich betrügen."

Als Bawn sich am Abend niederlegte, überschlich sie ein bitteres Gefühl erneuter Vereinsamung; daß dasselbe in Wirklichkeit bedeutungslos war, wußte sie, trotzdem litt sie aber. Wie unangenehm ihre Stiefmutter auch war, sie war doch das einzige Wesen, zu dem sie gehörte. Hanna hatte ihre Vergangenheit geteilt; Trennung von ihr war das Zerreißen des letzten Bandes, das sie mit jener noch verknüpfte.

Es war nicht abzuwenden; aber es konnte in großmütiger und freundlicher Weise geschehen. Ja, Bawn wollte das große Besitztum, auf dem sie nicht allein leben, das sie nicht bewirtschaften konnte, der überlassen, die so lange die Herrin gewesen war und damit fertig zu werden wußte. Sie selbst mußte ihre Heimat — ihr Vaterhaus — verlassen und sich irgendwo ein Obdach suchen.

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatte, schlief sie ein: aber mitten in der Nacht erwachte sie plötzlich wie durch einen Zuruf.

„Warum nicht nach Europa gehen — nach Irland? Warum den alten Wunsch, die Freunde und Feinde Deines Vaters kennen zu lernen, nicht zur Tat werden lassen?" schien eine Stimme in ihr Ohr zu flüstern.

Wie ein helles Licht, das plötzlich in einem dunklen Raume aufleuchtet, jede Einzelheit offenbart, die bis dahin verborgen, aber nicht vernichtet war, so ließ der Gedanke, der Bawn aus dem Schlaf erweckte, nun das sehnliche Verlangen, die noch gestaltlose Absicht hervortreten, welche Kummer und Leid verdeckt hatten.

Vortrefflicher Gedanke! Wie konnte sie ihre Zeit und den ihr von ihrem Vater hinterlassenen Reichtum besser verwenden? Nun gewann ihr Leben auf einmal ein neues Interesse — ein Interesse, das sie eng an den Teuren band, der so schwer gelitten hatte und nun eingegangen war zu seiner Ruhe.

Sie stand auf, schürte das Feuer, zündete die Lampe an und erschloß die Schublade, in der sie vor einem Jahre unter strömenden Tränen den alten kleinen Kasten ihres Vaters verwahrt hatte. Den Inhalt desselben hielt sie in höchsten Ehren und hatte es noch nicht gewagt, sich damit bekannt zu machen. Nun machte sie sich eifrig an die Durchsicht, entfaltete Blatt um Blatt, als ob sie aus denselben Belehrung zur Ausführung ihres Vorhabens schöpfen könne.

Aufmerksam betrachtete sie das kleine Porträt. Es war das schöne Gesicht eines jungen Mädchens. Sanfte blaue Augen, volles dunkles Haar, rosig angehauchte Wangen, Kinn und Mund fein und lieblich, aber — auf Schwäche deutend, der Anzug elegant und der Mode vergangener Tage angehörend.

„Du also bist das Mädchen, das meinen Vater liebte und — verurteilte," sagte Bawn. „Du armes schwaches Wesen, wie tust Du mir doch so leid! O, wenn Du es wüßtest, welches grausame Herzeleid Du einem ehrenhaften, treuen Mann bereitet hast, den Du grausam verkanntest und verstießest!"

Aber das schöne junge Gesicht lächelte beharrlich bei diesen Vorwürfen, und Bawn weinte bitterlich.

Endlich faßte sie sich so weit, daß sie das Manuskript ihres Vaters aufschlagen konnte, und dann las sie wie folgt:

„Ich beteure hiermit feierlich, daß ich frei von der Schuld bin, die mir aufgebürdet wird. Mit dem Tode Roderich Fingalls, der an einem Abend im Mai 18.. auf der Höhe des Aura, im Hochtale von Antrim, stattfand, habe ich nichts zu schaffen gehabt. Selbst wenn ich eines solchen Verbrechens fähig gewesen wäre, hätte mir doch jeder Grund dazu gefehlt.

„Freilich liebten wir beide Mave Adare; aber sie hatte sich mir verlobt, und jeder Zweifel an ihrer Treue lag mir fern.

„Roderich und ich waren gute Freunde, bis er meine Verlobung mit Mave erfuhr; er wähnte sich von mir vertrieben und wandte sich von mir ab. Sie hatte seine Liebe nie geahnt, denn er hatte nie zu ihr davon gesprochen, hatte sich aber von ihr verstanden geglaubt und

ihre Freundschaft bald für ein tieferes Gefühl gehalten. Das sagte sie mir; ich traute ihr, und er nährte seinen Groll und war fest überzeugt, daß ihm ein Unrecht zugefügt sei.

„Keiner von uns beiden war reich, aber augenblicklich schien ich bessere Aussichten auf Reichtum zu haben als er.

„Ein alter Herr, der aus Barbados gekommen war, trat als ein entfernter Verwandter der Familien Adare, Fingall und Desmond unter uns, obwohl wir untereinander nicht blutsverwandt waren. Er hatte, wie er sagte, großen Reichtum erworben, wünschte dereinst in der heimatlichen Erde zu ruhen und beabsichtigte, sein ganzes Vermögen ungeteilt demjenigen seiner Verwandten zu vererben, der ihm am besten gefallen werde.

„Der Wahrheit gemäß kann ich sagen, daß ich kaum einmal an ihn dachte. Das Glück, Mave mein nennen, täglich in ihrer Gesellschaft sein zu dürfen, nahm all mein Denken und Fühlen in Anspruch; und wie das Gerede entstanden war, daß ich der Erbe sein werde, konnte ich nie erfahren. Es fand aber Glauben, und viele waren der Ansicht, daß durch meine Verheiratung mit Mave beide Familien — die Adares und die Desmonds — bedacht würden. Mave und ich bezweifelten diese Möglichkeit, und ich kann hinzufügen, daß wir ihre Verwirklichung nicht einmal wünschten.

„Dies Gerücht steigerte Roderichs Aufregung und Reizbarkeit beträchtlich, und die Bitterkeit getäuschter Erwartung verdrängte zur Zeit sogar seinen Edelsinn. Er ließ sich zu dem Ausspruch hinreißen, daß Mave mich nur begünstigt habe, weil der alte Herr mich vorziehe. Alles in allem war er ungeachtet seines leidenschaftlichen Temperamentes ein lieber Mensch, und Mave und ich hofften seine Freundschaft mit der Zeit zurückzugewinnen. Sein Tod vereitelte diese Hoffnung.

„Ich war fremd in den Glens. Mein kleines Erbgut lag im Süden Irlands, und ich stand ganz allein. Nach dem Tode meiner Mutter — Vater und Schwester waren schon früher gestorben — ging ich nach Antrim, wo sie geboren war, und dort verlebte ich die glücklichsten und die entsetzlichsten Monate meines Lebens.

„Mave, inmitten ihrer Familie, erinnerte mich an ein Heckenröschen, das in vergifteter Atmosphäre blüht; denn die Adares waren wunderliche Menschen. Hochmütig, verschwenderisch, von ungesunder Geistesrichtung und ausschweifenden Gewohnheiten ergeben, sahen sie ihre Wohlhabenheit schwinden und hielten es doch für Erniedrigung, künftiger Armut entgegen zu arbeiten. Die männlichen Glieder der

Familie gefielen sich in untätigem Hinleben und unnützem Tun, wurden von ihren ärmeren Nachbarn und Untergebenen gefürchtet und gehaßt. Da war es denn ein beglückender Gedanke für mich, daß ich meine Mave aus dieser Umgebung fort- und in mein sonniges, kleines Besitztum in Kerry einführen könnte. Reich konnten wir uns ja dort nicht nennen, aber ich war voll ernsten Strebens, fleißig und arbeitstüchtig und wollte alles daransetzen, vorwärts zu kommen.

„‚Trägheit ist die Klippe, an welcher in diesem Lande so viele meiner Standesgenossen scheitern und bereits gescheitert sind,‘ sagte ich mir. ‚Ich will meine ganze Kraft aufbieten, sie zu vermeiden.‘

„Von allen Aussprüchen, die Roderich Fingall sich erlaubte, war mir nichts so empfindlich als die Behauptung, Mave habe sich nur mit mir verlobt, weil jener alte Herr mir so wohl wolle, und ich war ihm einige Male deshalb sehr ärgerlich entgegengetreten. Mave versuchte es immer wieder, mich zu beruhigen, und fürchtete — wie mir schien, sehr unnötigerweise — ernsten Streit zwischen uns.

„Eines Tages hatte sich in Bezug auf Roderich Fingall ein kleines Mißverständnis unter uns erhoben; ich war sehr verstimmt und machte einen weiten Spaziergang im Gebirge, um es zu vergessen. Als ich den Aura hinanstieg, war meine Verstimmung fort. Froh versenkte ich mich wieder in die Empfindung meines Glückes, und von Hoffnung und Freude erfüllt, genoß ich die Schöne des Sonnenunterganges, der im Gebirge von Antrim oft so überaus großartig und farbenprächtig ist.

„Kein unfreundlicher Gedanke gegen irgend einen Menschen fand Raum in meiner Brust, als ich Roderich Fingall mit gesenktem Haupte und düsterem Gesichtsausdruck von der entgegengesetzten Seite daherkommen sah. Mitleid mit seinem Kummer erfaßte mich; ich machte mir Vorwürfe, seiner krankhaften Reizbarkeit gegenüber einige Male zornig geworden zu sein.

„Er kam mir rasch näher, fühlte sich offenbar allein in dieser Gebirgseinsamkeit und gestattete der Bitterkeit seiner Seele, sich in seinem Antlitz wiederzuspiegeln. Der Gedanke, einer unliebsamen Ueberraschung vorzubeugen, veranlaßte mich, leise zu pfeifen.

„Dies Pfeifen faßte er falsch auf, wie ich erkannte, als wir uns einige Minuten später auf einem schmalen Fußpfade am Rande eines tiefen Abgrundes trafen. Er sah triumphierendes Frohlocken und Verspottung darin.

„‚Bis hierher hast Du mich also verfolgt, um Dich Deines unbescheidenen Glückes wegen aufzuspielen,‘ sagte er.

„‚Nein, Fingall, das lag und liegt mir fern,‘ entgegnete ich. ‚Unser Zusammentreffen hier ist ein zufälliges; laß es ein gutes sein. Ich will Dir nicht übel und wünsche zu Gott, daß Du mir das gleiche sagen kannst.‘

„Ich glaubte einen milderen Ausdruck in seinen Augen wahrzunehmen.

„‚Einst waren wir gute Freunde,‘ fuhr ich fort; ‚laß uns das wieder sein. Mit Wissen und Willen habe ich Dir nie ein Leid zugefügt, und wenn ich Dir Schmerz verursacht habe, so tut es mir bitter weh. Vielleicht findest Du früher oder später, daß Du Dich in mir doch geirrt hast, Fingall.‘

„Er sah mich forschend an, und ich glaube, er fing an mir zu trauen. Er blickte auf und schob das Haar von der Stirn zurück. Ich sah den Kampf, der zwischen seiner natürlichen Hochherzigkeit und dem bösen Geiste entbrannte, der ihn in Banden hielt. Endlich schaute er mir Auge in Auge.

„‚Fingall,‘ sagte ich, ‚Gott ist um uns und über uns; er sieht und hört uns. Laß nicht diese wundervolle Sonnenpracht verschwinden über unserem Zorn. Warum können wir nicht Freunde sein?‘

„Ich streckte meine Hand aus — ihm entgegen, und er machte eine Bewegung. Ich weiß nicht, ob er sich mir in Freundschaft nahen oder ob er sich in Feindschaft von mir abwenden wollte. Der Schritt rückwärts konnte unwillkürlich gemacht sein, im Augenblick darauf konnte er sich in meine Arme werfen; und dies letztere muß ich annehmen, wenn ich an den Ausdruck seiner Augen denke. Aber er stand auf einer gefährlichen Stelle. In unserer Aufregung hatten wir beide nicht beachtet, daß er sich, während unserer kurzen Zwiesprache, mit dem Rücken nach dem Abgrunde hin gewandt hatte. Nun tat er einen falschen Schritt und war verschwunden. Ich hörte seinen Schrei im Hinunterstürzen — dann herrschte tiefe Stille.

„In entsetzlicher Angst eilte ich von der Höhe nieder, traf einige Leute, erzählte, was vorgefallen war, und sie gingen mit mir, den Verunglückten zu suchen.

„Er war tot. Bei der gerichtlichen Untersuchung stattete ich meinen Bericht ab, und der Urteilsspruch lautete: ‚Verunglückt‘.

„Seine Familie war außer sich vor Schmerz. Er war der jüngste und geliebteste Sohn seiner Mutter, und die Arme gab sich ihrem Jammer so hin, daß man fürchten mußte, sie werde den Verstand verlieren.

„Meine Betrübnis war so groß, daß ich erst nach einiger Zeit be-

merkte, wie argwöhnisch ich angesehen wurde. Mein guter Name war verdächtigt worden. Ein namenloses Entsetzen umgab mich, verfolgte meine Schritte, begleitete mich wie ein böser Geist, schlüpfte durch meine Finger, wenn ich es ergreifen wollte, und verschwand, um sogleich wieder zu erscheinen. Ich bemühte mich, es nicht zu sehen, zu vergessen, hielt es für einen Spuk meiner überreizten Phantasie; und — ach, es war in Wirklichkeit noch da und behauptete sich bei jeder nur möglichen Gelegenheit. Endlich — endlich, mit plötzlichem Erschrecken, erkannte ich es eines Tages, sah ich seiner schändlichen Falschheit und Verderbnis ins Gesicht: — man hielt mich für Fingalls Mörder.

„Das geheimnisvolle Flüstern schwoll an und wurde so laut, daß es meine Ohren erreichen mußte. Ja, selbst in den sanften Augen meiner Mave erwachte ein Schatten des Zweifels. Ihr Lächeln verlor mehr und mehr an Wärme, und ein Ausdruck von Furcht verdunkelte ihr Gesicht bei meinem Erscheinen. Ich fand, daß ich einen mächtigen, geheimen Feind und Ankläger hatte, der unter dem Anschein, mich beschützen zu wollen, mit unnachlässiger Beharrlichkeit meinen guten Namen untergrub.

„Das wurde mir unerträglich. Ich ging zu Mave und bat sie um eine Erklärung ihres veränderten Wesens mir gegenüber. Ich sagte, daß ich das böse Gerede kenne, mir aber nichts daraus mache und sein Erlöschen abwarten könne, wenn sie an meine Unschuld glaube; aber — ach, ich las mein Urteil in ihrem Gesichte. Wer mein Ankläger auch sein mochte, er hatte ihr Ohr gefunden, ihr Herz von mir abgezogen.

„Sie sah meine Verzweiflung und brach in Tränen aus; als ich ihr aber näher trat, wich sie voll Angst zurück. In der nun folgenden, entsetzlichen Scene wurde ich belehrt, daß sie Auskunft erhalten habe, die nicht zu widerlegen sei und die Sache außer allen Zweifel stelle. Daß sie sehr schüchtern und leicht lenkbar war, hatte ich gewußt, aber diese klägliche Schwäche, dies Mißtrauen gegen den, den sie ihrer Liebe gewürdigt hatte, diese Treulosigkeit würde ich selbst im Traume nicht für möglich gehalten haben.

„Ich ging zu ihrem Bruder Lucas, dem Herrn und Regierer dieses ungesunden Hausstandes, stellte ihm den Fall vor, beteuerte meine Unschuld, bat ihn — wie ein Mann den anderen bittet — um seinen Beistand, diesen Fluch von mir abzuwenden, der mich zu Boden werfe. Er verhielt sich kühl, zurückhaltend, argwöhnisch, nannte sich meinen Freund, der mich nicht gern belasten möge, war aber augenscheinlich

von meiner Schuld überzeugt. Er sagte, daß sie alle, angesichts ihrer bisherigen Freundschaft mit mir und des Verhältnisses, in welchem ich zu seiner Schwester gestanden habe, nur zu geneigt seien, mich vor den Folgen des Geschehenen zu bewahren. Ich antwortete, daß das nicht nötig sei, und daß er mir meinen Ankläger nennen möge; er lächelte nur.

„Ich meinte, mein Herz an einem Felsen wund geschlagen zu haben, als ich ihn verließ. Eine Zeitlang blieb ich, wo ich war — immer auf der Suche, den Verleumder zu entdecken, immer bemüht, die schändliche Lüge, die das Blut aus meinen Adern sog, zu erdrücken; aber wie sich die Luft dem Griff der Hand entzieht, so entschlüpfte mir diese abscheuliche Verleumdung. Wie der elende, zu lebendiger Einmauerung verurteilte Mensch Stein auf Stein legen sieht zu der Mauer, die ihn vom Leben scheidet, so — langsam, doch sicher — sah ich dem Verglimmen des letzten Lichtblickes an meinem Horizonte zu. Aber endlich kam der Tag, an welchem ich mich ermannte und bekennen mußte, daß es mir unerträglich sei.

„Zum letztenmal ging ich zu Mave, fand sie, wie bei unserer früheren Zusammenkunft, von meiner Schuld überzeugt, und als sie mir ins Angesicht schleuderte, daß sie nie, nie meine Gattin werden könne und wolle, sagte ich ihr Lebewohl und verließ sie mit dem Gefühl eines namenlosen Wehes im Herzen.

„Ich schüttelte den Staub der Glens von meinen Füßen und verließ die Gegend, ohne mich von irgend jemand verabschiedet zu haben. Ich war so lange argwöhnisch angesehen worden, daß ich niemand zu finden hoffen konnte, der mir zum Abschiede die Hand gern gereicht haben würde. Man hielt mich ja für einen Mörder, der früherer Beziehungen wegen geschützt werden solle, dessen Gegenwart in einem ehrenwerten Gemeindewesen aber nicht wünschenswert sei.

„Um das Entsetzen, das ich einflößte, völlig begreifen zu können, muß der Charakter dieser Hochtälerbevölkerung in Erwägung gezogen werden. Ein Mord war seit Menschengedenken nicht vorgekommen und wohl kaum je ein Diebstahl oder irgend etwas, das Verbrechen genannt werden konnte. Die Leute hatten selbstverständlich ihre Fehler und gelegentlichen Streitigkeiten, waren im ganzen aber außerordentlich rechtschaffen und gutgesinnt, hielten und befolgten das Gesetz und wußten wenig oder nichts von der Welt jenseits ihrer Berge.

„Mit dem Brandmal des Kains an meiner Stirn ging ich aus ihrer Mitte fort, um ferner in einem entlegenen Erdenwinkel zu leben,

in welchem die üble Nachrede mir nicht zu folgen vermochte. Niemand wünschte mir Gottes Segen. Wer mir auf meinem Wege begegnete, wich mir aus, offenstehende Haustüren wurden geschlossen, als ich vorüber ging. Eine einzige Ausnahme habe ich zu verzeichnen. Als ich mit zuckendem Herzen und wie Feuer brennendem Gehirn Glenan hinaufschritt, trat eine Frau aus ihrem Hause und kam mir etwas entgegen. Sie hieß Betty Macalister, hatte in der Familie Fingall gedient, sich kürzlich verheiratet und wohnte nun in Glenan. Selbstverständlich wußte sie, was in der ganzen Gegend bekannt war; aber sie brachte mir ein Glas Milch, um mir ihre gute Meinung zu betätigen. Ich war im Begriff, ihr das Glas aus der Hand zu schlagen, ihr, die es wagte, sich mir freundlich zu erweisen, nachdem Mave — — — Ein Blick in ihre Augen, deren Ausdruck mich ergriff, stimmte mich um; ich trank die Milch und gab das Glas dankend zurück.

„‚Guten Tag und guten Weg, Herr Arthur,‘ sagte sie. ‚Mit dem Unschuldigen ist Gott.‘

„Zu antworten vermochte ich nicht, und Gott allein weiß, was sie in meinen Augen sah, als ich sie anblickte; sie bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze und lief laut weinend ins Haus.

„Ich ging nach London und blieb dort, bis ich mein Besitztum in Kerry verkauft hatte und das Haus, das Maves und meine Heimat geworden wäre.

„Wie im Traume durchwanderte ich die ganze Zeit immer und immer wieder London. So lange ich in Bewegung war, meinte ich einen Halt am Leben zu haben, konnte ich meinen Willen beherrschen; saß ich ruhig, dann kam mir das Verlangen, dann nahte sich mir Satan mit den greulichsten Anfechtungen und flüsterte mir ein, meinem Leben ein Ende zu machen. Ich denke, daß ich mehr als einmal ganz London durchwanderte, weiß indessen nicht, wo ich gewesen bin, was ich gesehen haben muß.

„Ich schrieb Lucas Adare, daß ich nach Minnesota auswandern und ihm nach meiner Ankunft von dort schreiben wolle, damit er mich zu finden wisse, falls Freunde oder Feinde Auskunft über mich begehrten. Ich wollte nicht verschwinden, wie ein Missetäter, der sich freut, davonlaufen zu können.

„Lucas schrieb mir einmal nach London und zwei- oder dreimal nach Minnesota; da seine Briefe aber nichts Besonderes enthielten, beantwortete ich sie nicht. Dennoch wunderte ich mich — und ich wundere mich noch heute — daß er dem Manne schrieb, den er für einen Mörder hielt, für einen verstockten, der Reue über sein Verbre-

26810

chen unzugänglichen Mörder. Und mir fiel der teilnehmende, mitleidige Ton seiner Briefe auf; denn Lucas Adare war kein Gefühlsmensch. Mitteilungen über sein und der Seinigen Ergehen machte er nicht; Maves Name fand keinen Platz in seinen Briefen, und ich begriff — und ich begreife auch jetzt nicht —, weshalb er mir überhaupt schrieb.

„Und Betty Macalister schrieb mir ebenfalls. Ich hatte ihr meine Adresse gegeben, weil ich überzeugt war, daß sie mir eher schreiben würde als Lucas Adare, falls sich eine mir günstige Wendung ereignete."

Bawn nahm Bettys Brief zuerst, entfaltete das vergilbte Blatt und las:

„Euer Ehren und lieber Herr Arthur!

Dieser Brief findet Sie hoffentlich so wohlauf, wie er mich und meinen Mann verläßt. Die Herrschaften in Hollow sind ganz passabel, und der alte Herr von Barbados hat alles dem Herrn Lucas vermacht. Das alte Schloß befindet sich in üblem Ansehen, und Fräulein Mave tritt nicht über die Schwelle. Die Herren haben wunderliches Gebaren, und die Leute mögen sie jetzt nicht lieber als vordem. Zuerst ging's hoch genug her mit ihnen, aber das Geld kann sich nicht halten in ihren Händen, und das alte Gut befindet sich nicht in guten Zuständen. Mein Mann und ich gehen mit Ihnen durch dick und dünn, aber Sie sind besser aufgehoben, wo Sie jetzt sind. Bin und bleibe zu Befehl, Euer Ehren und lieber Herr Arthur.

Betty Macalister."

Diesen Brief, der zehn Jahre nach Desmonds Auswanderung geschrieben war, las Bawn mehrere Male, und eins fiel ihr sehr auf. „Der alte Herr aus Barbados" hatte sein ganzes Vermögen Lucas Adare vermacht. Das Geld, das unter anderen Umständen Arthur Desmond vermutlich zugefallen sein würde.

Nun las Bawn, was Lucas Adare geschrieben hatte:

„Hoffentlich geht es Dir gut; denn trotz dem, was vorgefallen ist, nehme ich herzlichen Anteil an Deinem Ergehen. Die ‚Neue Welt' liegt vor Dir, und die Geschichte Deiner Vergangenheit folgt Dir nicht bis in dieselbe. Sie ist sogar auf aller Wunsch hier vertuscht worden, obwohl sie nicht vergessen werden kann. Du kannst noch immer ein angesehener Mann werden, die Vergangenheit vergessen und neue Freunde erwerben. Was mich betrifft, so werde ich mich

allezeit freuen, von Dir zu hören und zu wissen, daß es Dir gut geht.

Dein aufrichtiger Freund
Lucas Adare."

Die anderen Briefe waren in derselben Tonart verfaßt und atmeten eine Lindigkeit gegen einen erkannten Mörder, die schwer zu begreifen war. Einige enthielten Vorwürfe über Desmonds Schweigen. „Ich würde Dich unter die Gestorbenen zählen, wenn ich nicht wüßte, daß Du Betty Macalister geschrieben hast," sagte Adare in seinem letzten, nun fünfundzwanzig Jahre alten Briefe; aus dieser Bemerkung ging hervor, daß Desmond die Wißbegierde seines teilnehmenden Freundes nicht befriedigt hatte.

Bawn, die, mit Recht oder Unrecht, von Anfang an zu einer raschen Schlußfolgerung geneigt gewesen war, faltete die Papiere wieder zusammen und schloß sie in den alten Kasten ein. Jetzt war sie überzeugt, daß Lucas Adare aus selbstischen Beweggründen den guten Namen ihres Vaters untergraben und das Lebensglück seiner Schwester und seines Freundes vernichtet habe. Wenn Arthur als Mörder aus seinem Vaterlande verbannt, Roderich Fingall aber tot war, mußte die verhängnisvolle Erbschaft Lucas, dem Aeltesten der Familie Adare, zufallen.

„Und dies schwache Wesen," sagte Bawn, sich abermals in den Anblick von Maves Porträt versenkend, „ließ sich nur allzu leicht als Werkzeug gebrauchen. „Wenn Du" — so redete sie das gemalte Gesicht an — „eine wahrhaftige Seele gewesen wärest, wenn Du den Mut gehabt hättest, für ihn aufzutreten, diese abscheuliche Verleumdung mit ihm zu bekämpfen, wie Du es vor Gott und Menschen hättest tun sollen, könnte er den Feind entdeckt, sich der Welt gegenüber gerechtfertigt haben; aber Du verzagtest, Du verließest ihn, Du feiges Ding! Lucas war der Schurke, und Du warst die Närrin!"

Den größten Teil des Tages verbrachte Bawn allein. Sie ritt über die Prairie, überlegte alles, entwarf sich einen Plan, dessen Einzelheiten sie sorgfältig überschaute, und erwog die Gefahren und Schwierigkeiten, welche seine Ausführung möglicherweise in sich schloß.

Am Abend dieses Tages ging sie in das Wohnzimmer hinunter zu ihrer Stiefmutter.

„Mein Entschluß ist gefaßt, Du sollst das Haus behalten," sagte sie freundlich.

Frau Hanna sah sie ganz verwundert an. Sie hatte ihre Forderung gestellt, obwohl sie wußte, daß sie nicht das Recht dazu hatte, und war nun erstaunt über den Erfolg ihrer Keckheit.

„Morgen will ich nach St. Paul, um mich mit Doktor Ackroyd darüber zu bereden," fuhr Bawn fort.

Das war ein Schreckschuß für Hanna. Warum Doktor Ackroyd dazwischen bringen, der sicherlich ein geschäftliches Abkommen daraus machte?

„Du bist mündig," sagte sie. „Wir können unsere Angelegenheit ohne fremde Einmischung erledigen."

„Ich möchte seinen Rat hören; es ist noch nicht lange her, daß ich seiner Vormundschaft entrückte, und, Mutter Hanna, ich muß mich doch nach einem Unterkommen umsehen, wenn ich Dir dieses Besitztum abtrete."

„Es ist nicht recht von Dir, zu sprechen, als ob wir Dich los sein möchten. Können wir nicht allesamt eine Familie ausmachen?"

„Ich habe andere Pläne für meine Zukunft," sagte Bawn.

„Was können das für Pläne sein?" dachte Frau Hanna. Sie schaute sich in dem schönen Zimmer um und erwog im Geiste alles im großen und kleinen, was sie Bawns Großmut verdankte. „Sie muß nach Europa wollen und in einer der großen, eleganten Städte als reiche Erbin sich zu vergnügen gedenken."

Sie seufzte. Wie gern — o, wie gern hätte sie das auch getan, wenn sie zwanzig oder dreißig Jahre jünger und nicht so begierig auf Gelderwerb gewesen wäre.

5. Ein eigenwilliges Mädchen.

Am folgenden Morgen fuhr Bawn nach St. Paul, um sich mit ihrem früheren Vormund zu beraten.

Doktor Ackroyd war der einzige Mensch in Minnesota, zu welchem ihr Vater in einem annähernd freundschaftlichen Verhältnis gestanden hatte. In einer Zeit, die für den Doktor infolge widriger Verhältnisse eine sehr schwere gewesen war, hatte Desmonds großmütige Hilfe den Grund zu seinem jetzigen Wohlstande gelegt, und das hatte der brave Mann nie vergessen.

„Lieber Herr Doktor," sagte Bawn, als sie in dem behaglichen Wohnzimmer diesem und seiner Gattin gegenüber saß, „ich komme in geschäftlichen Angelegenheiten zu Ihnen. Sie wissen, daß ich mein einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt habe und nicht völlig unbrauchbar bin."

„So — so!" lachte der Doktor gutmütig. „Du willst mir begreif-

lich machen, daß ich vor einem Monat noch Dein Vormund war, daß Du Dich nun aber selbst bevormunden kannst und willst. Ist es so?"

„Ich bin ziemlich reich; nicht wahr?"

„So reich wie irgend eine junge Dame in Amerika, denke ich, und — das, mein Kind, will viel sagen. Was nun? Denkst Du es zu machen wie so viele, die Geld haben? Willst Du eine Vergnügungsreise nach Paris unternehmen?"

„Nicht so unnatürlich," bemerkte Frau Ackroyd, die Bawn sehr liebte.

„Ja," sagte Bawn, „ich beabsichtige nach Europa zu gehen — doch nicht nach Paris; an Vergnügungen und Annehmlichkeiten denke ich nicht, obwohl der Erdenfleck, den ich aufzusuchen wünsche, schön genug sein soll. Dies bestimmt mich indessen nicht. Ich würde hingehen, und wenn es der häßlichste, langweiligste Ort der Welt wäre."

Nachdenklich schaute sie in das Feuer, in welchem sie liebliche Täler erblickte und Bergeshöhen mit schmalen, Schwindel erregenden Fußpfaden, von denen ein Mann infolge eines einzigen falschen Schrittes in die Tiefe sinken konnte, Felsen mit einsamen Schluchten und schauerlichen Spalten, deren Düster das Leben menschlicher Wesen dunkel beschattete.

„Herr Doktor," sagte sie plötzlich, „ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß mein Vater Schweres erlebt haben könnte — ein außergewöhnliches, entsetzliches Unglück?"

Doktor Ackroyd wurde plötzlich sehr ernst. „Dieser Gedanke verließ mich nie," sagte er leise.

„Er beruht auf Wahrheit," fuhr Bawn fort, und in ihrem Gesichte wechselte die Farbe in jäher Folge. „Die Reise, welche ich zu machen wünsche, hat damit zu tun."

Sie brach plötzlich ab und verlor sich in Gedanken.

„Hast Du mir etwas zu vertrauen, Kind, und soll meine Frau uns allein lassen?" fragte Doktor Ackroyd.

„Nein," entgegnete Bawn ohne Zögern, indem sie der alten Dame, die sie so liebevoll ansah, die Hand entgegenstreckte. „Ich vertraue Ihnen beiden, wenn Sie mich anhören wollen."

Frau Ackroyd machte eine Bewegung. Sie war voll Mitgefühl, doch nicht ganz frei von Neugierde. Mit der freien Hand putzte sie ihre Brille, setzte sie auf und schob sie sorgfältig zurecht, als ob sie mit Hilfe derselben besser hören und greifen könnte.

Und Bawn sprach. Ihr Gesicht war völlig farblos, aber ihre Stimme war fest.

„Daß mein Vater sein Vaterland als junger Mann verließ, wissen Sie beide," sagte sie. „Er tat es unter sehr unglücklichen Umständen. Ein geheimer Feind hatte seinen guten Namen und damit sein Lebensglück untergraben. Seine Freunde und das Mädchen, das ihn geliebt hatte und mit dem er verlobt war, sie alle — ist es zu glauben? — sie alle wandten sich von ihm ab und schickten ihn, gebrochen an Herz und Geist, in die weite Welt hinaus. Sein blutendes, tief getroffenes Herz konnte lebenslänglich nicht wieder froh werden, doch jetzt ist es befreit von Schmerz und Leid!"

Bavn schluchzte laut und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Ihre Freunde belästigten sie nicht mit Beileidsbezeigungen oder Fragen, sondern warteten in teilnahmsvollem Schweigen, bis ihre Tränen sich erschöpft hatten.

„Ich weiß," so nahm sie ihre Mitteilung endlich wieder auf, und ein seltsames Licht glühte in ihren Augen, ein fester Entschluß beseitigte das Zucken der Lippen, „daß er einen Feind hatte, dessen verleumderische Lügen dies alles bewirkten; er selbst hielt sich für das Opfer von Umständen und Verhältnissen. Nachdem ich die Papiere durchgelesen habe, die mir zu diesem Behuf eingehändigt wurden, sind meine Vermutungen zu Wirklichkeiten geworden, und ich habe meine Entschlüsse gefaßt. Ich finde nicht Ruhe und Rast, bis ich der unglücklichen Tatsache auf den Grund gekommen bin, so weit," fügte sie traurig hinzu, „dies nach dreißig Jahren möglich sein wird."

„Mein liebes Kind, ich will Dir nicht entgegentreten," sagte der Doktor, erleichtert aufatmend, „ich kann mich in Deine Gefühle wohl hineindenken, kann aber nicht begreifen, wie Du das nach Ablauf so langer Jahre fertig bringen willst, was er zur Zeit als verloren aufgeben mußte."

„Nicht, indem ich in das Land, in die Häuser jener Menschen eintrete und sage: ‚Ihr seid meine Feinde. Ich bin Arthur Desmonds Tochter und weiß, wie schändlich Ihr meinen Vater behandelt habt. Bekennt Eure Sünde, oder ich werde — ich werde niedergeschlagen und vernichtet dahin zurückkehren, von woher ich kam.' Nein, so denke ich es nicht zu machen. Ich habe mir einen Plan entworfen, den ich freilich ohne Freundeshilfe nicht ausführen kann."

„Nun —?" fragte der Doktor aufmerksam.

„Ich beabsichtige dorthin zu gehen," fuhr Bavn fort. „Es ist ein entlegener Erdenfleck, der große Veränderungen nicht kennt — eine Landschaft voll Berge und Täler, von denen wir lesen, die wir hier in unserer Gegend aber nicht finden."

Doktor Ackroyd nickte, und vor seinem inneren Auge tauchten solche Landschaften auf, denn er war in Schottland geboren und liebte noch sein altes Vaterland.

„Unter fremdem Namen, als die verwaiste Tochter eines Landwirtes, der sich vor langen Jahren hier ansiedelte, will ich mich dort einführen. Ich will den Leuten erzählen, daß ich das Geburtsland meines Vaters infolge seiner Mitteilungen lieb gewonnen habe und mit seinen Ersparnissen — etwa fünfhundert Pfund oder so — gekommen bin, ein kleines Landgut, das eine Frau zu bewirtschaften vermag, zu pachten. So will ich mich inmitten dieser Leute, und zwar so nahe wie möglich, niederlassen, will alles vermeiden, was ihren Argwohn erwecken oder sie veranlassen könnte, auf ihrer Hut zu sein, will mich aber im stillen bemühen, das lange verhüllt gewesene Geheimnis ans Licht zu ziehen und die Wahrheit zu enthüllen. Gelingt es mir, dann werde ich diese falschen Freunde meines Vaters zur Rechenschaft ziehen, schüttele den Staub von meinen Füßen und komme hierher zurück."

„Ein netter Plan, mein Kind," sagte Doktor Ackroyd, „der aber ebenso abenteuerlich wie unausführbar ist. Was denkst Du zu tun, wenn Du die Wahrheit nicht an den Tag zu bringen vermagst?"

„Dann komme ich ebenfalls zurück — aber unglücklicher als ich fortgegangen bin. Sobald gebe ich mich jedoch nicht zufrieden: eine Anzahl Menschen müssen zuvor erst gestorben sein."

„Und wenn Du vielleicht alle bereits tot findest?"

„Diese Möglichkeit kann wohl nicht in Erwägung kommen; es handelt sich ja um eine sehr gesunde Gegend, in welcher die Menschen in der Regel ein hohes Alter erleben. Nein, ich habe alles überlegt, und in dieser Hinsicht habe ich vorzügliche Aussichten."

Doktor Ackroyd schwieg. Wie abenteuerlich ihr Plan auch war, es war ihr ernst damit, und er kannte sie lange und genau genug, um ihrer Charakterstärke gewiß zu sein. Eine einsichtsvolle, verständige Geradheit ihrer Absichten und große Furchtlosigkeit in Ausführung derselben war ihr stets eigen gewesen. Ihr Entschluß hatte daher ein anderes Ansehen als das Vorhaben eines gewöhnlichen, romantisch gesinnten jungen Mädchens, das feurig angefangen, aber bei dem ersten Mißlingen den Mut verloren haben würde. Wenn ein junges Mädchen imstande war, einen derartigen Plan zur Tat werden zu lassen, dann war es Bawn. Aber — wohin gelangte der gute Doktor mit seinen Gedanken? War es nicht seine Pflicht, all seinen Einfluß aufzubieten, sie von der Ausführung ihrer Absicht zurückzuhalten?

Er war hinreichend ein Mann der Welt, um — was Bawn in ihren betrübtesten Träumen fremd geblieben war — die Möglichkeit, wenn nicht gar die Wahrscheinlichkeit in Erwägung zu ziehen, daß Arthur Desmond begangen haben könne, was ihm zur Last gelegt wurde. Während seines langen Lebens in diesem neuen Lande war Doktor Ackroyd mit vielen Menschen zusammengekommen, die nach begangenen jugendlichen Uebeltaten nach Minnesota gekommen oder von ihren Angehörigen geschickt worden waren, um ein neues Leben unter Menschen zu beginnen, die von ihrer Vergangenheit nichts wußten. Konnte Arthur Desmond nicht einer von diesen gewesen sein? Er war geneigt, mit Bawn zu glauben, daß ihr Vater, der hier so musterhaft gelebt, so schwer gelitten hatte, von Anfang an unschuldig, dann aber der Böswilligkeit anderer oder einem Irrtum anheim gefallen sein könne; aber Bawns Ueberzeugung von der völligen Unschuld ihres Vaters vermochte er nicht zu teilen. Er sah nicht nur die Wahrscheinlichkeit des Mißlingens ihres Unternehmens voraus, er fürchtete auch, daß sie ein unumstößliches Zeugnis seiner Schuld finden könne — einer längst vergessenen, vielleicht für immer begrabenen Schuld, die sie mit rascher und liebreicher Hand aus der Vergangenheit, die sie begraben hatte, wieder hervorholte. Konnte nicht selbst dies lebensvolle, kräftige, geistig und körperlich gesunde Wesen infolge eines derartigen Schlages vernichtet werden?

Diese Gedankenfolge drängte sich dem guten Doktor auf, und Bawn beobachtete den wechselnden Ausdruck seines Gesichts.

„Sie werden mich doch nicht von meinem Vorhaben abbringen wollen?“ fragte sie ruhig.

„Mein liebes Kind, ich will alles aufbieten, was mir möglich ist, Dich hier zu halten,“ entgegnete er ernst. „Vor einem Monat würde ich die Macht und das Recht gehabt haben, Dir ausdrücklich zu verbieten, was ich nicht billigen kann; heute bist Du meiner Vormundschaft entrückt und kannst tun, was Dir beliebt. Ich bitte Dich inständig, nimm den Rat eines alten Mannes an und — laß die Sache ruhen. Dein Vater ist zu seiner Ruhe eingegangen; die Wogen der Zeit sind über sein Leid hinweggerollt; Du, mein Kind, brauchst niemals mit jemand in Berührung zu kommen, dem seine Geschichte bekannt ist. In allem, was Du außer diesem zu tun gedenkst, in allem, was Du sonst wünschen magst, verspreche ich Dir meine Hilfe nach besten Kräften. In dem, was nach meinem Dafürhalten nur zu Deinem Nachteil, vielleicht sogar zu Deinem Unglück ausschlagen kann und wird, muß ich Dir meinen Beistand versagen.“

„Was kann mein Leben sein, solange dieser Schatten sich über dasselbe breitet?“ fragte Bawn traurig.

„Du siehst allzu schwarz, Bawn. Mit der Zeit wirst Du neue Bande knüpfen und — —“

„Nein,“ unterbrach ihn Bawn mit großer Entschiedenheit. „Selbst wenn ich das wünschen, wenn sich mir die Möglichkeit dazu bieten sollte, würde es mir unmöglich sein, solange diese Wolke mein Leben verdüstert.“

Doktor Ackroyd schwieg fast erschrocken. Er wußte nicht, welche Schuld Desmond zugemessen worden war; nach Bawns Aussehen in diesem Augenblick zu urteilen, mußte es etwas Schlimmeres sein, als er angenommen hatte. Dennoch sprach er heiter.

„Du mußt Dich nicht wohl fühlen, Kind,“ sagte er. „Vertage das Ganze, auf einige Zeit wenigstens. Deine Ansicht wird sich ändern; diesen Plan wirst Du aufgeben.“

„Niemals,“ erwiderte sie, und ihr Antlitz trug den Ausdruck fester Entschlossenheit. „Das Verlangen wurzelt zu tief; außer diesem bleibt mir nichts, das mir das Leben wert macht.“

Der begonnene Kampf zwischen Bawn und ihrem früheren Vormunde währte zwei Monate lang; nach Ablauf dieser Zeit fühlte sich der Arzt genötigt, nachzugeben. Um sie nicht rat- und schutzlos gehen zu lassen, mußte er selbst die Angelegenheit in die Hand nehmen. Sie gewann den Sieg Schritt für Schritt.

Doktor Ackroyd erklärte sich schließlich bereit, sie auf der Fahrt über den Ozean zu begleiten; aber bevor er ihr erlauben wollte, an Ort und Stelle ihr Glück zu versuchen, wollte er selbst die Gegend als Tourist durchstreifen, Erkundigungen über die Leute einziehen und dann sehen, ob und wie weit Bawns Absicht ausführbar sei.

Unwillig fügte sie sich. Sie fürchtete, durch solche Vorsicht, solchen Schutz die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Doch unvorhergesehene Umstände begünstigten sie plötzlich. Ein innig geliebtes Kind des Doktors erkrankte gefährlich; der besorgte Vater konnte unmöglich eine lange Reise antreten. Bawn mußte allein gehen oder bleiben, und sie entschloß sich zu ersterem.

„Bringen Sie mich auf das Schiff und empfehlen Sie mich der Obhut des Kapitäns,“ sagte sie. „Sobald ich lande und meinen Weg nicht zu finden weiß, telegraphiere ich. Sie benachrichtigen Ihre englischen Freunde, die ich indessen ohne große Not nicht aufsuche. Das ist Schutz genug für ein besonnenes junges Mädchen aus dem Stande, dem ich angeblich angehören werde. Die Tochter eines ge-

wöhnlichen Landwirts wird niemand beachten. Wie viele arme Mädchen verlassen Amerika täglich, um sich unter viel schwierigeren Verhältnissen ihr Brot zu verdienen. Reiste ich in Ihrer Gesellschaft, würde ich mich mehr als einmal verraten, und wenn, wie Sie sagen, ‚die Welt so klein ist', würde ich sicherlich von irgend jemand gesehen und später erkannt werden."

Die Freunde konnten sie nicht zurückhalten, das eigene Kind hatte das erste Anrecht an ihre Sorge, und Bawn wollte nicht warten. Hanna war wieder verheiratet, und sie wollte im Hause nicht bleiben. Sie kaufte die Kleider, welche ihre künftige Lebensstellung erforderte, ordnete ihre Angelegenheiten, ließ der irischen Bank das ihr erforderliche Geld übermitteln, vertraute alles andere nach wie vor ihrem früheren Vormunde an und sagte dem lieben alten Vaterhause und dem teuren Grabe ihres Vaters Lebewohl.

6. Auf dem Meere.

„Wie konnte ich sie nur gehen lassen?" brummte Doktor Ackroyd, indem er den Hut abnahm und sich die Stirn trocknete. „Ich sollte sie in ein Irrenhaus gebracht haben."

„Das wäre Dir nicht gut möglich und hätte Dich dem Verdacht ausgesetzt, daß Dich nach ihrem Gelde gelüste, denn, lieber Mann, sie ist doch nicht irre," entgegnete gelassen Frau Ackroyd.

Der Doktor stöhnte laut. „Ein so eigenwilliges und doch liebes junges Mädchen ist mir zeitlebens nicht zu Gesicht gekommen," fuhr er fort. „Wie einen Faden Seide wickelte sie mich um ihren Finger. Gott behüte uns vor dem Jammer, daß ihr etwas Schlimmes widerfährt. Kommt sie in irgend einer Weise zu Schaden, dann können wir unsere Häupter nicht wieder erheben."

Das „eigenwillige" und doch „liebe" junge Mädchen hatte dem Zurückweichen des heimatlichen Ufers unter Tränen zugesehen, nun saß sie in einem behaglichen Winkel des Verdeckes, dem Meere zugekehrt, und blickte mit einer Art wundersamen, feierlichen Entzückens auf die unbegrenzte, glitzernde Fläche hin.

Es war ihre erste Bekanntschaft mit dem Meere. Die meisten von uns begrüßen dies große Wunder zuerst von ferne und kommen ihm dann allmählich näher. Eine blaue, sandbedeckte Bucht wird uns lieb, oder wir schauen staunend und überwältigt von violetten Felsenkuppen nieder auf die grünen Fluten zu unseren Füßen, auf

denen sich die Seemöwen behaglich schaukeln. Aber Bawn war urplötzlich von ihren Wäldern und Prairieen in diese Wasserwelt versetzt und erstaunt, bewundernd, geblendet schaute sie darauf hin. Und als sich der Blick erweiterte, als der gewaltige Ozean mehr und mehr zu einer lebensvollen, alles Denken und Fühlen in Beschlag nehmenden Gegenwart für sie wurde, da schwanden Reue, Mut, Hoffnung, Verlassensein und Vertrauen: — Empfindungen, welche sie wechselweise beherrscht hatten, und waren vergessen. Mit langen, tiefen Zügen sog sie die köstliche Salzluft ein, und ihr jugendfrisches Dasein erfüllte sie mit der Freude, die das glückliche Erbteil der Seevögel ist.

Sie saß so in ihrem Winkel, daß sie den übrigen Reisenden an Bord den Rücken zukehrte, und sie hörte das Hin- und Hergehen derselben und ihr Sprechen, ohne davon gestört zu werden. Während sie so im Vorderteil des Dampfschiffes ruhte, das Gesicht dem Meere zugewandt, ließ sie ihr ganzes Denken und Fühlen mit demselben forttragen. Ihre Augen hingen unverwandt am Horizonte — da, wo Himmel und Meer eins zu sein scheinen, — denn hinter demselben bargen sich ja die Geheimnisse, die sie ergründen wollte, war Land, das sie nie gesehen hatte.

Die Bücher, welche Doktor Ackroyd ihr mitgegeben, lagen unberührt. Wer konnte lesen in einer Welt voll stetig wechselnden, sich erneuernden Glanzes?

Vorwärts geneigt, das Kinn mit der Hand gestützt, ließ sie Stunde um Stunde schwinden, ohne den Kopf nur einmal zur Seite zu wenden, um zu sehen, was aus den Menschenkindern hinter ihr wurde. Die einzige Person, welche ihre Aufmerksamkeit in diesen ersten Vormittagsstunden eine Minute lang fesselte, war ein Herr, der noch weiterhin vorn auf dem Deck auf einem Haufen Taue saß und eine Zeitlang durch sein Fernglas aufs Meer hinausschaute. Aber lange bevor er sein Fernglas senkte, hatte Bawn ihn schon vergessen, und wieder hingen ihre Augen wie verzaubert an der glänzenden, immer veränderten Grenzlinie des Lichtreiches, dem das mächtige Herz des Dampfers keuchend und klopfend entgegenstrebte.

Als der Herr endlich von dem Tauknäuel herunterspringen wollte, bemerkte er die Reisende, die sich während der ersten Stunden der Seefahrt so beharrlich bewegungslos gezeigt hatte, während die Leute gemeiniglich voll Aufregung hin und her zu gehen und sich unter den Mitreisenden nach passendem Verkehr umzusehen pflegten. Diese Dame, ob sie jung oder alt war, konnte er nicht erkennen, da sie in einen Plaid gehüllt, mit einem breitrandigen schwarzen Strohhute

versehen war und ihm den Rücken zukehrte — ging offenbar nicht darauf aus, Bekanntschaft anzuknüpfen, schien sich vielmehr absichtlich von allen fern zu halten. Er hatte den Haufen Taue nicht erstiegen, um ihr Gesicht zu sehen, als aber seine Augen zufällig nach dieser Richtung hingeblickt hatten, blieb er noch eine Minute auf seiner Höhe stehen, sah aufmerksam nach ihr hin, und obwohl sie das nicht bemerkte, lüftete er doch den Hut, bevor er auf das Deck niedersprang.

Am Abend fand er sie wieder in derselben Stellung.

„Wie lange sie so verharren wird!" dachte er. „Acht oder neun Tage lang hält sie das unmöglich aus."

Im selben Augenblick wehte ihr der Wind den Hut vom Kopfe, und er fing ihn auf. Nun, viel früher, als er erwartet hatte, stand sie ihm gegenüber. Das goldgelockte Haupt war unbedeckt, der wellige Scheitel war vom Winde etwas in Unordnung gebracht, ihre Wangen erglühten vor Ueberraschung und im Widerschein der rosig gefärbten Atmosphäre.

„Ich danke Ihnen aufrichtig," sagte sie einfach und freundlich, als sie den Hut aus seiner Hand nahm.

„Sie müssen ihn besser befestigen," riet er.

„Ja. Sein Verlust hätte mich in große Verlegenheit gebracht, denn ich habe nur den einen," entgegnete Bawn ernst; aber dann mußte sie lächeln bei dem Gedanken, daß sie gezwungen gewesen sein würde, die Reise über den Ozean ohne Hut zu machen.

„Ich will einen Bindfaden daran knüpfen," sagte der Herr. „An Bord eines Schiffes und auf hohen Bergen muß der Hut auf dem Kopfe befestigt werden und — lassen Sie mich nur gewähren, ich verstehe mich darauf." Er nahm den Hut zurück.

„Da ich noch nie auf dem Meere war, konnte ich das nicht wissen," entschuldigte sich Bawn.

Der rote Schein der Sonne umfloß sie. Ein schönes Licht leuchtete aus ihren grauen Augen; ihr Gesicht hob sich in kühlen Farbentönen von dem Blau des Himmels ab wie das Antlitz einer schönen Statue inmitten eines antiken, farbenprächtigen Fensters. Aber ihr neuer Freund bemerkte das nicht; die Arbeit, welche er aus Gutmütigkeit übernommen hatte, nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

„So, —" sagte der gefällige Herr endlich, von seiner Arbeit aufblickend, „dies wird genügen." Er brach ab und schaute Bawn mit unverhohlenem Erstaunen an. „Wie schön ist sie," dachte er. „Wer in aller Welt konnte sie nur allein über den Ozean schicken?"

Vavn nahm den Hut zurück und setzte ihn auf, dann erinnerte sie sich an ihren Vorsatz, keine Bekanntschaften anknüpfen zu wollen, und an die Warnung, sich besonders Herren fern zu halten.

„Sie werden sich Dir sehr dienstbeflissen nahen," hatte die gute Frau Ackroyd gesagt; „nimmst Du ihre Gefälligkeit an, wirst Du sie bald genug lästig finden und nur schwer wieder los werden."

Schaudernd hatte Vavn dabei an Vetter Henry, den Verwandten ihrer Stiefmutter, gedacht – den einzigen jungen Mann, mit welchem sie häufiger zusammengekommen war. Herren, die ihm glichen, wollte sie mit Leichtigkeit fern halten; aber dieser Herr glich Vetter Henry nicht.

Sie befestigte ihren Hut und unterdrückte das in ihr aufkeimende gesellige Verlangen, das ihre Zunge zu entfesseln und sie in angenehmen Verkehr mit diesem Fremden zu bringen drohte.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden," sagte sie in einer Weise, die ihn kühl anwehte, und dann verneigte sie sich mit einer Anmut, die sie auf der Prairie nicht gelernt haben konnte, sondern ererbt haben mußte. Darauf zog sie sich wieder in ihre Ecke zurück und nahm ihre frühere Stellung wieder ein.

Er fand das zwar nicht ganz höflich, es gefiel ihm aber, als er bei seinem Auf- und Abwandern auf dem Verdeck darüber nachdachte.

„Wie konnte ich sie auch nur so anstarren?" so fragte er sich. „Hätte sich ein anderer Mann eine derartige Freiheit ihr gegenüber erlaubt, würde ich ihn zu Boden geworfen haben. Wie lange sie wohl warten wird, bevor sie mir erlaubt, sie wieder anzureden?"

Am anderen Morgen versah sich Vavn mit Büchern und einer Handarbeit, als sie wieder auf das Deck hinaufging. Sie war sich von neuem darüber klar geworden, wie notwendig es sei, unbemerkt zu bleiben und sich mit niemand in eine Unterredung einzulassen. Sie konnte möglicherweise doch von irgend jemand als die Tochter ihres Vaters erkannt werden, der einem anderen von ihr erzählte, und dieser andere konnte ihr begegnen in der ihr noch unbekannten Gegend, der sie sich jetzt zuwandte. Sie dachte an ihre Bekanntschaft vom gestrigen Nachmittag und war fest entschlossen, niemand das geringste von sich zu sagen; nur daß sie die Tochter eines Landwirtes in Minnesota sei und ganz allein stehe, konnten die Leute wissen. Der Herr von gestern war ein Gentleman und würde sie nicht fragen, aber sie konnte sich im Gespräch mit ihm verraten und – ja, sie kannte sich genugsam, um sich zu sagen, daß dies Geheimhalten eine schwierige Arbeit

für sie sei; auf ihr Vertrauen hatte ja niemand Anspruch, aber ein offenes, freimütiges Verhalten war doch viel angenehmer.

Kaum hatte sie ihre Handarbeit in Angriff genommen, als einer von den Spaziergängern auf dem Deck seine Schritte nach ihrer Ecke hinlenkte und neben ihr stehen blieb. Sie blickte auf und erkannte ihren Freund von gestern, der, die Mütze in der Hand, sie so ehrerbietig begrüßte, als ob sie eine Königin wäre.

„Heute ist es kalt und wird noch kälter werden," sagte er. „Erlauben Sie mir, es Ihnen etwas wärmer und bequemer zu machen."

Bavn dankte ihm freundlich, vergaß jedoch im Augenblick ihre Vorsätze so sehr, daß sie sich freute, eine menschliche Stimme zu hören; im nächsten kehrte die Furcht vor Entdeckung zurück. Konnte er nicht ein Feind sein, der, nachdem er ermutigt worden war, mit oder ohne seinen Willen herausfand, wie sie hieß? Ach, bevor sie Zeit hatte, zu überlegen, ob sie ihn abweisen sollte oder nicht, hatte er eine große Decke in der Hand und zog einen Sessel herbei.

„Setzen Sie sich hier hinein; Ihr Zeltstuhl wird Ihnen bald unbehaglich sein," sagte er.

Mit großer Geschicklichkeit breitete er die Decke über den Sessel und bat sie, Platz zu nehmen, dann schlug er die Decke über ihre Füße; und das alles ging so rasch von statten, schien so selbstverständlich zu sein, daß sie ihre Unfähigkeit, sich die Leute fern zu halten, mit Schrecken wahrnahm. Auf zudringliches Wesen und neugieriges Spähen hatte sie sich gefaßt gemacht, dies würde sie mit Leichtigkeit zurückgescheucht haben, gütige, freundliche Fürsorge ließ sich nicht so gut abwehren.

„Wie schön, daß Sie Bücher bei sich haben," sagte er, eins derselbend aufnehmend. „O, ‚Hiawatha'! Ich hatte die Absicht, das Land zu bereisen, wurde aber unvermutet heim gerufen. Kennen Sie die Dichtung, oder kennen Sie vielleicht Dakota?"

Bavn biß sich auf die Lippe. Sie bezweifelte, daß Frauen der Lebensstellung, welcher sie anzugehören vorgeben wollte, derartige Bücher lesen würden; wie konnte sie aber ihre Bekanntschaft mit einer Dichtung verleugnen, die ihr der Vater, im Waldesschatten liegend, Wort für Wort vorgelesen hatte?

„Meine Heimat ist in Minnesota," sagte sie, „und die Fälle von Minnehaha habe ich gesehen; ja — ich — ich kenne ‚Hiawatha' ziemlich gut."

Sie sprach zögernd, widerstrebend. Wie jämmerlich verdarb sie

ihre Angelegenheit gleich zu Anfang! Aber der Fremde dachte nicht an sie, sondern an das Buch.

„Ich habe es vor langer Zeit gelesen und habe mich immer warm für alles interessiert, was die Indianer betrifft. Nun muß ich es wieder lesen. Darf ich es nicht laut tun, hier, — während Sie arbeiten?"

Bawn seufzte innerlich und stach sich in den Finger. Wollte dieser Mann seine Bekanntschaft mit ihr trotz ihres Widerstrebens durchsetzen? Wenn er doch Vetter Henry gleich wäre, wie bald wollte sie ihn abfertigen; aber nun — nein, diesem Manne gegenüber wußte sie es nicht anzufangen, seine bescheidene Höflichkeit konnte sie doch nicht mit offenkundiger Unart beantworten.

„Ich mag Sie nicht ermüden," sagte sie in der Hoffnung, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

„Eine Ermüdung dieser Art würde ein Ausruhen sein," entgegnete er lächelnd. „Meine Glieder sind in der letzten Zeit ziemlich angestrengt worden, meine Zunge nicht. Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist und — —"

„Nein," sagte Bawn widerstrebend und auf ihre Arbeit niederblickend. „Wenn ich ihn gar nicht ansehe," dachte sie, „wird er mich schwerlich später wieder erkennen."

Und er las. Kunstgerecht paßte sich seine tiefe, ernste Stimme dem Rhythmus des Gedichtes an; wie in Musik gesetzt folgte Wort auf Wort. Ein Nebel legte sich über Bawns Augen; der Klang der bekannten Zeilen erweckte schmerzliche Erinnerungen in ihrem Herzen. Sie hatte alles, alles, außer der Zukunft, vergessen wollen, und nun? War es ein guter oder ein böser Geist, der ihr in den Weg getreten war und ihre Absichten durchkreuzte?

Mitunter verlor sie das Verständnis für das Gelesene, während sie auf den melodischen Tonfall der Stimme lauschte und sich über die reine Aussprache der Worte freute, deren Betonung zuweilen etwas fremdartig in ihr Ohr fiel. Wie konnte es anders sein, da er ein Fremder war? Hatte er nicht gesagt, daß er unvermutet früh heim gerufen sei?

Diese Gewißheit erleichterte Bawn, während sie auf das Vorlesen lauschte. Wenn er ein Engländer war, der von New York zurückkehrte, Minnesota nie gesehen, nie von ihr oder den Ihrigen während seines Aufenthaltes in Amerika gehört hatte, wie konnte sie sich dann nur einbilden, daß er den Leuten, vor denen sie ihre Ankunft zu verbergen wünschte, von ihr erzählen werde? Er wußte ja nicht,

wer sie war, und er konnte es nicht erfahren, wenn sie sich klug genug benahm und ihre Zunge im Zaume hielt. Er mußte sie als diejenige annehmen, die sie vorgab zu sein. Wenn sie dies recht erwog und die Unmöglichkeit eines Zusammentreffens nach ihrer Ankunft in Großbritannien in Betracht zog, mußte die ängstliche Spannung ihres Geistes weichen, schlug ihr Herz freier. Furchtlos blickte sie auf, und zum erstenmal betrachtete sie ihren Gefährten aufmerksam.

Die blaue Tuchmütze, welche er jetzt trug, ließ die breite, bedeutende Stirn sehen, deren obere Hälfte nicht so sonnverbrannt war als das übrige Gesicht. Sein dunkles, krauses Haar würde sich gelockt haben, wenn es nicht so kurz geschnitten gewesen wäre, und der Mund, den ein voller, brauner Bart frei ließ, war etwas groß, aber hübsch geformt. Die tiefliegenden Augen unter den dichten Brauen hatten eine beinahe düstere Farbe, die indessen durch das häufige Aufleuchten reinsten Humors erhellt wurde. Alles in allem war es ein angenehmes, höchst sympathisches Gesicht, aus dessen Zügen überall frohe Laune blickte. Der Ausdruck einer leichten Mattigkeit, mit welchem er sich dem Genuß des Ausruhens jetzt hingab — jenes Ausruhens, von dem er gesprochen, das er begehrt hatte — lieh der ganzen Persönlichkeit augenblicklich ein Etwas, das ihr sonst nicht eigen war.

Bawn, die sich unbeachtet wußte, beobachtete ihren Freund einige Minuten lang sehr aufmerksam und gelangte zu dem Schluß, daß er ihres Interesses nicht unwürdig sei, und daß sie mit ihm verkehren könne. Ein sehr angenehmes, ihr bis jetzt fremd gebliebenes Empfinden der Freude bemächtigte sich ihrer, und während sie emsig arbeitete, betrachtete sie ihn von neuem, und — dieses Mal begegneten seine Augen ihrem verstohlenen, forschenden Blick.

„Minnehaha, lachendes Wasser,
Du lieblichstes der Dakota-Mädchen,"

sagte er eben, als er die dunklen Augen von seinem Buche erhob, um seine lauschende, fleißige Zuhörerin nun auch verstohlen und forschend anzusehen. Sie hatte ihm ja gesagt, daß sie aus dem Dakota-Lande kam und bei den Fällen von Minnehaha gewesen war. Ohne Zweifel verglich er das liebliche Gesicht, das zuweilen mit einem ihm unerklärlichen Ausdruck von ihrer Arbeit aufsah und auf das Meer hinausschaute, mit dem ‚Lachenden Wasser' der Wälder und Prairieen und bildete sich eine Aehnlichkeit zwischen beiden ein, als er, plötzlich aufsehend, ihrem Blick begegnete.

Bawn, die sich der kühlen, forschenden Beobachtung ihres Blickes bewußt war, errötete heftig.

„Ich — dachte nach," sagte sie rasch.

„Und ich desgleichen," entgegnete ihr Gefährte, indem er seitwärts blickte und sich fester auf seinen Ellbogen stützte, wie selbstverständlich. „Sie beabsichtigten mir zu sagen — —"

„Nichts."

„Ich bitte um Entschuldigung, doch — sehen Sie dort, wie wunderbar schön sich der Sonnenglanz auf den Schwingen jener Vogelschar ausnimmt."

„O ja — o ja!" sagte Bawn, ihre Hand zum Schutz vor die Augen legend, ohne zu bedenken, daß dieselbe noch keine Folgen von Feldarbeit erkennen ließe. „Wie rasch sie fliegen! Sie kommen lange vor uns an."

„Wo?"

„Nun, überall — sagen wir in Großbritannien." „In Irland" wagte sie nicht zu sagen, weil sie sich durch den Ton ihrer Stimme beim Aussprechen dieses Wortes zu verraten fürchtete.

„Wünschen Sie so sehr die Beendigung der Reise herbei?"

„Ja."

Ach, wie gern, wie gern hätte sie mit den Vögeln fliegen, den Ort ihrer Bestimmung erreichen, gefährlichem Zusammensein mit fragelustigen, neugierigen Leuten entfliehen mögen!

„So ungeduldig kann ich nicht sein," gab ihr ihr Freund zur Antwort, „und doch hätte ich Grund dazu, wenn ich mir die Folgen einer möglichen Verspätung klar machen wollte, da ich verpflichtet bin, am Morgen des achten Tages, von heute an gerechnet, in London zu sein."

„Warum sind Sie dann aber nicht mit einem früheren Dampfer gefahren?"

„Ja — warum nicht? Weil ich Pech hatte. Ich wollte das selbstverständlich, wurde durch unvorhergesehene Dinge aufgehalten, eilte dann spornstreichs nach New York und kam im letzten Augenblick vor der Abfahrt dieses Dampfers an. Da ich eine philosophische Ader habe, tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß ich auf dieser Seefahrt in irgend einer Weise für jenes Ungemach entschädigt werden könne."

Ein zufriedenes Lächeln erhellte sein Gesicht. Bawn sah er nicht an, seine Augen waren auf das Meer gerichtet; dennoch empfand sie, daß er ihr andeuten wollte, wie zufrieden er mit dem Stande der Dinge sei und damit, daß er sie zur Reisegefährtin erhalten habe. Aber so konnte sie nicht denken, nicht fühlen. Sie fand seine Verspätung unbequem für sich und war beinahe geneigt, anzunehmen,

daß sie nur dazu stattgefunden habe, um ihr Verlegenheit zu bereiten.

Ein Trostkörnchen suchte sie aus seiner Mitteilung doch aber heraus. „Jedenfalls ist er kein Irländer," dachte sie. „Bin ich erst in Queenstown gelandet, so wird er aller Wahrscheinlichkeit nach meinen Pfad nie wieder kreuzen."

Dieser Gedanke bewog sie, sorgloser auszusehen und etwas freundlicher zu werden.

7. Gute Bekannte.

Als sie nachts wachend in ihrem Wandbette lag, freute sie sich, daß ihr der Tag in der Gesellschaft des Herrn mit der blauen Mütze so rasch und angenehm vergangen war. Ihrem Vorsatz, keine Bekanntschaft einzugehen, war sie freilich bald genug untreu geworden, und daß sie mit jenem Herrn in freundlichen Verkehr trat, war jedenfalls ein Wagnis. Aber mit großer Vorsicht hatte sie alles vermieden, was ihm Aufschluß über ihre Person geben konnte. Er wußte nicht einmal, wie sie hieß, und selbst den Namen, den sie in Irland führen wollte, kannte er nicht. Neugierig schien er nicht zu sein. Nur einmal hatte er ihr Gelegenheit gegeben, sich ihm vorzustellen, und aus Höflichkeitsgründen mußte er ja wünschen, sie mit ihrem Namen anreden zu können; aber sie war ihm ausgewichen, und das tat ihr leid, denn ihrer aufrichtigen Natur war alles Geheimtun fremd. Sie hatte geglaubt, daß ihr das Urteil anderer über ihre Person gleichgültig sei und daß ihre besondere Mission ihr gar leicht über jede Schwierigkeit der Art hinweghelfen werde, und nun beruhigte es sie bereits, einem Bekannten von achtundvierzig Stunden gegenüber nicht völlig aufrichtig gewesen zu sein.

„Mir bleibt nichts übrig, als mich fern von ihm zu halten," dachte sie. „Es handelt sich ja nur um wenige Tage; morgen will ich den Anfang machen und nicht auf das Verdeck gehen."

Nach diesem Vorsatz schloß sie die Augen und schlief sehr gut.

Am andern Morgen fand sie es doch recht unangenehm, sich solchen Zwang auflegen zu müssen. Die Sonne schien, die Luft war köstlich, unten in der Kajüte meinte sie im Gefängnis zu sitzen; aber sie hielt aus. Beim Mittagsmahl nahm sie ihren Platz an der Seite des Kapitäns ein und verhielt sich still. Ihr Freund sprach die Hoffnung aus, daß sie sich wohl fühle und auf das Deck kommen werde,

wo es sehr schön sei, und sie erwiderte, daß sie sich trotz ihres Wohlseins in der Kajüte aufhalten wolle.

Er sah sie ganz verwundert an.

„Bis jetzt sind Sie so wohl, wie ich selten eine Dame auf dem Meere gefunden habe; bleiben Sie unten, so wird die Seekrankheit nicht lange auf sich warten lassen," sagte er.

„Ich will es wagen," sagte sie gleichmütig, indem sie in die selbstverhängte Gefangenschaft zurückkehrte.

Der Tag war lang und ermüdend, Bawn lernte alle Unannehmlichkeiten einer Meerfahrt kennen. Kranke Damen, unzufriedene Kinder, die nicht lange auf dem Verdeck geduldet wurden, und einige Frauen, die, wie auch die Ueberfahrt sein mag, immer entsetzlich elend sind, bildeten ihre Gesellschaft. Sie machte sich nach Möglichkeit nützlich und angenehm, als aber der Abend kam, war sie matt und niedergeschlagen und sehnte sich nach der frischen, belebenden Luft, die sie so gewohnt geworden. Sie ließ es völlig dunkel werden, dann ging sie hinauf; sie mußte frei aufatmen, bevor sie sich niederlegte.

„Für ‚Hiawatha' ist es zu spät," dachte sie, als sie, über die Schiffsplanke gelehnt, sich ihrer Freiheit freute. Ein Stern nach dem anderen erschien, die Lichtstraße glänzte auf den Fluten, die Luft war frisch und belebend, das Wasserreich wogte rings umher. Ihr Herz erweiterte sich; ihre kleinen, nervösen Aufregungen und Sorgen entflohen. Wie konnte sie nur so töricht gewesen sein, sich so kindisch vor einem Menschen zu fürchten? Bawn gewann wieder Mut und konnte sich lächelnd zur Seite wenden, als sie die ihr bekannte Stimme dicht neben sich vernahm.

„Verzeihen Sie nur, daß ich Sie heute mittag in der Erfüllung Ihres menschenfreundlichen Vorsatzes zu stören versuchte," so lautete die Anrede. „Ich hatte ja keine Ahnung von Ihrer Opferfreudigkeit und hörte erst eben von einer Dame, daß Sie den ganzen Tag wie eine barmherzige Krankenpflegerin gehandelt haben."

„Leider muß ich bekennen, daß ich nicht von guten Beweggründen unten gehalten wurde, sondern lediglich an mich dachte," erwiderte Bawn.

„Ich werde Sie gestern mit ‚Hiawatha' gelangweilt haben."

Bawn glaubte in dem bedauerlichen Tone, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, ein Etwas zu entdecken, das sie auf einen jener launischen Blitze seiner Augen schließen ließ. Ihre Sache schien sie durch ihre Worte nur verschlimmert zu haben. Kranksein konnte sie nicht vorschützen und sie mochte sich auch nicht fälschlich so stellen,

als ob sie aus Mitleid mit den Kranken und dem Wunsch, diesen zu helfen, unten geblieben wäre; aber nun hatte sie ihm ja Anlaß gegeben, ihren wahren Beweggrund zu entdecken und zu glauben, sie fürchte, seine Nähe könne ihr gefährlich werden.

„Nein," sagte sie, „Sie haben mich nicht gelangweilt."

Ach, wie viel schöner war doch der gestrige Tag als der heutige, und wie undankbar mußte er sie finden!

„Das freut mich zu hören," entgegnete er, „und es ermutigt mich, Sie zu einer kleinen Promenade auf dem Deck aufzufordern; Bewegung vor dem Schlafen ist so heilsam wie frische Luft."

Bawn war bereit, und ihr unartiges Benehmen gut zu machen, kam sie seiner Aufforderung nach. Wie wunderbar! Im Hin- und Herwandern mit diesem Fremden unter den vielen Leuten fühlte sie sich ganz behaglich.

„Die Sterne sind heute so hell," sagte er. „Die herrliche, nirgends begrenzte Umschau gehört zu dem Schönsten, was eine Meerfahrt bietet. Wenn wir nur ein gutes Teleskop hätten!"

„Ach ja!"

Dieser unwillkürliche Ausruf Bawns überzeugte ihren Gefährten, daß er den Gegenstand der Unterhaltung glücklich gewählt hatte, und das war ihm lieb. Er wollte seine zurückhaltende Mitreisende von der Welt der Sorgen, Gefahren, Geheimnisse und Unbehaglichkeiten abziehen und an seine Seite fesseln. Daß dies alleinstehende junge Mädchen mit den treuen, aufrichtigen Augen gute Gründe für eine so beharrliche Zurückgezogenheit hatte und unbeachtet in der Menge zu bleiben wünschte, war ihm klar; und wie gern er seine Bekanntschaft mit ihr auch fortsetzen, ihr die Ueberfahrt nach Kräften angenehmer zu machen wünschte, vermied er doch sorgfältig alles, was sie beunruhigen und was ihr das Zusammensein mit ihm lästig machen konnte. Deshalb fragte er nicht, wo sie bisher gewesen war, wohin sie jetzt wollte, oder was sie von dieser Welt bereits gesehen hatte, sondern er schwang sich mit ihr von derselben zu den Sternen empor.

„Vermutlich wissen Sie etwas von Astronomie," sagte er. „Ich fange an zu vergessen, was ich etwa davon wußte."

„Viel mehr als die Namen der Planeten weiß ich nicht, und mehr kann von der Tochter eines gewöhnlichen Landwirtes auch schwerlich erwartet werden," entgegnete Bawn. „Einige der Sternbilder begrüße ich wie alte Freunde."

Dem Herrn in der blauen Mütze trat die Versuchung nahe, diese Bauerntochter ein wenig auf das Glatteis zu führen, um zu erfahren,

auf welchem Flecke der weiten Erde ihr Vater sein Feld bestellte. Einen Sieg glaubte er bereits errungen zu haben, als sie dies unbestimmte Geständnis ihrer Verhältnisse ablegte.

„In meiner Jugend," sagte er, „wünschte ich mir zu alleinigem Besitz ein Haus auf einem Stern in den luftigen Gefilden dort oben, ein Landgut, das ich nach eigenem Gutdünken bestellen könnte und ohne die Mühe, mit der wir das hienieden erfolglos genug tun."

„Eine ziemlich einsame Großartigkeit des Lebens," bemerkte Bawn.

„Nun, allein wollte ich da nicht sein. Ich beanspruchte die Liebe und Gesellschaft einer Bewohnerin des Sternes, die so hoch erhaben über den Töchtern der Menschen wäre wie mein Stern über der Erde."

„Jetzt sind Sie wohl nicht so romantisch?" fragte Bawn lächelnd.

„Nein, diese jugendlichen Träume sind dahin. Ich wäre jetzt völlig zufrieden mit einer Tochter der Menschen."

Bawn schwieg. Sie hätte ihm einige Fragen vorlegen mögen, durfte es jedoch nicht tun, weil sie über sich nichts aussagen konnte und wollte. Es drängte sich ihr unwillkürlich der Gedanke auf, ob er nicht bereits eine gefunden habe unter den Töchtern der Menschen, die ihm gefiel, und jetzt mit ihr beschäftigt sei.

Und so, in tiefes Nachsinnen versenkt, schritten beide nebeneinander hin. Die Sterne funkelten heller, der Nachtwind wehte sie kühler an. Die meisten Reisenden hatten sich zurückgezogen, nur hier und dort saß noch eine dunkle Gruppe, nur wenige bewegten sich noch auf dem Verdeck. Dunkel, ruhelos, geheimnisvoll breitete sich die Wasserwelt ringsum aus, und in Bawn machte sich das Sehnen nach Geselligkeit geltend — und immer mehr geltend.

„Woran denken Sie nur, mein Fräulein?"

„Auch Sie scheinen in Gedanken versunken!"

„Ich dachte," sagte der Herr, „wie weit unsere Gedanken wohl voneinander getrennt wären, während wir so einträchtig miteinander hier auf und ab schritten. Wer vermöchte wohl zu sagen, wohin Sie im Geiste geführt wurden?"

„Oder Sie? Wir werden nie voneinander erfahren, wo wir gewesen sind."

„Ich will es Ihnen bekennen, was ich während der letzten fünf Minuten gedacht und gesehen habe, wenn Sie mich nur ein klein wenig zu dieser Vertraulichkeit ermutigen wollen."

„Das würde nicht nett von mir sein, da ich nicht ebenso offen sein will."

„Ja, das würde ich fordern; aber ein wenig von Ihrer Seite sollte reichlich von mir belohnt werden."

„Nun denn," sagte Bawn, „ich dachte unter anderem darüber nach und fand es wunderbar, daß zwei einander völlig fremde Menschen sich recht gern miteinander unterhalten, daß sie ihre Gedanken austauschen und doch gar nichts von ihrem Leben, ihrer Vergangenheit und Zukunft wissen — ganz zufrieden damit sind und nicht weiter aneinander denken werden, wenn sie nach dieser kurzen, aber freundlichen Bekanntschaft getrennt werden. Ich bin nicht viel mit Fremden zusammengekommen, deshalb kann ich so darüber nachdenken."

„Das Leben ist schon oft mit einer Reise verglichen worden, weil die Menschen sich überall treffen und wieder trennen, ganz wie Reisegefährten. Meine Gedanken waren einfacher. Ich versuchte, mir begreiflich — wirklich faßbar zu machen, daß Sie die Tochter eines Landmannes wären, und es gelang mir nicht."

„Ich sage Ihnen die Wahrheit," beeilte sich Bawn zu bemerken.

„Die ganze Wahrheit und — nichts als Wahrheit?"

„Nein, nicht die ganze; was ich aber sagte, verhält sich so."

„Welchen wundervollen Glanz hat die Lichtstraße jetzt!"

„Ja, aber ich bin müde und will hinunter gehen."

Schweigend geleitete er sie an die Treppe. Als sie einige Stufen hinunter gegangen war, blieb sie stehen und sah zu ihm auf. In dem hellen Zwielicht der Sternennacht sah ihr Gesicht noch schöner aus. Er blickte sie forschend an.

„Wollten Sie mir andeuten, daß wir einander vollständig vergessen müssen, sobald wir unsere Füße auf die Mutter Erde setzen?" fragte er. „Warum soll das Meer so freundlich sein und das Land so hart? Liegt ein triftiger Grund vor, der uns verhindern kann, Freunde zu bleiben?"

„Viele Gründe," sagte Bawn entschieden und verschwand.

8. Freunde.

Am folgenden Morgen nahm sich Bawn vor, nicht länger so feige zu sein. Sie glaubte dem Herrn begreiflich gemacht zu haben, daß sie unbekannt zu bleiben wünschte, und konnte sich nun beruhigen. Nach dem, was sie ihm gesagt hatte, konnte er ihr keine Fragen in Bezug auf ihre Person vorlegen; demnach konnte sie freundlich mit ihm verkehren und sich der Annehmlichkeit seiner Gesellschaft zuweilen hingeben.

Als sie oben erschien, hatte er ihr bereits einen bequemen Sitz bereitet und nahm zu ihren Füßen Platz.

„Kehren wir zu den Indianern zurück?“ fragte er, sich nach „Hiawatha“ umsehend.

„Ach nein,“ entgegnete sie, weil sie fürchtete, daß die Lektüre wieder zu persönlichen Bemerkungen über Heimat und Vaterland führen könne.

„Haben Sie kein Interesse für die Indianer?“

„Ich habe viel von ihnen gehört und gesehen, was edel war,“ sagte sie ausweichend und genau auf ihre Arbeit niedersehend.

„Sind Sie in Paris gewesen?“ fragte sie plötzlich, indem sie aufblickte und ihn ruhig ansah. Sie wollte das Gespräch von ihrer Heimat ablenken auf ein anderes neutrales Gebiet, und Paris schien ihr dazu geeignet zu sein. Ein Herr, der dort gewesen war, mußte viel zu erzählen wissen.

„Sie will vielleicht hin,“ dachte er, „aber in welcher Eigenschaft? Junge Amerikanerinnen reisen zuweilen allein um die Welt, wenn es ihnen an männlicher Begleitung fehlt. Sollte sie dort Gouvernante werden wollen? Nein, gewiß nicht; dann hätte sie mehr von Astronomie gewußt. Wer weiß, ob sie nicht eine verkleidete Prinzessin ist, die in Paris ihre Freunde trifft und von denselben in die Gesellschaft eingeführt wird. Sie wird vor Herren während ihrer Meerfahrt gewarnt worden sein, und — ja, das ist ihr Geheimnis.“ Er schob die blaue Mütze zurück, und seine Stirn, die nun ganz frei war, vermehrte den Ausdruck der Kraft und Verläßlichkeit, den sein Gesicht hatte. „Ich kenne Paris so gut, wie ein Fremder das kann; es ist eine wunderschöne Stadt,“ sagte er. „Sie werden entzückt von derselben sein.“

Bawn preßte die Lippen aufeinander, um nicht zu antworten. Warum sollte sie ihm sagen, daß sie Paris schwerlich jemals sehen und mit der Gesellschaft nichts zu tun haben werde? Wollte er sie durchaus nicht für die Tochter eines Landwirtes halten, sah er in ihr eine junge Dame, die ihr Glück in Paris suchen wollte, dann mochte er es tun; wenn er sich häufig in großen Städten aufhielt, so gab ihr das Gelegenheit, daß sie einander schwerlich wiedersehen würden.

„Ob ich das Richtige getroffen habe?“ dachte der Herr in der blauen Mütze, indem er verstohlen zu Bawn hinüber blickte und den schelmischen Ausdruck ihres Gesichtes bemerkte. „Warum mache ich mir eigentlich damit zu schaffen, da es mich doch absolut nichts angeht? Es würde mir sicherlich nicht einfallen, mich darüber zu be-

unruhigen, wenn ich nur wüßte, ob sie in gesicherten Verhältnissen lebt, glücklich ist und ob sie auf eine angenehme Zukunft hinblicken kann."

Der Wind umfächelte Bawn, raufte ihr Haar in den Schläfen und an den Ohren, färbte ihr Gesicht rosig und entführte oft die seidenen Fäden, mit denen sie nähte; ihr wachsamer Freund fing sie allemal auf und gab sie ihr zurück. Aber nun flatterte ein kleines weißes Taschentuch fort, das auf ihren Knieen lag, und er erhaschte es, als es an seinem Gesichte vorüber den Weg nach der Schiffsplanke einschlug. Da er es zurückgeben wollte, erblickte er den Namen in der Ecke des feinen, echten Batistes, der sich, schön gestickt, von Blumenranken umgeben, über dem breiten Saum befand: „Bawn".

„Ist das Ihr Taufname?" fragte er eifrig. „Diese Frage können Sie beantworten, ohne mir Vertrauen zu schenken; und wenn ich es augenblicklich auch ganz gern wissen mag, werde ich es sicherlich doch wieder vergessen. Bawn — welch ein seltsamer, ungewöhnlicher Name! War die berühmte Molly Bawn etwa ihre Ahnfrau?"

„Ja," sagte Bawn gelassen.

Wie würde sie dieser bedeutungslose Vorfall gestern noch erschreckt haben! Da sie aber auf dem Wege nach Paris war, um dort ihr Glück zu machen, konnte es ihr nur lieb sein, wenn er wußte, daß sie ein so feines Taschentuch hatte, wie Damen zu haben pflegen. Es legte Zeugnis ab, daß sie ein wohlhabendes Fräulein war, welches unbekümmert allein nach Frankreich gehen konnte, wo sie von Freunden empfangen wurde; und er mußte es natürlich finden, daß sie mit zufälligen Reisegefährten nicht bekannt zu werden wünschte.

Ja, so dachte der Herr mit der blauen Mütze beim Anblick des echten Batisttuches; Bawn, die ihn verstohlen beobachtete, erkannte das belustigt, und ein schelmisches Lächeln kräuselte ihre Lippen.

Und er beobachtete sie ebenfalls und glaubte, es betrübe sie nicht, auf diese Art verraten zu sein. Es war ihr vielleicht ein Zeitvertreib, von ihm geneckt zu werden, und — er neckte sie.

„Da ich Ihren Taufnamen weiß, fühle ich mich verpflichtet, den meinigen ebenfalls zu nennen," sagte er. „Er ist beinahe so wundersam und eigenartig als der Ihrige; ich heiße — Somerled. So, nun werden wir uns beide behaglicher fühlen; es ist ein großer Vorteil, zu wissen, wie wir unsere Freunde anzureden haben."

„Fremde pflegen sich doch aber nicht bei ihren Taufnamen zu nennen?"

„Wir beide stehen uns kaum noch fremd gegenüber; an Bord

eines Schiffes reifen Freundschaften schnell, und Sie und ich, die wir beide allein stehen, sind, sozusagen, in nicht gewöhnlicher Weise aufeinander angewiesen. Doch dies alles bedarf Ihrer Genehmigung. Ich werde Ihren hübschen Namen ohne Ihre ausdrückliche Erlaubnis nicht einmal mit einem ‚Fräulein' zuvor aussprechen; daß Sie nicht verheiratet sind, glaube ich übrigens zu wissen."

„Nein, verheiratet bin ich nicht," sagte Bawn, ganz starr vor Erstaunen, daß diese Möglichkeit überhaupt nur jemand aufstoßen könne.

„Ich sah es an Ihrer Hand," fuhr Somerled mit sichtlicher Befriedigung fort, „und es ist in allen Fällen angenehm, zu wissen, daß man recht geraten hat. Ich weiß nicht, wie es mich berühren würde, wenn ich Sie Frau Bawn anreden müßte."

„Und ich weiß nicht, welchen Unterschied das machen könnte," sagte Bawn ruhig.

„Diese Frage möchte schwer zu beantworten sein. Jedenfalls wäre es mir lieb, in Paris mit Ihnen zusammenzutreffen."

„Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, daß wir uns in Paris wiedersehen werden?"

„Nun — ich habe dort Freunde und komme zuweilen hin, und ich bin überzeugt, daß ich Sie in eleganter Toilette finden werde und in der Umgebung einer Schar von Verehrern. Dann wird mir vielleicht nichts bleiben als die Erinnerung, denn ich werde Sie kaum anreden können."

Bawn schwieg. Hatte nicht Doktor Ackroyd zuerst geglaubt, daß sie nach Paris gehen und in der dortigen Gesellschaft als reiche Erbin aus Amerika auftreten wolle? Ja, sie könnte jetzt, unter passendem Schutz, auf dem Wege nach dieser Stadt sein. Solch ein Leben, wie sie es dort möglicherweise gehabt haben könnte, erschien ihr einen Augenblick lang von einem verlockenden Glück durchhaucht. Aber auch nur einen Augenblick lang. Dann erhoben sich auf einmal die dunklen Wälder ihrer Heimat vor ihrem geistigen Auge und bildeten einen düsteren, verbietenden Hintergrund ihrer Gedanken. In der wohlbekannten, mit gefallenen Blättern bestreuten Niederung, welche die hohen, majestätischen Bäume beschatteten, sah sie das einsame Grab ihres Vaters, das alles enthielt, was sie auf Erden geliebt, was ihr das Leben wert gemacht hatte.

Nein, hinweg mit jenen glänzenden Scenen, die ihrem neuen Freunde so bekannt zu sein schienen, die so verlockend vor ihr auftauchten, sie waren nicht für sie. Die glänzende Welt von Paris

mochte sich allein in ihrem eitlen Flitter nach Weltart belustigen, sie mußte wie bisher ohne Bavn fertig werden, und das konnte sie ja auch vortrefflich. Nein, Bavn wollte den schmalen Weg, der zum Leben führt, nicht verlassen, sie hatte auch die Aufgabe, die ihre Liebe zu ihrem Vater ihr gestellt hatte, nicht vergessen, sie wollte willig den schattigen Weg des Lebens fernerhin wandeln, sich zwischen düsteren Höhen verborgen halten und die Erinnerung an die Leiden und das Unrecht vergangener Tage lebendig in sich fortbestehen lassen.

„Machen Sie kein so ernstes Gesicht," bat Somerled. „Habe ich Sie durch allzu vertrauliches Reden verletzt, dann will ich mir für heute die Freude ihrer Gesellschaft versagen."

„O nein," sagte Bavn freundlich, „gehen Sie nicht. Wenn ich mir jetzt allein überlassen bliebe, würde ich mich recht einsam fühlen."

Diese Worte waren das Resultat ihres Nachdenkens. Sie war ja eben zu der Gewißheit gelangt, daß ihre beiderseitigen Wege in Zukunft völlig geschieden sein mußten, und daß ein zweites Begegnen in dieser Welt höchst unwahrscheinlich war.

Er sah sie dankbar an.

„Aber die unartigen Kinder und die kranken Damen, die das Gefühl des Alleinseins nicht in Ihnen aufkommen ließen?" fragte er.

„Hier oben finde ich es doch angenehmer."

„Selbst wenn ich da bin?"

„Selbst dann."

„Was es mich auch kosten mag, ich kann es nicht bedauern, daß ich den Abgang des früheren Dampfers versäumt habe," beteuerte Somerled lächelnd.

Als er im Abenddunkel dieses Tages auf dem Deck hin und her wanderte, gestand er sich, daß dem Mädchen mit dem goldblonden Haare, der breiten Stirn, dem charaktervollen Munde, dessen eigenartiger Ausdruck von Entschlossenheit, guter Laune und lieblicher Milde ihn so ansprach, kein unangenehmes Geheimnis anhafte, und daß die große Zurückhaltung, das würdevolle Maßhalten des Wesens nur eben so sei, wie es bei jungen Mädchen sein solle.

Er hätte sie bitten mögen um ihren Namen, um Auskunft über ihre Familie und ihre wirkliche Stellung in der Welt. Wenn er anfänglich auf den Gedanken gekommen war, daß sie jede Mitteilung über sich und ihre Verhältnisse furchtsam vermeide, so glaubte er jetzt, es bereite ihr eine Art Genugtuung, ihn so im Dunkel hinzuhalten. Augenblicklich konnte er ihr dies Vergnügen lassen, bevor sie jedoch das Schiff verließen, mußte er sie bewegen, ihm zu vertrauen. Ihr

Mangel an Interesse für seine Angelegenheiten hatte ihn verstimmt, sie hatte sich nicht einmal in Bezug auf seinen Namen neugierig gezeigt; aber so konnten sie nicht voneinander scheiden. Das dreitägige, fast stündliche Beisammensein hatte den Wunsch in ihm erweckt, dies junge Mädchen nicht aus den Augen zu verlieren, und er mußte sich doch sagen, daß sie eine gewisse Macht besitze, ihn, falls sie das wünschen sollte, zu überlisten.

Und während diese Gedanken durch seinen Kopf zogen, sah er Bawn plötzlich mit raschen Schritten auf das Deck kommen. Ohne ihn zu sehen, trat sie ganz in seiner Nähe an die Schiffsplanke, knotete das feine Batisttuch, das er am Morgen aufgefangen hatte, fest zusammen und ließ es in das Meer fallen. Ganz erstaunt sah er ihr zu. Tat sie das, weil dies Tuch ihren Namen ihm verraten hatte?

Und Bawn? Aus Versehen war dies Stückchen Batist zwischen ihre neuen, einfachen Sachen gekommen, aus Gedankenlosigkeit hatte sie es in Gebrauch genommen; für die Lebensstellung, der sie in Zukunft angehören wollte, paßte es nicht. Sie wollte es nicht behalten.

Wie sollte sich Somerled dies erklären? Sie wollte absolut unbekannt bleiben. Er hätte sie auf der Stelle fragen mögen, wagte sie aber nicht anzureden, und sie ging hinunter, wie sie heraufgekommen war.

9. Feinde.

Wieder war es Morgen — ein sonniger Morgen — und wieder saß Somerled und beobachtete Bawns weiße Hände, in denen eifrig die Stricknadeln hin und her flogen.

„Dieser Dampfer ist wirklich wie ein gutes Hotel," sagte er. „Mir sollte es recht sein, wenn wir immerfort oder wenigstens lange Zeit in dieser Weise fortgetragen würden. Nur müßten wir dann und wann in einem Hafen anlegen, ans Land gehen, um einen tüchtigen Spaziergang machen zu können. Einem Manne ist Bewegung notwendig; dies abgerechnet — —"

Er brach plötzlich ab, und da Bawn nicht antwortete, pfiff er leise eine jener irischen Melodieen vor sich hin, die sie so oft von ihrem Vater gehört hatte.

„Sind alle amerikanischen Dampfer so hübsch wie dieser?" fragte Bawn nach Beendigung der Melodie.

„Der andere, auf welchem ich fuhr, war es sicherlich nicht. Es

war ein Auswandererschiff; Sie wissen aber vermutlich nicht, was das sagen will."

„Kamen Sie nach Amerika in einem Auswandererschiff?"

„So — endlich habe ich Sie dahin gebracht, mich etwas zu fragen," sagte Somerled mit triumphierendem Lächeln.

„Sie können die Antwort unterlassen, wenn Sie wollen. Sehr neugierig bin ich nicht."

„Ich denke, Sie sind ein ganz besonderes Wesen, ich antworte Ihnen gern und habe immer gehofft, Sie würden mir viele Fragen vorlegen."

„Das kann ich doch nicht, da ich Ihnen nichts von mir sagen will."

„Ja. Augenblicklich will ich auch nicht in Sie dringen, obwohl ich Ihnen für ein klein wenig Vertrauen ein großes zurückgeben würde. Jetzt bin ich so zufrieden. Gebildete Leute enthalten sich aller persönlichen Fragen. Wenn wir jedoch am Ende unserer Ueberfahrt voneinander scheiden, muß ich wissen, wie sie heißen und wo sie zu finden sind; denn ich schließe keine Freundschaft, um sie sogleich wieder zu lösen. So — dies konnte ich Ihnen sagen, weil Sie einen gebildeten Mann, der es gut mit Ihnen meint, in mir erkannt haben werden."

„Würde ich Ihnen Tag um Tag hier gegenüber sitzen, wenn dies letztere nicht der Fall wäre?"

„Da Sie mich nun aber als Freund angenommen haben, sollten Sie mir auch etwas Vertrauen schenken."

„Sie sprechen immer so, als ob wir Freunde wären, und wir sind doch zufällig miteinander bekannt geworden."

„Viele lebenslängliche Freundschaften entstanden auf diese Weise."

„Muß ich Ihnen wirklich noch mit dürren Worten sagen, daß Gründe da sind, welche jeden weiteren Verkehr zwischen uns verbieten, nachdem wir dies Schiff verlassen haben?"

„Ohne genügende Erklärung glaube ich das nicht," entgegnete Somerled nach kurzem Schweigen leise und mit einem Ernst, der von seinem bis dahin fröhlichen, sorglosen Wesen gewaltig abwich. Seine braunen Wangen färbten sich. Bawn hingegen wurde bleich und arbeitete emsig. Ihr Herz schlug fast hörbar; was sie am meisten gefürchtet hatte, war geschehen.

Sie hatte die ernste Aufmerksamkeit eines Menschen erregt, der Genaues über sie und ihre Verhältnisse zu wissen wünschte, und das vermehrte die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten. Warum konnte

sie diesem Manne nicht sagen, was sie, wenn sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht hatte, den Leuten zu sagen gedachte, mit denen sie in Berührung kam: — daß sie die verwaiste Tochter eines irischen Auswanderers sei, mit den Ersparnissen ihres Vaters ein kleines Landgut in Irland pachten und selbst bewirtschaften wollte? Warum konnte sie das nicht diesem Somerled sagen, der sich so warm für sie interessierte, so sehr über sie beunruhigte? Ja — warum nicht?

Weil sie es leichter fand, ihn zu verstimmen, als ausdrücklich durch Worte zu hintergehen, weil sie ihre Pläne keinem Widerspruch aussetzen, mögliche Einmischung von außen verhindern wollte. Und indem sie schweigend, in Nachdenken versunken, ihre Lage überschaute und ihren Entschluß, unbekannt zu bleiben, aufs neue befestigte, klärte sich Somerleds Gesicht allmählich auf. Er verließ seinen Platz, entfernte sich etwas von ihr und schaute über die Planke ins Meer. Dann trat er zu einem Matrosen, mit dem er sich unterhielt, und eine halbe Stunde verstrich, bevor er zu Bawn zurückkam.

„Sie haben mir noch nichts von jenem Schiffe erzählt," sagte sie mit Lächeln. „Ich möchte wissen, wie Sie dazu kamen, mit einem Auswandererschiff zu fahren, und wenn Sie es anhören wollen, will ich Ihnen dagegen ein wenig von dem Wenigen erzählen, das ich gesehen habe."

„Das hebt meine Stimmung," entgegnete Somerled.

„Während der letzten halben Stunde bin ich fast in hellem Zorn gewesen. Nun denn, ich schloß mich den Hunderten von Auswanderern nach Amerika an, um zu sehen, wie sie auf dem Schiffe behandelt werden. Wir hören so viele Klagen über die Leiden, die diese armen Menschen während ihrer Ueberfahrt zu erdulden haben, und ich hatte Gründe, mich durch den Augenschein zu überzeugen."

„Gründe, die sich nicht mitteilen lassen?"

„Nicht, bis ich meinen Weg frei vor mir sehe und Nutzen aus dem Darlegen derselben ziehen kann."

„O, ich kann Ihre Gründe erraten. Deshalb also teilten Sie das kümmerliche Los der Armen? O, Herr Somerled, ich will Ihnen die Hand drücken, bevor wir das Schiff verlassen."

„Und obwohl wir nichts sind als zufällige Bekannte?"

Sein ganzes Gesicht war verändert, als er die feine, weiße Hand ergriff, die ihr Strickzeug fallen ließ und sich ihm entgegen streckte. Bawns Augen wandten sich ihm voll zu. Sie waren feucht und strahlten einen Glanz aus, den er noch nicht in ihnen und überhaupt in keinen Augen gesehen hatte.

„Ich werde mich allezeit Ihrer als eines Freundes erinnern," sagte sie, und in ihrem Gesichte und ganzen Wesen machte sich eine herzliche Freude geltend.

„Wirklich? Vielleicht wohl — unter Ihren Toten?"

„Wüßten Sie, wie teuer mir meine Toten sind, dann würden Sie stolz sein, denselben beigezählt zu werden," sagte Bawn, und der Glanz aus ihren Augen schwand plötzlich.

„Es mag sein; dennoch ziehe ich die Gesellschaft Ihrer Lebenden vor," erwiderte er, indem er ihre Hand sinken ließ.

Bawn bereute es, ihrem plötzlichen Impuls gefolgt zu sein, nahm ihre Nadeln wieder auf und strickte emsig.

„Erzählen Sie mir mehr von Ihren Auswanderern," sagte sie, als ihre Heiterkeit zurückgekehrt war. „Wie wurden Sie, wie wurden dieselben behandelt, und was konnten Sie für die Armen tun?"

„Die erste Frage kann ich mit ‚Sehr schlecht' beantworten, die zweite mit ‚Nicht viel'. Hoffentlich kann ich aber eines Tages für sie im Parlamente auftreten."

„Sind Sie Parlamentsmitglied in England?"

„Es überrascht Sie, daß ein so langweiliger Mensch das sein könnte; aber mitunter ist es leichter, die Gunst eines Volkes zu erringen als die Gunst einer Frau."

„Und Sie hoffen auf die Gunst eines Volkes?" fragte Bawn, die Brauen leicht emporziehend.

„Nun, das nicht gerade, obwohl ich mit meinen Wählern ziemlich gut durchzukommen hoffe."

„Und darnach wird die Nation auch zu Ihnen stehen?"

„Möglicherweise wird etwas weniger als dies mich befriedigen. Jetzt bin ich übrigens noch nicht im Parlament, und nun — nachdem ich Ihnen so viel gesagt habe, erhebe ich den Anspruch auf eine kleine Vergeltung Ihrerseits."

Bawn machte ein bedenkliches Gesicht.

„Was kann ich Ihnen mitteilen? Interessiert es Sie vielleicht, daß ich eine brennende Prairie gesehen und mit einem Indianerhäuptling gesprochen habe, oder — —"

„Vor solchen Erlebnissen erbleicht alles, was ich erfahren konnte," gestand Somerled, indem er ihr Gesicht forschend betrachtete.

Wie verändert sah sie plötzlich aus! Die Erinnerung an die Vergangenheit ließ ja alles in ihr aufleben, was sich in einem traurigen Jahre zugetragen hatte.

„Ich habe schmerzliche Gedanken in Ihnen erweckt."

„Sie trieben mich zu denselben zurück," erwiderte Bawn.

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie nur Trauriges erlebt haben?"

„O nein, aber was läßt sich von glücklichen Tagen sagen? Sie schlüpfen durch die Finger wie Seifenblasen, die in allen Farben des Regenbogens schimmern. Läßt es sich erklären, was die Tage so glücklich oder die Seifenblasen so schön machte? Gewöhnliche Dinge — bloßer Schaum, wie die Waschfrauen sagen — fangen die Schönheit des Sonnenlichtes auf und verschwinden, und wenn sie verschwunden sind, läßt sich nicht viel mehr darüber sagen."

Somerled sah sie mit leicht gerunzelter Stirn an. Wie geschickt war sie, schlagfertig zu antworten, ohne ihm die gewünschte Auskunft zu geben, viel zu sprechen und doch so wenig zu sagen!

Schweigend stand er auf und entfernte sich. Nach einiger Zeit sah sie, wie er am anderen Ende des Deckes mit den Kindern spielte, wie er die kleinen auf seine Schultern hob und die großen zu einem Wettlauf anfeuerte. Immer klang sein helles Lachen durch das Gelächter der Kinder hindurch; sie mußte erkennen, daß ihr die Macht fehlte, ihn durch ihr unartiges Gebaren zu kränken. Warum, so fragte ihr Verstand, sollte sie sich zu Wagnissen hinreißen lassen, um die augenblickliche Neugierde eines müßigen, fragelustigen Mitreisenden zu befriedigen? Nein, sie konnte und wollte es nicht. Da es ihm ersichtlich in der Gesellschaft jener Kinder, ihrer Mütter und jungen Tanten gefiel, mochte er immerhin bis zur Landung bei ihnen bleiben; ihr konnte das nur eine Erleichterung sein.

Aber nun schien er mit den Kindern und ihren Damen doch fertig zu sein. Er zog ein Buch aus der Tasche, setzte sich auf eine Bank und las — las nicht in dem Buche, sondern vertiefte sich in ein sehr unbefriedigendes Kapitel seiner Gedanken. Wenn er es recht bedachte, mochte er „das Mädchen" doch nicht leiden. Nein, Bawn hatte allzu viel Geheimnistuerei an sich, war viel zu schroff in ihrer tiefeingewurzelten Zurückhaltung. Sie mußte sehr stichhaltige, fast beängstigende Gründe für dies auffallende Schweigen über ihre Person haben. Warum wechselte sie so jäh die Farbe, wenn er es versuchte, sie auf den Zahn zu fühlen? Fürchtete sie, er könne ihre Gedanken lesen?

Ungeduldig schlug er die Blätter in seinem Buche um. Was würde er geben, wenn es ihm möglich wäre, in die Gedanken hineinzublicken, die sich hinter dieser breiten, weißen Stirn bargen! O, dieser Gesichtsausdruck, der so treuherzig war wie der eines Kindes und doch von der Klugheit und dem Mut eines echten Weibes zeugte!

Was waren das für Erinnerungen, die ihren Augen plötzlich einen so tieftraurigen Blick gaben? Wer waren die Leute, mit denen sie bis jetzt zusammen gewesen war, und die anderen, mit denen sie in der großen, leichtfertigen Welt von Paris zusammen sein wollte? Aber was konnte das ihn viel kümmern? Und doch — wie kam es nur? Er fühlte sich zu dem Mädchen hingezogen. Er hatte noch kein Mädchen gesehen, die er als Lebensgefährtin an seiner Seite gewünscht hätte. Das hatte er sich oft gesagt, und das sagte er sich auch jetzt mit großer Bestimmtheit, und doch — wie kam das nur? Deutlich sah er im Geiste Bawn mit ihrem Strickzeug an seinem Herde sitzen, ihr schönes Angesicht vom Feuerschein erleuchtet.

Aber nun war sein Gedankenkapitel zu Ende gelesen; dies Bild schreckte ihn empor. Plötzlich sprang er auf, warf sein Buch fort und schritt auf dem Deck hin und her.

Nein, ein namenloses, halsstarriges, eigenwilliges Mädchen wollte er nicht lieben. Seine Frau mußte einmal offen sein wie der lichte Tag; ihre Abkunft, ihre Beziehungen und Verhältnisse mußten aller Welt bekannt sein. Sie mußte jene weibliche Hingebung haben, die er so liebte, und nur sehr geringen eigenen Willen.

10. In die Irre führen.

„Wie viele Tage haben wir noch an Bord, bis wir landen?“ fragte Bawn am nächsten Morgen Somerled.

„An Bord? Nun vier oder fünf. Vier bis Queenstown.“

„In welchem Teile Englands liegt Queenstown?“ fragte Bawn sehr unschuldig.

„Es liegt in Irland, ist aber der erste britische Hafen, den wir berühren. Da wir beide — Sie und ich — nach Liverpool gehen, bleiben uns noch fünf Tage geselligen Zusammenseins.“

„Dann lassen Sie uns derselben ohne Zänkerei freuen,“ bat sie überredend. „Fünf Tage müßten uns sehr lang werden, wenn wir einander unliebenswürdig begegneten.“

„Fünf Tage sind nur eine sehr kurze Spanne Glückes in einer Lebenszeit,“ entgegnete Somerled kurz und mit unzufriedenem Seitenblick.

„Ach ja,“ sagte sie ruhig und ohne aufzusehen; „getrösten wir uns der Hoffnung, daß es nicht viele Menschen gibt, denen ein so knappes Maß glücklicher Tage zuerteilt wurde.“

Er machte eine ungeduldige Bewegung, da sie aber eine gefallene Masche an ihrem Strickzeuge aufnehmen und in Ordnung bringen mußte, konnte sie sein Gesicht nicht sehen.

„Denken Sie ohne Begleitung nach Paris zu reisen?“ fragte er. „Die Reise von Liverpool nach Paris ist sehr beschwerlich. Darf ich Ihnen einige Ratschläge geben?“

„Sie werden mich sehr dadurch verbinden,“ erwiderte sie, ihn voll ansehend und gewaltsam ein Lächeln zurückhaltend. „In Liverpool wird mich niemand empfangen.“

„Ich will Ihnen einige Notizen aufschreiben, die Sie benutzen können, wenn ich nicht mehr in Ihrer Nähe bin. Da wir aber beide nach London gehen, erlauben Sie mir wohl, bis dahin für Sie zu sorgen.“

„Warum sollten Sie in ein anderes Coupé steigen als ich, wenn Sie nicht etwa rauchen wollten?“

„In London muß ich Ihnen jedenfalls Lebewohl sagen,“ brummte Somerled.

„Bis wir uns in Paris wiedersehen?“

„Wie bald muß ich Sie dort auffinden, wenn ich die Leute auf der Straße nach einem jungen Mädchen frage, das ‚Bawn‘ heißt.“

„Ist in Paris wirklich leicht etwas Schönes zu kaufen — elegante Kleider und Juwelen?“ fragte Bawn ganz ernst.

„Gewiß, das Ausgezeichnetste in seiner Art. Haben Sie während der letzten zehn Minuten an solche Einkäufe gedacht?“

„Warum sollte ich das nicht?“

„Warum nicht? — das weiß ich selbst nicht, ich sagte mir nur vor, Sie gehörten nicht zu jenen Frauen, die nur an schöne Kleider und Juwelen denken.“

„Die Männer verstehen sich nun einmal nicht auf die Abschätzung weiblicher Charaktere.“

„Das scheint wohl so.“

„Was mich betrifft, so haben Sie weiten Spielraum für Ihre Schlüsse. Warum sollte ein junges Mädchen, das von New York nach Paris geht, nicht an ihre Garderobe und allgemeine Ausstattung ihrer Person denken?“

„Also an Kleider und Juwelen haben Sie in diesen Tagen fortwährend gedacht,“ sagte Somerled verächtlich. „Als ich Sie zuerst erblickte, wie Sie hier saßen und auf das Meer hinausschauten mit einem Ausdruck in den Augen, den ich nie zuvor in einem Auge gesehen hatte und doch zu kennen wähnte, als ich ihn sah, würde ich den

Gedanken mit Entrüstung verworfen haben, daß Sie an die Form eines neuen Halsbandes oder an die Farbe eines Kleides denken könnten."

„Und das alles lasen Sie aus dem Ausdruck meiner Augen heraus?" fragte Bawn höchst belustigt. „Sie haben sicherlich Schwestern, oder Cousinen, oder eine Frau und —"

„Eine Frau habe ich nicht," sagte er sehr mürrisch.

„Welch ein Glück! Ein Mann, der in hellen Zorn ausbricht, wenn er nur hört, daß eine Frau an ein neues Kleid denkt, würde kein guter Ehemann sein."

„Ich hoffe, Sie werden einst einen besseren Mann zur Seite haben mein Fräulein," sagte Somerled höhnend.

„Das hoffe ich zuversichtlich, falls ich jemals einen haben sollte, was mir indessen mehr als zweifelhaft ist."

„Sie werden es vielleicht vorziehen, allein durch die Welt zu gehen und schöne Sachen einzukaufen."

„Meine Freiheit ist mir wenigstens sehr süß."

„Fürchten Sie, bitte, nicht, daß ich Ihnen ein Tüttelchen davon rauben könnte."

Bawn lachte fröhlich.

„Nein, gewißlich nicht," sagte sie. „Ihr Ideal einer Frau muß gar nicht wissen, von welcher Farbe ihr Kleid ist. Doch ernsthaft, Herr Somerled, warum hat sich Ihre Laune so verschlechtert? Sie sprachen von Ihrem Vergnügen, mit mir in Paris zusammen zu kommen, und Sie konnten doch nicht annehmen, daß ich dort in meinem Reiseanzug erscheinen würde?"

„Und ernsthaft, meine Gnädige, warum hat sich Ihre Stimmung so verschlechtert, seit Sie mir zuerst die Ehre zugestanden, zu Ihnen sprechen zu dürfen? Als ich Sie zuerst sah, ließ mich Ihr Gesicht auch die Gedanken einer idealen Frau bei Ihnen vermuten; das Gesicht ist noch da — —"

„Aber, die Gedanken, zum Ausdruck gekommen, sind — —"

„Die Gedanken einer Modistin. Wie kann ich Sie nur zu der Empfindung bringen, daß Sie mich so bitterlich getäuscht haben?" fragte er, und Verdruß und Liebe lagen in seinem Blick.

„Der Mann ist töricht, der in einer zufälligen Reisegefährtin eine ideale Frau zu sehen erwartet," sagte Bawn ernst.

Der Ausdruck ihrer Augen, der diese Worte begleitete, war Somerled unverständlich, und der ergreifende Zug, welcher sich um ihren Mund legte, paßte nicht zu der geführten Unterhaltung.

Doch als sie nachts in ihrem Bette lag, dachte sie mit Genugtuung daran, daß es ihr gelungen war, das warme Interesse zu vermindern, welches dieser Fremde ihr so beharrlich geschenkt hatte. Warum hatte er sich nicht mehr zu den Kindern und ihren Tanten gehalten, die sich doch offenbar so gern mit ihm unterhielten, und ihr die Mühe gespart, seinen neugierigen Fragen auszuweichen? — Der Neugierde allein schrieb sie die Ergebenheit zu, welche er ihr widmete; eine wirkliche Neigung für sie konnte er unmöglich in den wenigen Tagen ihrer Bekanntschaft gefaßt haben. Aber nun erinnerte sie sich gewisser Blicke und Worte, die es bestritten, die ihr sagten, daß Somerled ein guter Mann war, der ihr seine Liebe schenken wollte, wenn sie dieselbe nur annehmen könnte. Doch wie? Hatte sie sich einer mühseligen Zukunft so völlig verpflichtet, daß sie nicht zurück konnte, sich einem Glück verschließen mußte, welches ihr so verlockend nickte?

Aber wie konnte sie sich nur solchen Gedanken hingeben? Vergaß sie ihren Vater und ihren Entschluß, den Schuldfleck von seinem teuren Namen abzuwaschen? Konnte sie die ganze traurige Geschichte einem Fremden preisgeben, der ihr gegenüber für den Augenblick die Rolle eines Beschützers annahm? Konnte sie zugeben, daß er vermöge seiner großen Anziehungskraft all ihre Vorsätze über den Haufen geworfen hatte, daß sie bereit war, abzuwarten, wie er über ihr Herz und ihre Hand verfügen würde?

O nein — nein, selbst wenn er der Mann war, für den sie ihn hielt, und wenn er sich auch noch so warm für sie interessieren könnte, nachdem er wußte, welche Wolke die Erinnerung an ihren Vater beschattete, nein — o nein, auch dann nicht.

11. Weiteres Irreführen.

Das Wetter war so schön gewesen, als es sich bei einer Meerfahrt nur wünschen läßt; aber am sechsten Tage wehte der Wind so stürmisch, daß das Schiff seine Not hatte. Bawn nahm den Sturm als Vorwand, um den ganzen Tag in der Kajüte zu bleiben. Somerled trotzte demselben auf dem Verdecke, konnte das junge Mädchen jedoch nicht bitten, ihm dabei Gesellschaft zu leisten. Er war verdrießlich, daß die Stunden schnell hinschwanden, die er so hoch zu schätzen gelernt hatte. Obwohl der Wind gegen Abend noch heulte und das Schiff auf und nieder schaukelte, konnte er sich doch nicht länger beherrschen; er mußte sie sehen, und gab der Aufwärterin den

Befehl, sie zu bitten, einmal an die Treppe zu kommen. „Die junge blonde Dame," sagte er, denn er respektierte ihr Bemühen, ihm ihren Namen zu verbergen, und wollte denselben nur von ihren Lippen hören.

Bawn sah ungewöhnlich bleich aus, war aber ruhig und ohne Furcht.

„Der Sturm hat nachgelassen," sagte Somerled, und der freudestrahlende Blick, den er voll auf sie richtete, machte ihr Herz lauter schlagen. „Sie müssen sich da unten ja zu Tode langweilen, wo alle, außer Ihnen, krank und verdrießlich sind. Kommen Sie herauf, um frische Luft zu schöpfen; ich beschütze Sie."

Bawn war bereit. Warum auch nicht? Sie hatte nicht hindern können, daß sich ihre Gedanken immer und immer wieder mit ihm beschäftigten, und zog es nun doch vor, ihm gegenüber zu treten und sich ihm noch unleidlicher zu machen, als sie bereits getan hatte. Nach zwei Tagen mußte sie festen Grund und Boden unter den Füßen haben und dann sah sie ihn ja nie mehr.

Er leitete sie zu einer Stelle, wo sie sich an ausgespannten Seilen halten konnte und ganz geborgen saß.

„Sie haben sich nicht gefürchtet?" fragte er plötzlich in einer Weise, die sie wünschen ließ, in der dunstigen Kajüte geblieben zu sein.

„Nein, ich fürchte mich nicht leicht, und vor dem Tode fürchte ich mich nicht. Eben jetzt erscheint mir oft das Leben viel schwerer als der Tod."

„Weshalb?"

„Das kann ich nicht sagen."

„Besorgen Sie, daß die Pariser Läden Ihren Erwartungen nicht entsprechen möchten?"

„Die Pariser Läden?"

„Enthalten dieselben nicht, was Sie erstreben?"

„Ach — so — ja, gewiß. Ich kann dort Sachen sehen, die zu kaufen ich nicht reich genug bin."

„Bawn — !

„Bitte, nennen Sie mich nicht so. Sie versprachen mir, es nicht zu tun, bis ich es Ihnen erlauben würde."

„Und das wollen Sie nicht?"

„Nein."

„Auch nicht, wenn ich Sie inständig darum bitte?"

„Nein; es verletzt mein weibliches Gefühl."

„Halten Sie mich für fähig, das zu verletzen?"

„Nein; dennoch dürfen Sie mich nicht so nennen. Wird ein anständiges Mädchen einem zufälligen Reisegefährten zugestehen, sie mit ihrem Taufnamen anzureden? Ich habe Ihre Güte dankbar angenommen, weil ich Sie für einen Gentleman halte und —"

„Güte habe ich Ihnen nicht erzeigt; ich habe Sie einfach vom ersten Augenblick an geliebt."

„O bitte, sagen Sie das nicht!"

„Warum nicht? Ich bin frei, unabhängig und kann meiner Gattin, wenn auch keine prächtige, doch eine annehmbare Häuslichkeit bieten. Bis jetzt dachte ich nicht an eine Verheiratung, denn nie liebte ich ein Weib, wie ich Sie liebe. Ich habe Ihnen keine Einzelheiten über meine Person und Verhältnisse mitgeteilt, ich habe Ihnen nicht einmal meinen Namen und den Erdenwinkel genannt, in welchem mein Haus steht, und nichts, absolut nichts, was ein Mann dem Mädchen darlegen muß, das er bittet, sein Los zu teilen. Ich habe alles darauf Bezügliche vermieden, weil mich Ihr hartnäckiges Schweigen über Ihre Person ärgerte und — —"

„Dies Schweigen muß ich auch ferner beibehalten."

„Nein — o nein. Geben Sie mir wenigstens Gelegenheit, Ihre Liebe zu erringen. Ich bin Ihnen nicht gerade unangenehm?"

„Nein."

„Sie mißtrauen mir nicht?"

„Nein."

„Warum wollen Sie mich dann so kläglich aus Ihrem Leben streichen?"

„Weil ich meinen Weg allein gehen muß und niemand gestatten darf, mich zu hindern."

„Das sind harte Worte von einem so jungen Mädchen. Haben Sie gelobt, nie zu heiraten?"

„Nein."

„Sind Sie mit einem anderen Manne verlobt?"

„Nein."

„Sie haben nicht Mutter, nicht Vater, die über Sie verfügen würden?"

„Nein; ich stehe jetzt allein in der Welt."

„Dann bedürfen Sie eines Schutzes und einer Liebe, wie ich Ihnen biete. Ich denke, Sie wollen in Paris Ihr Glück machen, denn ich bin überzeugt, daß Sie nicht reich sind."

„Wie kommen Sie zu dieser Ueberzeugung?"

„Reiche junge Damen pflegen den Ozean nicht allein zu kreuzen,

sie bringen Beschützer, Gesellschafterinnen, Dienerschaft mit; und dann — wie nett und passend und kleidsam Ihre Kleidung auch ist, reiche junge Damen kleiden sich eleganter."

„Sealskin mag ich nicht leiden, und um mich in Pelz zu hüllen, bin ich zu gesund und kräftig."

„Daß Sie arm sind, wollen Sie nicht bekennen, dennoch weiß ich es."

„Ich bin nicht das Mädchen, das sich zu verheiraten wünscht, um einer mühseligen Lebensstellung enthoben zu werden. Aber ich bin imstande, einen Entschluß zu fassen und dabei zu beharren, und — heiraten will ich nicht."

„Nie?"

„Das möchte ich doch nicht sagen. An meine Zukunft kann ich kaum glauben. Die Gegenwart — das heißt, die nächsten Jahre oder so — ist mir alles."

„Und Ihre Gründe für dies alles verweigern Sie mir so bestimmt, selbst wenn ich mich verpflichten will, Ihnen in jedem Unternehmen, das Sie sich vorgesetzt haben sollten, hilfreich zur Hand zu sein?"

„Von einem Unternehmen meinerseits meine ich nie gesprochen zu haben."

„Gewiß nicht; aber was Sie sagen, läßt auf ein solches schließen. Sie haben etwas vor sich und sind so romantisch, daß Sie es allein überwinden wollen. Müßten Sie den Beistand eines Mannes nicht annehmbar, ja nutzbringend finden? Welche Gründe könnten es fordern, daß Sie und ich uns trennen — wie Fremde trennen müßten, ohne jemals wieder voneinander zu hören, einander zu sehen?"

„Einige, die ich Ihnen nicht nennen darf; aber ein anderer genügt: — ich wünsche mich nicht zu verheiraten."

Nach kurzem Schweigen fragte Somerled: „Könnte die Zeit nicht Ihren Entschluß, nicht heiraten zu wollen, ändern?"

„Es würde mir große Verlegenheit bereiten, wenn es so wäre."

„Und — das fürchten Sie doch?"

„Ja, etwas."

„Mißtrauen Sie Ihrer Widerstandsfähigkeit im Laufe der Zeit? Fürchten Sie, daß das Sehnen, einer schwierigen Lage zu entgehen, Sie dennoch bewegen könnte, sich zu verheiraten?"

„Nein."

„Fürchten Sie, daß Sie es lernen könnten, mich zu lieben?"

„Ja."

„O, Sie werden doch nicht erwarten, daß ich Sie nach diesem Bekenntnis aufgeben soll?"

„Sie werden es müssen," sagte Bawn traurig.

„O, meine Geliebte, seien Sie nicht so grausam, nachdem Sie so viel zugestanden haben."

„Sie hätten es mir nicht abringen sollen. Sie hätten sich an meiner ernsten Versicherung genügen lassen müssen, daß ich eben nur tue, was ich tun muß."

„O Bawn, Sie wissen nicht, was Sie da sagen! Können Sie in Wahrheit wünschen, daß wir einander in dieser Welt nicht wiedersehen?"

„Nein, ich wünsche es nicht, weiß aber, daß es so sein muß."

„Nie? Haben Sie erwogen, was dies Wörtchen Nie einschließt? Es ist nicht eine Trennung für ein Jahr oder für zwanzig Jahre, sondern ein völliges Vernichten jeder Möglichkeit für immer."

„Vielleicht können wir nach Jahren noch einmal zusammengeführt werden."

„Und Ihre Hindernisse können dann nicht mehr bestehen?"

„Möglich; sie können sich aber auch so verschärft haben, daß ich mich freuen muß, wenn ich erfahre, Sie haben sich in der Zwischenzeit glücklich verheiratet."

„Sie sind herzlos."

„Glauben Sie das? Für mich könnte es gut sein, wenn es so wäre."

Nun schwiegen beide. Der Wind hatte sich gelegt, und der Himmel war heiter. Somerled konnte erkennen, daß sie traurig, niedergeschlagen vor sich hinblickte. In ihren Augen — diesen sanften und doch so glänzenden Augen, deren Ausdruck ihn vom ersten Moment an so unwiderstehlich gefesselt hatte — sprach sich ein so tiefes Leid aus, daß er mit wirklichem Herzweh sich sehnte, sie von dem geheimnisvollen Druck befreien zu können, der auf ihr lastete. Daß sie Schwerem entgegen ging, konnte er nicht länger bezweifeln, und daß sie sich in den Händen von Leuten befinde, die ihr zuwider waren und deren sie sich schämte, fürchtete er. Sie selbst, ihr Charakter und ihre edlen Absichten machten ihm keinerlei Bedenken; aber gerade sein großes Vertrauen zu ihr machte ihn nur noch besorgter um sie. Was konnte ein solches Wesen unternehmen, wenn es von hohen und selbstlosen Beweggründen geleitet wurde!

Er sah, wie sie immer bleicher wurde, die schönen Brauen zusam-

menzog, wie sie rang und – endlich Festigkeit gewann, bei ihrem Entschluß zu verharren.

Und Bawn? — Sie fragte sich im stillen ernst und nachdrücklich. Konnte sie Somerled sagen, daß sie die Tochter eines Mannes war, den man des Mordes beschuldigt hatte? Hatte sie die Macht, ihn zu überzeugen, daß ihr Vater unschuldig angeklagt und verurteilt worden war? Und wenn er großmütig ihr Vertrauen, ihren Glauben zu dem seinigen machte und sie trotz allem und allem zu seiner Lebensgefährtin haben wollte, konnte sie ihren Vater und seinen lebenslänglichen bitteren Schmerz vergessen, konnte sie ihrer Mission untreu werden, seinen Namen rein zu waschen vor den Augen der kleinen Welt, die ihn verurteilt hatte?

Nein, sie vermochte es nicht, zu sagen: „Ich bin die Tochter Arthur Desmonds, des Mannes, dem lebenslänglich das Brandmal eines Mörders aufgedrückt war.“ Und — könnte sie es wagen, sich durch dies Bekenntnis dem Verfahren auszusetzen, als das Kind eines Mörders ausgestoßen zu werden, so konnte sie dennoch ihr Verfahren nicht aufgeben, die Wahrheit an das Licht zu bringen.

Und dann — was konnte ihr dieser Mann, den sie noch nicht einmal eine Woche lang gekannt hatte, im Vergleich mit ihrem Vater sein — ihrem Vater, welcher zwanzig Jahre lang der Gegenstand ihrer innigen Liebe und Verehrung gewesen war? Nein, nein, sie konnte sich durch nichts gewinnen lassen, ihm anzugehören.

12. Der letzte Tag.

Bawn erwachte am anderen Morgen mit dem festen Vorsatz, sich den Bewerbungen Somerleds zu verschließen. Mochte ihr Herz immerhin erschüttert sein, ihr Wille war standhaft. Was sie bereits so viel gekostet hatte, konnte und wollte sie eines Menschen wegen nicht aufgeben, dessen Dasein ihr vor einer Woche noch völlig unbekannt gewesen war. Ihren Lebensweg konnte sie seinetwegen nicht ändern. Sein Gesicht an ihrer Seite, seine beschützende Gegenwart vermißte sie sicherlich, aber ihre Zukunft konnte sie ihm trotzdem nicht schenken.

Nur diesen Tag — diesen letzten Tag noch — mußte sie unverbrüchlich festhalten an dem, was sie als recht erkannt hatte. Morgen hoffte der Kapitän Queenstown zu erreichen, und sie mußte ihrem Freunde eine schmerzliche Ueberraschung bereiten. Sie wollte ihm in

aller Eile Lebewohl sagen, und er mußte seine Seereise vollenden, als ob sie — Vavn — nie existiert habe.

„Er wird mich gewiß bald wieder vergessen haben," tröstete sie sich. „Nächste Woche klagt er vielleicht noch einem teilnehmenden Freunde sein Leid, nächsten Monat hat er mich völlig vergessen. Wie konnte er, ein wildfremder Mensch, sich einbilden, daß es im Laufe einer Woche zur absoluten Notwendigkeit für ihn geworden sei, mich lebenslänglich für sich zu gewinnen?"

Und er — dieser Mann, der sich Somerled nannte, hatte eine schlaflose Nacht gehabt. Während Vavn sich mit aller Macht zum Widerstande für diesen letzten Tag stählte und sich doch schließlich trotz ihres Widerstrebens gestehen mußte, daß es ihr nicht gleichgültig war, dachte er nur an einen Ausspruch des Mädchens, das so plötzlich in sein Leben getreten war und sein Herz geöffnet hatte, um es ganz und ungeteilt für sich in Beschlag zu nehmen. Vavn hatte ihm gestanden, daß sie fürchtete, ihn lieben zu lernen, und dies Bekenntnis nahm er für die Gewißheit, die sein Herz begehrte. Wenn sie sich scheute, seine Bekanntschaft zu pflegen, weil sie besorgt war, ihn lieben zu lernen, dann, meinte er, mußte sie bereits auf dem Wege dazu sein. Ein so liebliches, junges und doch entschlossenes Mädchen war sicherlich durch Beharrlichkeit zu gewinnen. Hatte sein plötzliches Hervortreten ihr Zartgefühl verletzt, mußte die Dringlichkeit der bestehenden Verhältnisse das entschuldigen. Aber welcher Art waren die Hindernisse, die ihm entgegenstanden?

Ernstlich erwog er alle ihm bekannten Umstände. Er gedachte einzelner hier und dort gesprochener Worte, verweilte beglückt bei den zuletzt von ihr gehörten, und bevor noch der Morgen über dem schäumenden Meere heraufdämmerte, glaubte er die Lösung des Rätsels gefunden zu haben. Vavn war infolge zwingender Gründe im Begriff, nach Paris zu gehen, um — nicht für sich — für die Personen, in deren Händen sie sich befand, Geld zu verdienen. Sie wollte Sängerin werden. Der Gedanke machte ihn krank. Er konnte nicht länger ruhen, sprang von seinem Lager empor, ging auf das Verdeck hinauf und spazierte aufgeregt dort auf und ab.

Er hatte ja noch Zeit, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, auf die Neigung hinzuwirken, die augenscheinlich in ihr aufkeimte, die sie fürchtete und mit der sie rang. Wer war die Person, oder wer waren die Personen, denen sie sich so verpflichtet fühlte, daß sie ihnen das eigene Glück zum Opfer brachte, und daß ihr das Aufgeben ihres Vorhabens fast wie ein Verbrechen erschien? Recht und gerecht konnte

diese Verpflichtung nicht sein, da sie so geheimnisvoll war. Er war sogar überzeugt, daß sie ihm ihr Vertrauen schenken würde, wenn es ihr möglich wäre, ohne andere zu verraten. Ihren Vorsatz, Sängerin zu werden, bezweifelte er kaum noch.

Die Glocke rief zum Frühstück, und Bawn eilte, um, wie immer bei den Mahlzeiten, ihren Platz neben dem Kapitän einzunehmen. Sie unterhielt sich lebhaft mit ihm, sah aber ungewöhnlich blaß aus.

„Das Wetter wird wieder schön," sagte der Kapitän. „Gegen Morgen werden wir vermutlich in Queenstown sein."

„Landen mehrere Ihrer Passagiere dort?" fragte Somerled, der mit Befriedigung dachte, daß Bawn nicht zu diesen zählte.

„Eine ganze Anzahl," lautete die Antwort.

Bawns Herz schlug heftig. Wenn der Kapitän ihren Namen nannte! Aber er wurde rechtzeitig von jemand angeredet, und die verhängnisvolle Gelegenheit ging vorüber.

Sollte sie nach dem Frühstück hinuntergehen, den Tag über in der Damenkajüte bleiben und erst gegen Abend hinaufgehen, um ihrem Freunde Lebewohl zu sagen? Nein, sie fand keinen Anlaß zu so schroffem Verfahren, nun die Stunden ihres freundschaftlichen Verkehrs gezählt waren. Sie wollte sich diesen letzten Tag an Somerleds Gesellschaft freuen, Trennung und Schweigen kamen bald und waren lang genug.

Er kam ihr wie gewöhnlich entgegen und führte sie zu einem stillen Platze.

„Bawn," sagte er, „ich habe Ihnen noch etwas zu sagen."

Er stockte, und sie ließ es ruhig geschehen, daß er sie bei ihrem Vornamen nannte. Er nahm ihr Schweigen für Nachgeben; aber sie dachte daran, daß es der letzte Tag war, und wollte keinen Mißton hineinbringen. Der Wind trug den Klang seiner Stimme von ihren Ohren fort, sobald die Worte gesprochen, und kam nicht zurück mit den bekannten Tönen. War sie erst inmitten von Bergen begraben, dann kreuzte dieser Mann, der bald in London, bald in Paris, bald in einem entfernten Erdteile war, ihren Pfad sicherlich nicht wieder.

„Ich mußte die ganze Nacht eingehend über das Geheimnis nachdenken, das Sie umhüllt," sagte er.

„Wie Sie übertreiben! Ein wenig Zurückhaltung sollte nicht zu einem Geheimnis vergrößert werden."

„Ich denke nicht, daß ich vergrößere, bin vielmehr der Ansicht, daß Ihr Vertrauen zu mir Ihre Zurückhaltung beiseite schieben wür-

de, wenn Ihr Schweigen nicht durch etwas anderes als bloße persönliche Zurückhaltung geboten erschiene."

„Was denken Sie eigentlich von mir?"

„Daß Sie von anderen Leuten oder einer Person grausam geknechtet werden. Ich bin fest überzeugt, daß Ihre Treue und Ergebenheit gegen jene Ihre Lippen versiegelt und Ihr Handeln leitet, daß Sie sogar Sängerin um ihrer willen werden wollen."

„Angenommen, Sie haben recht, bin ich dann Ihrer Achtung würdig, wenn ich derartige frühere Ansprüche vergessen kann?"

„Bawn, geben Sie Ihr Vorhaben auf," bat er leise und innig.

Sie fuhr sichtbar zusammen und blickte ihn mit weitgeöffneten Augen an. Die Worte trafen sie wie ein Schlag, und es währte einige Minuten, bis sie sich sagen konnte, daß er ihre Absichten nicht kenne und nur ausspreche, was er sich denke. Schweigend blickte sie vor sich nieder, und er störte sie nicht, verzeichnete aber ihr Aussehen mit anderen gelegentlichen Anzeichen, die er sich in Bezug auf ihre Zukunft auslegte.

„Ich kann es nicht aufgeben," sagte sie endlich. Ja, es war ihr eine Art Erleichterung, gleichsam unter dem Deckmantel eines Mißverständnisses von ihren Angelegenheiten sprechen zu können, zu dem Freunde von heute, den sie gestern noch nicht gekannt hatte und den sie morgen nicht mehr sehen sollte. „Liebe, Mitleid und Treue verpflichten mich, und mein Beweggrund ist mächtig und gut genug, um mich durch die übernommene Aufgabe hindurchzuleiten. Mit ihr bin ich länger vertraut gewesen als mit Ihnen; möchte sie mir eine Freundin sein, wie Sie mir ein Freund sind."

„Sie wird es nicht können," entgegnete Somerled, und er sah sie an, als ob er erwarte, sie werde ihm nun das so sehnlich begehrte Vertrauen schenken. „Sie bringt Ihnen kein Glück, keinen Trost, wohl aber Mühseligkeiten und bittere Täuschung."

„O, Sie Unglücksprophet!" rief Bawn, und was Lachen sein sollte, wurde beinahe Schluchzen. „Ja," fügte sie dann hinzu, „Sie können recht haben; aber — ach, mein Vorhaben ist mein Leben, sein Mißglücken ist das Mißglücken meines Lebens."

Auf ihren Wangen brannte ein hochroter Fleck, und der Ausdruck ihres Gesichtes ließ Somerled bereuen, was er gesagt hatte.

„Nein," tröstete er, „ich will Ihnen nichts Schlimmes prophezeien, obgleich Sie auf Ihrem Entschluß beharren. In welche Schatten Sie auch hineintreten mögen, hoffentlich wird sich immer ein Ausgang für Sie finden, der zum Lichte führt."

„So leicht lasse ich mich nicht niederwerfen; solange die Sonne scheint und der Wind mich umweht, habe ich Mut und Leben und Freude in mir," sagte sie heiter, und ihr sonnigstes Lächeln verklärte ihr schönes Gesicht.

„Es wird kalt," bemerkte Somerled, durch dessen kräftige Glieder ein Fröstеln zog, das vom Herzen ausging. Er fand es kaum leichter, sich ihre Zukunft, an der er nicht teilhaben sollte, voll Sonnenglanz zu denken, als ihr junges Leben schutzlos einem düsteren Verhängnis entgegengehen zu sehen. „Es wird kalt; ist es Ihnen recht, wenn wir etwas gehen?"

13. Betrogen.

Somerled tat sein möglichstes, Bawn angenehm zu unterhalten. Das halbversteckte Schluchzen, während sie lächeln wollte, und die roten Flecke auf ihren Wangen konnte er nicht vergessen. Er wollte etwaige traurige Erinnerungen und Gedanken verscheuchen.

Erst als es dunkel wurde und Somerled nicht mehr erzählte, fand sich Bawn wieder zurecht auf dem Dampfer, den die Wellen umspülten. Beide empfanden das Schwinden dieses Tages, das sie der endlichen Trennung näher brachte. Wie nahe dieselbe war, ließ sich Somerled nicht träumen.

Der Abend war ungewöhnlich klar und sternenhell, das Deck war sehr belebt, die heiterste Laune herrschte. Bawn und ihr Freund saßen in einer stillen Ecke. Ihr Hut war zurückgefallen, und ihr Gesicht schaute unter der blonden Flechtenkrone, die der Wind etwas gelockert hatte, recht bleich und ernst hervor. Augen und Mund waren des Lächelns beraubt, das sie im Laufe des Tages nicht verlassen hatte. Sie fragte sich im stillen, ob der Augenblick gekommen sei, in welchem sie Somerled Lebewohl sagen müsse.

„Bawn, an welche Tür muß ich klopfen, wenn ich etwa in vierzehn Tagen nach Paris komme, um Sie zu sehen?"

„An keine Tür," entgegnete Bawn, und ihr Lächeln schwand.

„Dann hänge ich meine Angelegenheit an den Haken und begleite Sie jetzt."

„Eins von beiden?"

„Ja; wie ich die Sache auch ansehen mag, zu einem anderen Schluß kann ich nicht kommen, denn ich kann Sie nicht verlieren."

„Vor einer Woche wußten Sie nichts von mir; in vierzehn Tagen

werden Sie von Ihren Angelegenheiten so in Anspruch genommen sein, daß Sie mich vergessen."

„Daß das nicht möglich ist, muß Ihnen Ihr Herz sagen. Diese eine Woche hat das in mir erweckt, was die mir noch verliehenen Jahre meines Lebens nicht wieder zum Schweigen zu bringen vermögen."

„Was kann ich Ihnen sagen, das ich nicht bereits gesagt habe?"

„Nur wenige Worte. Die Hausnummer einer Tür, den Namen einer Straße, den Namen einer Person — alles, was Sie bis jetzt so sorgfältig verschwiegen haben."

Bawn wurde noch bleicher.

„Wüßten Sie, was ich Ihnen sagen könnte, dann würden Sie sich von mir abwenden und nicht wieder nach mir umblicken," sagte sie traurig. „Dem will ich mich nicht aussetzen. Es wird mir sehr schwer, Ihnen dies zu sagen, und ich hoffte, es würde mir erspart bleiben. Ich könnte Ihnen triftige Gründe für mein Verhalten Ihnen gegenüber angeben, aber ich denke, dies Eine genügt vollkommen."

„Das tut es nicht, weil ich es nicht als Wahrheit anerkenne. Ich muß mit männlicher Urteilskraft Ihre Gründe abschätzen, bevor ich sie als stichhaltig annehmen kann. Ich weiß nicht, was uns in Wirklichkeit trennen könnte."

„Und ich sage Ihnen noch einmal, daß Sie mich willig verlassen würden, wenn Sie meine Geschichte kennten. Ich erspare Ihnen großen Kummer. Mehr kann ich nicht sagen."

„Und ich wiederhole, daß ich mich nicht durch Worte zurückscheuchen lasse, deren Bedeutung ich nicht kenne, die ich für ein Schreckbild halte, das aus einem Winkel der Kinderstube hervorschaut. Wie werde ich ein Hindernis für unbesiegbar halten, das ich nicht untersucht habe? Bawn, ich bin nicht der Mann, der etwas begehrt, das er sich nicht vorher völlig klar gemacht hat. Ich habe mich geprüft, bevor ich zu Ihnen sprechen konnte. Mein Urteil über Sie war gebildet, bevor mein Herz Sie begehrte. Meinen Glauben an Sie, mein Vertrauen zu Ihnen können Sie nicht schädigen, und — nichts, nichts, das mir mein Vertrauen zu Ihnen nicht nimmt, kann mich veranlassen, mich von Ihnen abzuwenden. Ich begehre nicht viel in dieser Welt, ich weiß aber sehr bald, wenn mir irgend etwas zu meinem Leben notwendig geworden ist. Ihre Augen sind die ersten Frauenaugen, die mir jemals zum Bewußtsein brachten, daß ihr Licht zu einer Notwendigkeit für mein Dasein wurde. Kann ich kampflos

einwilligen, daß mir dies Licht entzogen wird, weil ich mit einem geheimnisvollen, hinter Ihrem Rücken lauernden Schatten geschreckt werde, und — —"

Er brach plötzlich ab, und Bawn schwieg.

„Wenn Sie mir nicht sagen können, daß ich Ihnen verhaßt bin, daß Sie sich unter keinen Umständen zu einer Verheiratung mit mir zu entschließen vermögen, werde ich alles Menschenmögliche in Bewegung setzen, Sie zu gewinnen."

Bawn preßte ihre Hände krampfhaft ineinander, sagte aber nichts.

„Bawn, Sie sagen nicht, daß ich Ihnen verhaßt bin?"

„Ich kann es nicht, weil es nicht wahr wäre."

„Sie wollen mir sagen, wo ich Sie finden werde?"

„Nein."

„Ich will Sie nicht veranlassen, jemand bloßzustellen; ich will mich nicht in Ihre Verhältnisse einmischen, will Ihr Vorhaben nicht hindern, wenn Sie mir nur sagen wollen, wo und wann ich sie sehen oder von Ihnen hören soll. Bawn, ein Augenblick kann kommen, in welchem meine Hilfe Ihnen erwünscht ist."

Er zog sein Notizbuch aus der Tasche und schlug es auf.

„Hier habe ich zwei Adressen. Die erste wird mich in meinem Hotel in London finden, die andere daheim. Ich gebe Ihnen beide, wenn Sie mir eine Hausnummer und eine Straße in Paris nennen wollen," sagte er.

Bawns Entschluß wankte plötzlich, und ein heftiges Verlangen, dies Blatt aus Somerleds Notizbuch zu besitzen, beherrschte sie; aber — ihr Wille blieb fest.

„Wie können Sie so sicher annehmen, daß ich in Paris sein werde?" fragte sie. „Kann ich nicht ebensogut nach London oder Wien gehen?"

Die Worte und der Ton, mit welchem sie gesprochen wurden, berührten sie selbst unangenehm, ihre Aufregung ließ sie herzloser klingen, als sie es waren; aber sie hatten den beabsichtigten Erfolg. Sie erschreckten Somerled und verscheuchten den ergreifenden Ernst und die Ueberredungskunst seines Wesens.

Sein Gesicht färbte sich so dunkel, als ob er einen Schlag empfunden hätte.

„Ach," sagte er, „ich habe Sie völlig mißverstanden. Sie sind herzlos, und Ihre Zurückhaltung ist ein Kunstgriff, um mich zu quälen."

„Warum erkannten Sie das nicht früher?“ fragte sie traurig. „Ich habe nichts getan, Ihnen einen hohen Begriff von meinem Charakter einzuflößen.“

„Nein, getan haben Sie nichts, Sie wußten es ohne großes Tun zu ermöglichen. Ich selbst trage die Schuld.“

„Vielleicht noch zur rechten Zeit; und wenn ich dazu beigetragen habe, habe ich Ihnen wenigstens vor unserem Scheiden noch Gutes erzeigt,“ sagte Bawn lächelnd, aber mit krampfhaft erzwungenem Lächeln.

„Ohne Zweifel triumphieren Sie über die Torheit —“

Ein unterdrückter Laut von Bawn brachte ihn zum Schweigen. Ihr Herz und ihr Kopf waren gleichzeitig getroffen. Sie streckte die Hände aus und fiel starr und steif in ihren Sitz zurück.

„Sie ist ohnmächtig!“ stammelte Somerled ganz bestürzt. Er legte sie auf die Bank und eilte zu einer alten Dame, die sich Bawn freundlich erzeigt hatte.

„Ich dachte es,“ sagte diese, während sie die Stirn Bawns mit kaltem Wasser befeuchtete und ihre Hände rieb. „Der Seekrankheit entgehen nur wenige; aber es ist angenehmer, dieselbe gleich zu Anfang durchzumachen und darnach wohl und munter zu bleiben. So — sie kommt zu sich, muß aber sogleich hinunter.“

„Darf ich Ihnen meinen Arm bieten?“ fragte Somerled sehr demütig und voll Reue.

Sie stützte sich auf denselben, und Somerled führte sie die Treppe hinunter. Vor der Tür der Kajüte wandte sie sich zu ihm und reichte ihm die Hand. „Versprechen Sie mir, daß Sie von nun an nicht wieder so übel von mir denken wollen,“ bat sie.

Statt zu antworten, drückte er ihr die Hand.

„Wollen Sie es nie mehr tun?“ fragte sie.

„Nie mehr,“ lautete die Antwort.

„Ich danke Ihnen, mein guter — mein lieber Freund. Gute Nacht.“

Bald lag sie in ihrem Wandbette und sagte sich, daß diese aufregende Episode ihres Lebens ihr Ende erreicht habe. Somerled kehrte auf das Deck zurück und schritt hin und her unter dem dunklen Himmelsdome, bis der Morgen nahe war.

Die Sterne wurden bleicher, der Wind wurde kälter, das erste Morgengrauen dämmerte langsam herauf, die grüne Küste von Irland lag zwischen Himmel und Meer. Die Reisenden schliefen. Niemand auf dem Deck zeigte irgend welche Aufregung oder Freude beim An-

blick des Landes; nur ein an Heimweh leidender Schiffsjunge atmete erleichtert auf in der Hoffnung, nun bald bei seiner Mutter zu sein.

Somerled war kurz zuvor hinuntergegangen, schlief jetzt und träumte von dem Glück, das ihm nun vielleicht doch zu teil werden würde. Das Anhalten des Dampfers erweckte ihn nicht. Er hörte nicht, wie Bawn so leichtfüßig die Treppe hinaufeilte, sich nach ihrem Gepäck umsah und den Kapitän fragte, wann der erste Zug von Queenstown nach Dublin abgehe. Als sie hin und her schritt und auf die Anordnungen lauschte, die gemacht werden mußten, bevor sie landen konnten, schaute sie angstvoll nach der Treppe hin und wußte selbst nicht, ob sie hoffte oder fürchtete, daß sich ein ihr wohlbekanntes dunkles Haupt über das Geländer neigen werde, um zu sehen, was sich zutrug. Das Geräusch, das Hin- und Herlaufen, das Rufen und das Winden der Seile mußte Somerled erwecken, und wenn er erwachte, kam er sicherlich auf das Deck. Wer konnte sagen, was sie im letzten Augenblick möglicherweise tun würde? Nie zuvor war sie so nahe daran gewesen, in einer Minute umzustoßen, was sie mit so viel Ueberlegung, so viel Mühe und Anstrengung zuwege gebracht hatte.

Einige Worte des Dankes an den Kapitän, gute Wünsche von ihm, und — Bawn wurde vorwärts getrieben. Sie kam eben noch zeitig auf dem Bahnhof an, um in den Zug zu steigen, und bald flog sie mit den Vögeln dahin über das Weideland Irlands.

14. Frei.

Saugrüne Wiesen, Bergeshalden voll Butterblumen und Maßliebchen, Wasserlachen, in deren Tiefe sich der Himmel spiegelte, braune und schwarze Kühe, die zwischen Schilfgras und gelben Lilien grasten, Striche dunklen Moorlandes, das von lohfarbenem Unkraut umkränzt war, süßduftende Veilchen in den Spalten ferner Berge: — alles gebadet im Sonnenschein und schimmernden Dunsthauch, zog in rascher Folge vor Bawns Augen vorüber, als sie von Dampfesflügeln durch die Butterblumenfelder Erins getragen wurde. Konnte sie sich etwas denken, das mehr abwich von der erhabenen Feierlichkeit der dunklen Fichtenwälder und weithin sich erstreckenden Prairieen?

Es war ein langer Reisetag gewesen, als sie endlich aussteigen konnte. Im Abendschatten der zerklüfteten Berge sah sie eine Bucht,

in tiefe Dämmerung gehüllt, blinkende Lichter winkten, die Luft atmete den Geruch von Fischen und Teer.

In dem kleinen Gasthause, das Doktor Ackroyd ihr empfohlen hatte, wurde sie von der Besitzerin, einer nett aussehenden Frau, in ein Zimmerchen geführt, das eben groß genug war, um sie und ihren Koffer aufzunehmen.

Als sie am anderen Morgen mit Hut und Plaid im Gastzimmer am Frühstückstische saß, wurde die Tür geöffnet, und ein Herr trat ein. Nun sah sie erst, daß am unteren Ende des Tisches für eine zweite Person gedeckt war. Der Herr setzte sich nieder, zog den für ihn aufgestellten Tee mit den gerösteten Brotscheiben zu sich hin und — starrte sie an.

Sie sagte sich vernünftigerweise, daß die Tochter eines Landmannes nicht wie eine Dame behandelt werde, und ließ sich ihr Frühstück schmecken, als ob sie allein im Zimmer sei.

„Ist Ihnen die gestrige Zeitung gefällig?" fragte der Herr.

Diese Frage veranlaßte Bawn, aufzublicken. Ihr Gegenüber war ein stämmiger, pomphaft aussehender Mann, der sich sehr gerade hielt, helle wasserblaue Augen, ein gedunsenes Gesicht und eine kleine Glatze hatte, die von einem Kranz semmelgelben Haares umgeben war. Ein mächtiger Bart beschattete einen plumpen Mund, und seine Hände waren fett und unnatürlich weiß.

„Ich danke Ihnen," erwiderte Bawn, indem sie das Zeitungsblatt nahm und als Schutz gegen seine Blicke benutzte.

„Nehmen's nicht für ungut, daß der Major kam, he?" entschuldigte sich die Wirtsfrau hinterher. „Ist ein vornehmer Herr, und ein reicher dazu; versteht sich aber aufs Angaffen. Wär's einer von den Fingallsherren gewesen, könnt's Ihnen lieber geworden sein; Major Batt ist nicht sehr angenehm."

„Einer von den Fingallsherren!" Bawns Herz zuckte, als sie den Namen aussprechen hörte. Die wundersame, lange Woche auf dem Meere schied plötzlich aus ihrem Leben; sie war wieder ganz ihres Vaters Tochter, die seine Ehre, seinen guten Namen retten wollte.

Kaum hatte sie ihren Sitz in dem langgestreckten Wagen, der jetzt vor dem Hause hielt, eingenommen, als Major Batt aus dem Hause trat. In dem langen Paletot und dem breitkrämpigen Hute, den er tief ins Gesicht gezogen hatte, sah er noch größer und gewichtiger aus als vorhin. Er trat an den zierlichen, grünen Wagen mit dem silbernen Geschirr, sagte dem Diener einige Worte, kam dann nach dem

Wirtshauswagen, stieg mit einiger Beschwerde ein und setzte sich neben Bawn.

Sie sah mit Bedauern, daß seine breite Figur ihr den Blick auf die Küstenlandschaft verdeckte; über ihn hinweg konnte sie nicht sehen. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, und der Wagen rollte fort.

„Ich konnte es nicht über das Herz bringen, Sie allein in diesem Rumpelkasten fahren zu lassen," sagte der Major.

„Diese Unbequemlichkeit hätten Sie sich sparen können," entgegnete Bawn kühl. „Wir Amerikanerinnen sind gewohnt, allein für uns zu sorgen."

Eine Biegung der Straße und — der unermeßliche Ozean lag vor ihnen wie eine wundersam herrliche Fläche beweglichen Silbers, die von glänzend weißen Kalksteinklippen bewacht wurde und sich in zackigen Linien in eine märchenhafte Ferne verlor.

Der breite Rücken des Majors verdeckte die Aussicht; seine wasserblauen Augen waren auf den dicken Schleier gerichtet, der Bawns Gesicht eben nur durchschimmern ließ.

„Ich bin hier fremd, dies Naturgemälde ist mir etwas Neues," sagte Bawn. „Darf ich Sie bitten, mir den Anblick zu ermöglichen?"

„Ich möchte Ihnen raten, den Schleier zu entfernen," lautete die Antwort.

„Dieser Schleier ist eine neue Erfindung in Amerika — eine Hilfe für die Augen. Durch denselben sehe ich besser in die Ferne."

„Mittels dieser bewunderungswürdigen Erfindung vermögen Sie vielleicht sogar durch mich hindurch zu sehen?"

„Sehr möglich," versetzte Bawn gleichmütig, „dennoch scheint mir ein Wechsel des Platzes mit Ihnen vorteilhaft zu sein."

„Bedenken Sie, mein Fräulein, wie unangenehm solch ein Wechsel für mich ausfallen müßte. Sie würden Ihre volle Aufmerksamkeit vermutlich der Aussicht schenken, und ich hätte nichts zu sehen."

Bawn schwieg einige Minuten; als der Major aber fortfuhr sie anzustarren, wandte sie sich an den Kutscher.

„Halten Sie, bitte, einen Augenblick an," sagte sie, „ich wünsche den Platz zu ändern."

Der Wagen hielt. Der Major lachte in sich hinein und bot seine Hilfe an, aber Bawn gelangte ohne dieselbe in den vorderen Sitz, der ihr freien Umblick gewährte, und sie freute sich, ihren aufdringlichen Gefährten abgefertigt zu haben.

„Ich habe einer Landschaft nie Geschmack abgewinnen können," sagte er.

Langsam und schwerfällig schob er sich vorwärts, bis er Bawn so nahe gekommen war, als die Bauart des Wagens erlaubte.

„Sagten Sie etwas?" fragte er. „Dieser Platz ist vortrefflich, soweit das Sehen in Betracht kommt, aber das Hören erschwert er, weil der Wind den Ton Ihrer Stimme dorthin trägt."

Er murmelte unverständliche Worte und neigte sich möglichst vorwärts; Bawn ließ die Enden ihres Schleiers los, und der Wind trieb sie gewaltsam in das Gesicht des Majors.

„Ah!" stieß er hervor und rückte fort. Ein Ende des Schleiers war in sein Auge gekommen; er zog sein Taschentuch hervor, die Tränen zu trocknen.

„Ist Ihnen etwas ins Auge geflogen?" fragte Bawn heiter. „In dieser Jahreszeit fehlt es nicht an Staub auf der Landstraße."

„Ja wohl — ja — ja!"

„Kalksteinstaub ist besonders unangenehm. Wie schade, daß Sie nicht auch einen Schleier haben."

„Der Ihrige ist mir genug," stöhnte er.

Eine Zeitlang blieb Bawn unbelästigt. Als aber das Auge nicht mehr tränte, hob sich die Stimmung des Majors wieder, und er setzte seine Aufmerksamkeit fort.

„Wir haben uns jedenfalls in Amerika schon gesehen," sagte er. „Mein erster Blick in Ihr Gesicht heute morgen überzeugte mich, daß ich Sie im vergangenen Sommer, als ich in New York war, bereits kennen gelernt habe."

„Das von Ihnen zu hören, wundert mich gar sehr," erwiderte Bawn nach kurzem Nachdenken. „Die Blattern pflegen ein Gesicht zu verändern, besonders in der ersten Zeit nach dieser Krankheit."

„Die Blattern? Sie sind eben erst von den Blattern erstanden? Ich bemerkte keine Narben in Ihrem Gesichte."

„Das würde sehr angenehm für mich sein, wenn ich glauben dürfte, daß es so wäre; aber Sie haben mich ohne Schleier noch nicht im rechten Lichte gesehen."

„Sie müssen nur einen leichten Anfall gehabt haben."

„Das vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls würde die Gefahr der Ansteckung für andere dann um so größer sein. Wer sie von mir bekommt, muß sich auf die gefährlichste Art derselben gefaßt machen."

Der Major, der wieder etwas näher gekommen war, wich an das äußerste Ende des langen Wagens zurück und war sichtlich entsetzt.

„Dann sollten Sie aber nicht reisen," sagte er. „Sie tun sehr unrecht, mit anderen zusammen zu kommen."

„Man muß doch Luftveränderung haben, und in einem so dünn bevölkerten Landstriche wie dieser erwartet man kaum mit Menschen zusammen zu treffen."

„Halten Sie die Blattern für sehr ansteckend?" fragte der Major zitternd.

„Nun, ich werde jedenfalls nicht wieder mit jemand in einem Wagen sitzen."

„Sie waren wohl nie geimpft?"

„O gewiß. Nach einer neueren Theorie nimmt man ja aber an, daß das Impfen nur noch empfänglicher für Ansteckung macht," sagte Bawn, die ihren Schleier noch fester hielt und sich abwandte, um ihr Lächeln zu verbergen.

Major Batt saß ganz entsetzt und schaute sich von Zeit zu Zeit nach seinem eigenen Wagen um.

„Ich will mir etwas Bewegung machen," sagte er plötzlich mit einem komischen Versuche, gleichmütig zu erscheinen. „Diese offenen Fuhrwerke sind in der Tat erschrecklich zugig. Kutscher, ich will aussteigen."

Er trabte ab, und Bawn, die sich umsah, erkannte in der Ferne den kleinen grünen Wagen, der sich beeilte, näher zu kommen.

Von zwei starken Pferden gezogen, rollte der „lange Wagen", in welchem Bawn allein saß, mit lautem Getöse unter den überhängenden Kalksteinfelsen hin. Die grünen, durchsichtigen Meereswellen plätscherten über die weißen Kiesel. Von dem brennenden Salzkraut, das haufenweise am Ufer entlang dampfte, stiegen glänzende Dunstwolken auf und erfüllten die Luft mit eigenartigem Wohlgeruch. Nur wenig lebende Wesen kamen zum Vorscheine, aber hier und da stand ein Häuschen in einer Niederung zwischen den Klippen oder auf der Höhe derselben.

„Dort ist Schloß Aughrim, Fräulein," sagte der Kutscher, der sein stilles Vergnügen an der Niederlage des unverschämten Majors gehabt hatte und sich nun berufen fühlte, die Dame im Wagen zu unterhalten. „Ja, da wohnt Lord Aughrim, Fräulein, das heißt, wenn er nicht fern von seiner Herrschaft ist, was aber meistens vorkommt."

„Dann sind wir im Gebiete der Fingalls?" fragte Bawn, aufmerksam umherblickend.

„Jawohl, Fräulein haben's getroffen. Weiterhin kommen wir nach Glenmalurcan, wo der General und seine Familie wohnt. Will freilich sagen, der General ist tot und gestorben, der HErr sei ihm

gnädig; aber die Familie ist hier nach wie vor, und ich bin stolz darauf, es zu vermelden, Fräulein."

15. Die Schwestern.

Zwei Tage später traten zwei junge Mädchen aus dem Posthause zu Cufshendall auf die Straße, und es war nicht zu verkennen, daß sie eine unangenehme Nachricht erhalten hatten. Beide waren jung, geschmackvoll gekleidet und trugen Alpenstöcke in den Händen. Trotz äußerer Verschiedenheit sah man ihnen an, daß sie Schwestern waren.

„Es ist allzu betrübt, liebste Shana," sagte die hübschere von beiden, die sehr sanft aussah und ernste blaue Augen hatte. „Was müssen wir tun, um Antwort zu erhalten?"

„Nichts. Ihr Schweigen müssen wir uns gefallen lassen. Es ist der gerechte Lohn dafür, daß wir unsere Ahnen der Oeffentlichkeit preisgeben wollten. Um Geld zu verdienen, scheuten wir uns nicht, sie möglicherweise mit Geringschätzung behandeln zu lassen. O Rosheen, wenn es Flora wüßte!"

„Wäre die Erzählung gedruckt und berühmt geworden, würde sie es erfahren," sagte Rosheen. „Mit der Last solch eines Geheimnisses beladen, könnten wir unmöglich fortgelebt haben."

Shana zog die Stirn in Falten; aber bald genug warf sie den Kopf zurück und lachte sorglos.

„Wir müssen einen zweiten Versuch wagen, müssen noch einmal einige Buch Papier und ein Fläschchen Tinte daran setzen," sagte sie.

„Vielleicht haben wir zu viel Krieg hineingebracht," wagte Rosheen schüchtern zu bemerken.

„Ja, Du hast recht," erwiderte Shana. „Doch — komm, Liebchen, ich denke bei Betty Macalister vorzugehen und dann einige Nadeln und Bändchen bei Nanny Macaulay zu kaufen."

Als die Schwestern im Weitergehen sich der Sonne zuwandten, trat die Verschiedenheit ihrer Gesichter trotz ihrer Aehnlichkeit recht hervor. Shana war eine blühende Brünette, dunkelbraunes, welliges Haar umrahmte das Gesicht; dichte Wimpern sänftigten die dunklen, klugen, glänzenden Augen. Rosheens Gesichtsfarbe war heller; sie hatte nußbraunes Haar und blaue Augen. Die Nasen beider waren kurz, ihre Stirnen niedrig und breit, ihr Kinn zeigte die gleiche Form und Grübchen.

Cushendall liegt in einer Niederung zwischen Bergen. Vier einander kreuzende Straßen durchschneiden das Dorf, in dessen Mitte sich ein starker alter Turm erhebt; ein Fluß, der vom Berge herniederkommt, windet sich zwischen den Bäumen hin dem Meere zu. Ein Geruch von Torfrauch ist vorherrschend, und es sieht nicht so sauber aus, als es sollte. In kleinen Verkaufsläden ist alles zu finden, was Landleute bedürfen, und an einer aufwärts führenden Straße stehen einige größere Häuser von vornehmerem Ansehen.

Die Augen der Dorfbewohner hingen voll Freude an den beiden Mädchen. Alle, die sie sahen — die Ladenbesitzer, welche in den Türen standen, und die Kinder, die Sandtorten in der Gosse machten — sahen in den Schwestern mit den blühenden Gesichtern Prinzessinnen eines alten Stammes, Töchter der alten irischen Häuptlinge der Glens. Und die jungen Damen hatten für alle ein freundliches Kopfnicken, als sie leichtfüßig durch das Dorf schritten und jenseit desselben bergan durch das Hochland, das nach dem Tale von Glenan führte.

Ringsumher lag Hügel an Hügel, Tivara, der kegelförmige, schöne Berg, erhob sich mit phantastischem Aussehen inmitten seiner Kollegen. Zwischen den Bäumen versteckt lagen Nöten und kleine Landhäuser; ihre weißen Wände schimmerten hier und dort aus den Niederungen der bebauten Hügel hervor, und ringsumher und hoch über dieser niedrigeren Hochlandsgegend ragten die höheren Berge empor mit ihren dunklen, zerklüfteten Kronen, ihren breiten Abhängen, ihren gebogenen und seltsam aussehenden Gipfeln. Die schnabelförmige Höhe des Tibulia war in einen tuffen Purpurschleier gehüllt, und eine lange Reihe von Bergen über Cushendun hinaus, die uneben mit Strauchwerk und Heide bewachsen war, hatte ein warmes, purpurnes Erröten aufgefangen.

Die Schwestern verfolgten die dunkelrote Landstraße, welche durch hohe Sandsteinklippen hindurch gehauen war, erreichten die Stelle, wo die Red Bay mit einer majestätischen Wendung um den Eingang von Glenmalurcan biegt und weiter nach der großen Garronklippe schießt; und als sie dem Kreuzpunkt der Landstraße nahe kamen, welche die Ufer der Bay begrenzt, kam ihnen ein kleiner grüner Wagen mit silbernem Geschirr entgegen.

„O Shana, Major Batt," flüsterte Rosheen ganz entsetzt.

„Vorwärts, Rosheen, so rasch als möglich," antwortete Shana.

Mit beneidenswerter Leichtfüßigkeit eilten beide fort, aber dem grünen Wägelchen konnten sie es nicht zuvor tun; an der Ecke der Bucht stand es ihnen gegenüber.

„Fräulein Shana! Fräulein Rosheen!“ rief eine heisere Stimme. Der Major warf dem Kutscher die Zügel zu und sprang mit einer Gewandtheit auf die Erde, die bei einer so umfangreichen Leibesfülle wahrhaft bewunderungswürdig war.

„Dies ist ein unerwartetes Vergnügen,“ fuhr er fort, nachdem er sie mit überschwenglicher Freude begrüßt hatte und sich nun bestrebte, ihrer unbequemen Eile stand zu halten. „Ich komme von einem Besuch bei Lady Flora in Raths Castle und wurde sehr enttäuscht, Sie nicht daheim zu finden. Ich bat dort, Sie auf einem Spazierritt begleiten zu dürfen.“

„Wir reiten nicht mehr und haben unsere Pferde fortgegeben,“ sagte Rosheen mit Bedauern.

„O, dann erlauben Sie mir gütigst, Ihnen mitunter die meinigen zur Verfügung zu stellen.“

„Besten Dank; wir ziehen das Gehen vor,“ erwiderte Shana fröhlich. „Ein Pferd kann keine Dämme übersteigen und keine Felsen erklimmen, was wir so gern tun, wenn wir im Freien sind.“

„Ja, ja,“ sagte der Major. Ganz aufgeregt blickte er nach dem holperigen Damm zur Seite. Sie konnten doch nicht verlangen, daß er sie sogleich hinüber begleiten sollte?

O nein, Shana dachte an etwas ganz anderes, als sie sich jetzt mit ungewöhnlichem Ernst zu ihm wandte.

„Herr Major, ich muß Ihnen eine sehr ernste Frage vorlegen,“ sagte sie.

Der Major wußte selbst am besten, warum er so jäh die Farbe wechselte, so erfreut und neugierig war und es doch nicht hindern konnte, daß er sich in die Geborgenheit seines Wagens zurückwünschte.

„Die Zeiten sind zum Erschrecken schlecht,“ fuhr Shana fort. „Jedermann empfindet es; aber einige werden allzu hart mitgenommen.“

Der Major war puterrot geworden. „Ich hoffe — ich — bin —“ stotterte er.

„Was wissen Sie etwa von den alten Leuten, die noch immer in Shanes Hollow wohnen?“

„Absolut nichts,“ versicherte der Major, und sein Gesicht klärte sich auf.

„Da Sie die letzten Ueberbleibsel ihres Besitztums kauften, hielt ich es für möglich, daß Sie noch in Verbindung mit ihnen ständen und am besten wüßten, ob sie wirklich dem Verhungern nahe sind.“

„Dem Verhungern?“ fragte der wohlbeleibte Major. „Verhun-

gern ist ein sehr unangenehmes Wort, mein Fräulein, besonders wenn es mit Leuten in Verbindung gebracht wird, die einst die Köpfe hoch trugen in der Grafschaft."

„Es sollte uns allen zu bedenken geben, daß wir möglicherweise auch dahin kommen können. Sie freilich wenigstens noch recht lange nicht," entgegnete Shana mit einem Lachen, das dem Major nicht gefiel. „Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß niemand von uns — selbst Rosheen und ich nicht — etwas derartiges zu fürchten haben, denn wir würden es, soviel an uns ist, durch rechtschaffenes, fleißiges Arbeiten zu verhindern suchen. Aber ernsthaft, Herr Major, wissen Sie, was den Wolf von der Tür der armen, alten Leute fern hält? Ihre Tür wird noch geöffnet und geschlossen, obgleich das Dach, wie ich glaube, halb fort ist."

„Vermutlich," bemerkte der Major gemütlich scherzend, „sind sie so sehr an den Wolf gewöhnt, daß sie ohne ihn nicht leben können. Nun ernsthaft, wie Sie wünschen. Es ist mir bekannt, daß sie vor zwei Jahren noch ein bißchen Geld irgendwo in Sicherheit gebracht hatten, etwa genug, um jedem Mitgliede der Familie einmal in der Woche einen gedeckten Tisch zu schaffen; allein ich habe Grund anzunehmen, daß sie es mit ihrer gewohnten Kurzsichtigkeit längst in Brot und Zubehör verwandelt und auf einmal verzehrt haben."

„Demnach haben sie nichts mehr," sagte Rosheen erregt. „Sie werden in ihrer Ruine umkommen, und wir alle werden uns als ihre Mörder ansehen müssen."

„Mein liebes Fräulein Rosheen, eine so harte Sprache habe ich noch nie aus Ihrem sanften Munde vernommen," sagte der Major süßlich. „Wenn die törichten Menschen auf Selbstmord versessen sind, weiß ich nicht, wie wir sie davon abhalten könnten."

„Sie wußten sich bis jetzt ihr Dasein durch allerlei kleine Dinge zu fristen," fiel Shana ein; „Hollow Peggy vertraute es mir. Herr Edmund bebaute ein Stückchen Land hinter der alten Gartenmauer, wo er von niemand gesehen werden konnte; so hatten sie Kartoffeln und Gemüse. Herr Paddy holte Steine aus einem Steinbruch, zerschlug sie mit einem Hammer und verkaufte sie an Alister und andere für die Landstraßen, unter dem Vorwande, daß er sie kontraktmäßig liefern müsse. Das war aber alles, was sie unternahmen, und ist längst in nichts zerflossen. Herr Edmund brach sein Bein vor einiger Zeit in dem verfallenden Hause, und der Doktor beförderte ihn sehr gegen seinen Willen in das Armenhospital. Herr Paddy ist durch Rheumatismus — —"

„Sie werden sämtlich kläglich sterben," klagte Rosheen.

„Fürchten wir das nicht," sagte der Major, indem er seinen Rock zuknöpfte, mit einer eigenartigen bedeutungsvollen Entschiedenheit. „Wenn alte Leute sich einmal an so wenig gewöhnt haben, bedürfen sie nicht viel zum Leben."

„Das Schlimmste von allem ist noch, daß ihr übermäßiger Stolz ihnen nicht gestattet, Hilfe von anderen anzunehmen," fuhr Shana fort. „Sie nehmen keine Hilfe aus Privatmitteln an und wollen auch nicht in das Armenhaus. Der Doktor mußte Herrn Edmund mit Gewalt in das Hospital bringen lassen, weil er nicht ohne Lebensgefahr in das Haus und aus dem Hause kommen konnte. Die Schwester und die Brüder sahen in der Entfernung des Kranken die letzte Trübsal, welche noch über sie hereinbrechen konnte. Sie wollen die Adares von Shanes Hollow bleiben bis an ihren Tod und dem Familienherkommen gemäß nachts bei Fackelschein begraben werden."

„Und Hilfe verschmähen sie wirklich?"

„Weihnachten wurden ihnen Kleidungsstücke und Geld ins Haus geschickt, aber sie verweigerten die Annahme aufs entschiedenste."

„Das scheint mir noch das Beste zu sein, was mir über sie zu Ohren gekommen ist," wiederholte der Major mit sichtlicher Befriedigung.

„Da kann ich Ihnen nicht beistimmen," sagte Shana. „Alte und bedürftige Leute sollten ihren Irrtum erkennen und sich in der Demut üben. Dieser Hochmut hat für mich etwas Abschreckendes, etwas durchaus Unmenschliches."

„Dennoch können Sie die Leute nicht bessern," bemerkte der Major.

„Ich meine, wir alle müßten uns zu einem Versuch vereinigen," entgegnete Shana mit feierlichem Ernst, „und — Herr Major, dies wünschte ich eben mit Ihnen zu beraten. Wollen Sie nicht mit Alister und einigen anderen Herren etwas für die armen Menschen in Shanes Hollow tun?"

„Um Ihretwillen, Fräulein Shana, bin ich zu allem bereit," beteuerte der Major galant.

„Nein, nicht um meinetwillen, nicht mir zuliebe, sondern aus christlicher Barmherzigkeit, Herr Major," beeilte sich Shana zu sagen. „Wenn ich nachts erwache, muß ich fort und fort an die unglücklichen Menschen denken. Können, dürfen wir sie umkommen lassen, wie Ratten in ihrem Loche?"

„Fräulein Shana, Sie sind eine gutmütige Seele!" rief der Ma-

jor ganz begeistert. „Ich will tun, was ich kann, bin jedoch überzeugt, daß die Leute nicht so hochmütig auftreten könnten, wenn sie völlig entblößt wären."

„Sie kennen sie nicht. Sie sind verhältnismäßig fremd in der Gegend und oft fern; ich habe seit meiner Geburt in ihrer Nähe gelebt. Ihr sündlicher Stolz ist so mächtig, daß sie lieber verhungern, als ihre Not anderen klagen. Dieser Stolz trennte sie von ihren früheren Freunden und wird sie einem erschrecklichen Tode zuführen."

„Sie sehen wohl zu schwarz, Fräulein Shana. So melancholisch habe ich Sie nie gekannt. Lassen Sie uns zu einem erfreulicheren Thema übergehen. Sie werden sich doch in Dublin an den Schloßfestlichkeiten beteiligen?"

„Nein," sagte Shana, „wir bleiben daheim, denn wir finden es entsetzlich, fortzugehen, um vergnügt zu sein, während so große Not im Lande herrscht."

„Und auch — —" fiel Rosheen ein.

„Eines anderen Grundes bedarf ich nicht," sagte Shana entschieden.

„In unserem Teile der Welt ist doch alles ruhig," drängte der Major.

„Unser Irland ist nicht so groß, daß wir nicht alle mitfühlen sollten, was in einem Teile desselben vor sich geht," erwiderte Shana. „Auf Lady Floras Besitztum im Westen ist es übel genug hergegangen; wir alle fühlen es von Grund des Herzens."

„Lady Flora sprach sich in einer Unterhaltung mit mir dahin aus, daß sie daran denke, Sie beide zu den Festlichkeiten nach Dublin, vielleicht sogar nach London zu führen."

„Wirklich?"

„Demgemäß darf ich hoffen, Sie recht bald in fröhlicherer Umgebung zu begrüßen. Und nun, da ich zum Diner bei Lord Aughrim erwartet werde und der Weg bis dahin lang ist, bin ich genötigt, Ihnen Lebewohl zu sagen. Muß ich hinzufügen, daß ich es mit Widerstreben tue?"

Er schwang sich in seinen Wagen, und die Schwestern verfolgten schweigend ihren Weg.

„Jauchze doch, Rosheen," sagte Shana nach einiger Zeit. „Ich meine einen Griff in des Majors Tasche getan zu haben. Welchen Schreck ich dem armen Manne versetzte! Nun bin ich neugierig, zu sehen, was er für die beklagenswerten Leute tun wird. Er hat einen Kampf zu bestehen mit sich selbst."

„Jedenfalls hat er auf dem Weg nach Lisnavilly etwas zu bedenken," fiel Rosheen ein, und beide brachen in lautes Gelächter aus. Es kam von Herzen und nahm hinweg, was die jungen Mädchen vom frühen Morgen an bedrückt hatte.

Ihr Weg führte sie jetzt einen schmalen Pfad zur Seite des Tales von Glenmalurcan entlang. Dies steigt zwischen Bergen empor, ist anfangs, wo es von der Bai bespült wird, weit, verengt sich aber allmählich auf seinem langen Wege bis zu der Stelle, wo ein märchenhafter Wasserfall von den höheren Felskuppen herunterstürzt, über Eschen und Nußbäume fortschäumt und endlich in einen kleinen See eines wunderlieblichen Tales springt. Der Strom, vom Wasserfalle bis zum Meere, durchschneidet das Tal in seinem Lauf, und die Vögel fliegen darüber hin von Berg zu Berg. Als die Schwestern diese Stelle erreichten, rötete das Sonnenlicht die gegenüberliegenden Spitzen des Lurgaedon, aber ein dunkler Schatten senkte sich auf die schwärzlich-violetten Gipfel hoch über der Straße und verdunkelte diese Seite des Tales durch ein majestätisches Düster.

Dies Tal ist vorzüglich bebaut. Ueberall schimmern weiße Giebel zwischen den Bäumen hervor. Eine alte Brücke, die sich über den Fluß spannt, deutet auf eine frühere Landstraße inmitten des Tales hin. Als die Schwestern raschen Schrittes den langen schmalen Weg zurückgelegt hatten, wurden die Bäume dichter und gewährten nur hier und dort entzückende Blicke in die jenseits sich ausbreitende Landschaft.

Aus der dichtbewaldeten Ferne klang das Rufen der Saatkrähen herüber, und als die jungen Mädchen unter einer ungeheueren Felsenkuppe hinschritten, die hoch oben über den Baumkronen schwebte, war es, als ob sich die schreienden Krähen auf sie niederstürzen wollten.

Hier endlich traten sie durch das hohe, altertümliche Tor von Raths Castle, eilten die schattige Allee entlang und standen plötzlich vor der Fronte des Schlosses im Widerschein der herrlichen Farbenpracht der untergehenden Sonne.

16. Lady Flora.

Lady Flora saß in einem Lehnstuhl vor dem Kaminfeuer. Auf ihren Knieen lag ein Buch, zu ihren Füßen stand ihr Arbeitskorb, auf einem Tischchen mit spindelförmigen Beinen neben ihr be-

fand sich das Teeservice von reichem, altem Silber und feinem Porzellan.

Sie schaute in das Feuer. Obwohl die untergehende Sonne die breiten Riegel an den Fensterläden der langen schmalen Fenster mit glühendem Rot übergoß, war das Zimmer beinahe dunkel, denn nur hier und dort schimmerte ein heller Lichtpunkt auf den vieleckigen Wänden.

Es war ein sehr angenehmer Gedanke für die nicht allzu geistvolle Lady Flora, daß ihr Zimmer nach der herrschenden Mode ohne die Hilfe eines modernen Tapezierers eingerichtet worden war. Derartige Leute mit ihren Erzeugnissen und Handwerksgerätschaften über die Berge von Antrim kommen zu lassen, würde ebenso schwierig als kostspielig gewesen sein; aber sie hatte sich zu helfen gewußt. Sie hatte die hübschen, antiken, spindelbeinigen Möbel einer vergangenen Zeit aus den Dachkammern des Schlosses herunterbringen lassen. Das alte, braune, geschnitzte Kaminstück, das ihr bei ihrem Einzug als junge Frau so viel Kummer gemacht hatte, betrachtete sie jetzt als einen unbezahlbaren Schatz. Die alten gewürfelten Flächen, welche sie vor Jahren hinter einer Tapete versteckte, waren von dieser Decke befreit und in den ursprünglichen Farben aufgefrischt. Die Schränke, Lehnstühle, Tische und großen Kommoden mit den breiten Messingbeschlägen, die jahrelang verachtet und aus den Augen verbannt gewesen waren, hatte der Dorftapezierer mit etwas Bienenwachs wieder zu Ehren gebracht, und geschmückt mit Sonnenblumen und Pfauenfedern nahm sich alles sehr schön und ehrwürdig aus. Das ganze Zimmer hatte ein elegantes, behagliches, einladendes Ansehen.

Lady Flora war eine kleine behäbige Dame und hatte eine scharfe, allezeit kampfeslustige Zunge. Ihr stets eleganter Anzug war nicht kostspielig, denn sie verstand es, gute Sachen zu fabelhaft billigen Preisen zu erhandeln. Selbst die schön gearbeiteten, verzierten Schuhe, welche ihre kleinen Füße verwahrten, hatte ein armer, alter, zugrundegerichteter Schuster gemacht, der in einer kleinen Nebenstraße in Paris sein Leben kümmerlich fristete, und die indische, kostbare Stickerei dazu war das Geschenk einer die ganze Welt durchziehenden Freundin.

„Ich freue mich, den Tee auf dem Tische zu finden," sagte Shana, indem sie ihren Hut abnahm und das braune, lockige Haar von der Stirn zurückstrich. „Unser zweites Frühstück bestand aus etwas altem Gebäck, das wir in Nannie Macaulays Laden verzehrten. O, ich bin so durstig!"

„Ihr müßt ermüdet sein, seht jedoch ganz frisch und munter aus," sagte Lady Flora, die mit der Zange im Feuer schürte, bis die helle Flamme emporloderte. „Ich hörte Euch lachen, bevor Ihr ins Haus tratet — recht ungebührlich laut lachen."

„Wir begegneten Major Batt, der unsere Lachlust allemal erregt."

„Major Batt ist ein sehr angenehmer und verständiger Mann; zum Lachen finde ich nichts an ihm," erklärte Lady Flora kalt.

„Doch," erwiderte Shana bedeutsam lächelnd, indem sie ihre Tasse niedersetzte. „Es ist aber etwas an oder in ihm, das andere zum Lachen reizt. Wie der arme Mann heute krampfhaft seinen Rock zuknöpfte, als ich von Geld sprach!"

Sie spazierte gravitätisch durch das Zimmer, streckte das Kinn in die Luft und machte sich unbeholfen mit den Knöpfen ihres Jaquettes zu tun.

„Wie unpassend!" tadelte Lady Flora scharf; „nun, Shana, was in aller Welt brachte Dich dazu, mit Major Batt von Geld zu sprechen? Ich hoffe — —"

„Nein, Flora, hoffe nichts," unterbrach sie Shana. „Du weißt, daß ich offen ausspreche, was ich auf dem Herzen habe. Ich bat Major Batt um Geld."

Lady Flora sank an die Lehne ihres Sessels zurück, als sei sie einer Ohnmacht nahe; ihre Lippen öffneten sich; ihre blassen durchdringenden Augen hefteten sich voll Entsetzen auf ihre junge Schwägerin.

„Ja," sagte diese, als sie mit ihrer gefüllten Tasse nach dem Kamin zurückkam und sich auf einen niedrigen Schemel zu Lady Floras Füßen setzte; „ich bat ihn, etwas für die alten, unglücklichen Wesen in Shanes Hollow zu tun."

Lady Flora erholte sich von ihrem Schreck.

„Das — das gibt mir Erleichterung," seufzte sie. „Ich dachte —"

„Ach, liebe Flora, laß sein; Deine Gedanken sind selten in Einklang mit den meinigen."

„Glücklicherweise hast Du recht," bemerkte Lady Flora kalt. „Nun weiter — Major Batt?"

„Er knöpfte seinen Rock zu," sagte Shana.

„Mit diesen Worten willst Du vermutlich andeuten, daß er mit seinem Gelde sorgfältig umgeht, und ich gestehe, daß ich das billige, ja, ihn bewundere. In diesem verschwenderischen Lande, wo kaum jemand an den morgenden Tag denkt, ist ein verständiger Mann, der

seine Ausgaben wohl überlegt, ein Juwel, das nicht genug geschätzt werden kann."

„Major Batt hat nicht nötig, allzu ängstlich an den morgenden Tag zu denken. Sein ‚morgen' kann nicht von so langer Dauer sein als das ‚morgen' anderer Leute, und gesetzmäßige Erben seines Geldes sind nicht vorhanden."

„Major Batt wird sich verheiraten," sagte Lady Flora gelassen, indem sie einen schönen Ring an ihrem Finger drehte und eine Miene annahm, als ob sie auf dem Wege sei, ein Geheimnis zu verraten.

„Hat er Dich zu seiner Vertrauten erkoren, Flora?" fragte Rosheen mit einem schelmischen Seitenblicke nach ihrer Schwester.

Lady Flora beachtete die Worte nicht.

„Ich denke," sagte sie endlich, „er wird trotz seiner klugen Vorsicht Deinem Anspruche an seine Großmut Rechnung tragen, Shana."

„Das sollte mir im Hinblick auf die armen alten Adares sehr lieb sein," erwiderte Shana.

„Und ich hoffe," erwiderte Lady Flora, „daß, wenn er es nun im Hinblick auf Euch tut, Ihr ihm auch in dankbarer Weise entgegenkommen werdet. Sollte jedoch eine von Euch seine Bewerbung ausschlagen, dann sage ich mich von Euch los. Ich weiß," fuhr sie fort, „daß Du, Shana, den Wert des Geldes kennst, und da wir nun einmal auf diesen Gegenstand gekommen sind, muß ich Dir sagen, daß ich an Deinem Verstande zweifeln würde, wenn Du eine so außerordentlich vorteilhafte Bewerbung ausschlagen könntest. Wenn ich an meine Kinder denke, an das Ausbleiben oder doch ungenügende Einzahlen der Pachtgelder und an meines Gatten Alisters Schwäche den Pächtern gegenüber, und daß alle Ausgaben von den Zinsen meiner in England angelegten Kapitalien gemacht werden, dann — ja, Shana, dann finde ich es über alle Maßen unverständig von Euch, nicht dahin zu streben, daß Ihr vorteilhaft versorgt werdet."

Shanas Augen glühten wie feurige Kohlen, als sie die Hände zurückzog, die sie fest auf ihr Gesicht gepreßt hatte, während ihre Schwägerin sprach.

„Ja, Flora," sagte sie ernst, „es ist hart für Dich, mich und Rosheen um Dich haben zu müssen, seit unser von unserem Vater ererbtes Vermögen verloren ist; bis jetzt wußte ich aber nicht, daß Alisters Besitz wenig einträglich sei, und daß wir alle von Dir abhängen — —"

„Ich habe nicht den Wunsch, Euch irgend etwas zu entziehen, allein meine Kinder —"

„An Deine Kinder denke ich allezeit, und, Flora, wir sind beide sehr darüber aus, Geld zu verdienen," sagte Shana, vor Erregung bebend. „Ach Flora, Du bist gewiß vor dem Feuer eingeschlafen und hast einen bösen Traum gehabt. Vergiß ihn."

In diesem Augenblick kam der Diener mit den Lampen. Die Schwestern verabschiedeten sich von der Schwägerin und stiegen Arm in Arm die alte Wendeltreppe hinan, die in Zwischenräumen mittels altmodischer Flurlampen erleuchtet wurde, und befanden sich bald in ihren eigenen Zimmern.

Das erste derselben war ein langes Gemach mit einer etwas schrägen Decke und niedrigen Wänden und hatte zu beiden Seiten ein hohes, schmales Fenster, das weit über dem Fußboden angebracht war. Früher war es Schulzimmer gewesen; seit sie keiner Gouvernante mehr bedurften, hatten es die Schwestern zu der Würde ihres Salons erhoben und recht erfinderisch durch allerlei hübsche Handarbeiten zu schmücken gesucht.

Es war ein sehr kaltes Zimmer. Die Wände hatten eine dunkelbraune Holzbekleidung, die tiefen braunen Fensternischen ebensolche Sitzplätze. Glänzende Sonnenblumen, welche die Schwestern verfertigt hatten, waren an den kurzen, braunen Fenstervorhängen angebracht und liehen dem ganzen Gemache einen goldigen Schimmer. Die Möbel waren alt, teilweise wurmstichig, und der lange Eichentisch mit den vielen Schubladen, der im einstigen Schulzimmer so nützlich gewesen war, behauptete auch im „Salon" seine durch lange Jahre ehrwürdig gewordene Stellung in der Mitte des Raumes.

Ein großes Tintenfaß thronte in alter Würde auf diesem Tische, Federn lagen daneben und eine Menge vielgenutzter Bücher füllte das antike Bücherbrett. Den Zierat des langen Tisches bildeten zwei sehr hübsche Arbeitskörbchen, eine Krystallschale mit Aepfeln und eine altmodische Vase mit glänzendem Strauchwerk. Auf dem Fliesenherde des Kamins brannte ein helles Torffeuer, das Shana, am Boden knieend, aus einem Weidenkorbe frisch versorgte. Rosheen kniete neben ihr, und sie besprachen sich miteinander.

„O Shana, wenn sich doch jemand für unser Pachtgut Shangaragh fände!" sagte Rosheen plötzlich, „dann hätten wir etwas Geld für uns und brauchten es nicht so entsetzlich betrübt zu nehmen, wenn Flora von ihren Kindern spricht."

„Unabhängig würden wir selbst dann nicht sein," entgegnete Shana, „obwohl es tausendmal besser wäre. Aber, ach, die Zeiten

sind so schlecht, daß an eine Verpachtung des kleinen Besitztums nicht zu denken ist, und — sie werden sich wohl kaum bessern."

Shanganagh war ein Landgut, das etwa eine Viertelstunde von Raths Castle, etwas höher hinauf auf einer Hochebene lag und zu dem Erbteile der Schwestern gehörte. Seit zwei Jahren war es unverpachtet geblieben.

„Shanganagh wird niemand pachten," wiederholte Shana. „Die Leute wandern alle nach Amerika aus, und unser Landgut liegt außerhalb der Welt."

„Was können wir nur tun, Shana?"

„Irgend etwas," entgegnete Shana mit düsterem Blicke. Sie küßte ihre Schwester und erhob sich, und Roiheen, die Shana nicht immer verstand, schwieg.

Beide traten in das angrenzende Schlafzimmer, das sehr groß und einfach möbliert war, aber all die kleinen hübschen Sachen enthielt, welche junge Mädchen gern haben. Zwei weiß bezogene Betten standen einander gegenüber, und zwischen denselben stand das Bettchen des älteren Töchterchens ihres Bruders, des Lieblings der jungen Tanten.

In diesem Zimmer legten diese ihre vielgetragenen, schwarzen Kleider an und schmückten sich mit den Perlen, die einst ihrer Mutter gehört hatten. Dann kehrten sie zu dem Kaminfeuer des Wohnzimmers zurück, bis die Glocke zum Essen rief.

Ihr Bruder, Mister Fingall, der am unteren Ende des Tisches saß, schien einige Minuten lang noch in dem Buche zu leben, das ihn den ganzen Tag über gefesselt hatte. Er war ein kleiner, blonder Mann mit träumerischen Augen und einem freundlichen, trägen Lächeln. In Gesellschaft hatte er Zeit nötig, um auf die Oberfläche der Unterhaltung zu kommen. Nachdem er seine Suppe gegessen hatte, ruhten seine Augen voll Vergnügen auf den blühenden Gesichtern seiner Schwestern, die sich täglich frische Farbe durch Bewegung in der reinen Bergluft holten.

„Neuigkeiten aus dem Dorfe, Kinder?" fragte er. „Ich habe mir erzählen lassen, daß Ihr heute die halbe Grafschaft durchstreift habt."

„Betty Macalister denkt an ein Aufgeben ihrer Pachtung und an Auswanderung," antwortete Shana. „Sie findet es unmöglich, das Pachtgeld aufzubringen."

Ein Schatten breitete sich über Alisters Gesicht.

„Betty darf nicht fort; alle anderen, nur sie nicht," sagte er entschieden. „Wer ist ihr Gutsherr?" fragte er.

„Major Batt," sagte Rosheen, mit einem verstohlenen Blicke nach Lady Flora.

„Wenn ihr Pachtzins zu hoch ist, muß sie, wie viele es tun, beim Pfandgerichte um Ermäßigung desselben nachsuchen."

„Ich muß gestehen," nahm Shana das Wort, „daß ich dem Major in diesem Falle keine besondere Schuld beimessen kann. Betty scheint sich und Nancy unter jeder Bedingung die Fähigkeit, ihr Land zu bebauen, abzusprechen."

Lady Flora sah Shana beifällig an. Nun erschienen die Kinder, um ihren Anteil vom Nachtisch in Empfang zu nehmen. Duck, das älteste der fünf Kleinen, ein Mädchen von acht Jahren, ging sogleich zu Shana, die sie mit fragenden Augen ansah.

„Wo bist Du den ganzen Tag gewesen, Tante Shana? Es ist gar nicht hübsch im Hause, wenn Du fort bist."

„Wenn ich aber ganz fortgehe, Duck?"

„Dann mußt Du mich mitnehmen," sagte die Kleine entschieden, indem sie ihren Kopf unter Shanas Ellbogen schob.

„Duck, Du verschüttest ja Tante Shanas Rosinen," mahnte der Vater.

„Nein, Papa, Tante Shana tut es selbst; ihre Hand zittert so," entgegnete das Kind.

In der Nacht tobte der Wind ungewöhnlich um das alte Haus. Wie rasend fegte er von dem nahen, überhängenden Berggipfel herunter und über das schräge Dach, unter welchem die Zimmer der jungen Mädchen lagen. Im Schornsteine pfiff er in Tönen, die aus Orgelpfeifen zu kommen schienen. Die Schwestern lagen wachend in ihren Betten und lauschten auf die unharmonische, aber vertraute Musik, während Duck in ihrem Bettchen gesund schlief.

„Shana," sagte Rosheen, als der Wind eine kurze Pause machte, „weshalb mag Flora Willie Callender nicht leiden?" Herr Callender war ein junger Ingenieur, der dem Schlosse bisweilen einen Besuch abstattete.

„Sage doch ‚Herr Callender', Rosheen. Junge Herren darf man nicht bei Ihrem Taufnamen nennen."

„Wir kennen ihn aber so gut. Warum mag ihn Flora nicht leiden?"

„Weil er kein Geld in der Dreiprozentbank hat."

„O Shana!"

„Nichts als einen ehrenwerten Namen und einen Beruf. Kann ihn das interessant oder liebenswert machen?"

„Ich meine, ein so ehrenwerter Mann mit einem so freundlichen, herzlichen Wesen müßte jedermann angenehm sein."

Shana stellte sich nun schlafend, und Rosheen schlief wirklich bald.

Shana, die lange nachdenkend gelegen hatte, stand leise auf, steckte die Lampe an und warf ihre Kleider über. Als sie an Ducks Bettchen vorüberging, hielt sie das Licht so, daß sie das kleine Gesicht betrachten konnte, dann kniete sie nieder und küßte das Kind zärtlich.

„Dein Brot essen, Du Liebling?" flüsterte sie traurig. „Dir im Lichte stehen? Dein kleines, irdisches Erbe beeinträchtigen? Nein, nein, mein Herzenskind, Tante Shana bringt das nicht über sich, sie hat mehr Liebe zu Dir, um das zu können. — So komm denn, Shana," so redete sie sich selbst an, „und suche zu verstehen, was der Wind in dieser stürmischen Nacht Dir erzählt."

Sie trat in das Wohnzimmer und schloß die Tür des Schlafgemaches leise hinter sich, dann stellte sie die Lampe auf den Tisch, schürte das Feuer und nahm Papier und Federn aus einer der Tischschubladen. Eine Tasse starken Tees stand auf dem Herde; er sollte den natürlichen Schlaf aus den jungen Augen verscheuchen. Nachdem sie ihn getrunken hatte, setzte sie sich nieder, um die mißlungene Erzählung, die zurückgesandt worden war, noch einmal zu schreiben.

17. Die Großmutter.

Eine kleine Viertelstunde landeinwärts und noch weiter hinauf als die so steil vorspringende Klippe von Thor Head, Mull von Cantire gegenüber, thront Thor Castle auf seiner luftigen Höhe. Es ist der Stammsitz der älteren Linie der Fingalls; viele Generationen derselben haben hier gelebt, und gegenwärtig wird sie vertreten von einem jungen Manne, dem Vetter Shanas und Rosheens, und seiner Großmutter. Diese Großmutter, von der Familie Großi genannt, ist eine imponierende Erscheinung und in der ganzen Gegend wohl bekannt. Sie ist auch die Großmutter Alisters und seiner Schwestern und die zärtliche Urgroßmutter der Kinder Floras.

Die Gegend zwischen Raths Castle und Thor Castle ist wunderbar schön. Sie umschließt das romantische Glenariffe und Glenan, die lieblichen Küstenstriche und seltsamen Höhlen von Cushendun und die zerklüfteten, wunderherrlichen Vorgebirge von Cushlake mit ihren schwer zu erklimmenden Klippen und blumenreichen Schluchten.

Weiter unten von Thor Castle werden die Felswände des gewaltigen Thor Head von den Fluten des märchenumwobenen, sagenreichen Moyles bespült. Schottland scheint hier so nahe zu sein, daß man an einem schönen Tage wähnen könnte, mittels eines Fährbootes in einer Viertelstunde hinüberzukommen, und von den Fenstern des Schlosses aus erblickt man die herrlichen Linien der Juraberge, deren phantastische Umrisse auf der Oberfläche des glitzernden Meeres zu sehen sind.

Großi, das Haupt der Fingalls, war bei reich und arm beliebt. Die hochgewachsene, stattliche, noch immer tätige Dame konnte man gar oft sehen, wenn sie in der Nachbarschaft von Tor zu Tor, von Hütte zu Hütte ging. Sie war eine gottesfürchtige, mildtätige Seele, die ihre Güte mehr in Taten als in Worten zeigte, dennoch strahlten ihre klugen, durchdringenden Augen oft genug von inniger Liebe, und ihre Milde und warme Herzensfreundlichkeit wurde von niemand bezweifelt. Niemand aber auch, der sie lange gekannt hatte, konnte die schwere Heimsuchung vergessen, die sie in früherer Zeit getroffen hatte, da ihr Sohn, wie man allgemein annahm, durch die Hand seines Feindes von einem Abhang heruntergestürzt und zu Tode gekommen war.

Es war eine feststehende Gewohnheit geworden, daß die ganze Familie aus Raths Castle zu bestimmten Zeiten auf einen Tag und eine Nacht zur Großmutter kam, und dann war das alte Schloß wie umgewandelt, dann herrschte eine Geschäftigkeit und Bewegung wie in einem Bienenkorbe. Zu anderen Zeiten, und selbst wenn Rory, der jüngste der Fingalls und der Herr von Thor, daheim war, ging es recht still und einförmig zu. Diese belebenden, freudebringenden Besuche waren die Wonne der alten Dame, die ihre Vorbereitung schon lange vorher traf. Die Zimmer wurden gelüftet, es wurde gebraten und gebacken nach Herzenslust.

An einem schönen Maimorgen sollte dies Vergnügen wieder einmal stattfinden. Lady Flora war schon früh am Morgen mit den beiden jüngsten Kindern und der Kinderfrau im Staatswagen angelangt, Shana, Rosheen und die älteren Kinder sollten zu Fuß und in dem alten Familienwagen folgen.

Veränderungen und Wiederveränderungen, wie Lady Floras Salon erfahren hatte, waren dem Salon in Castle Thor erspart geblieben. Hier waren die alten Möbel nicht zu jahrelanger, schmählicher Vergessenheit in die Dachkammer geschafft worden, hier standen sie noch, wie sie von Anfang an aufgestellt zu sein schienen: — die

alten Schreibkommoden, Tische, Porzellanwandschränke; und hier hingen sie noch, wie sie hingehängt waren, die alten Wandleuchter. Vom Alter gedunkelt war alles, aber die Messingbeschläge und Einfassungen erglänzten in erhaltener Pracht. Die runden, erhaben geschliffenen Spiegel, welche Lady Flora einst voll Entsetzen verbannt hatte und nun voll Stolz bewunderte, hingen in Thor an den alten Plätzen und wurden nur abgenommen, um gereinigt zu werden. Der einst so prachtvolle Teppich hatte bedeutende Fahlstellen, die geschickt durch kleinere Vorlagen verdeckt wurden; die Fenster und Türvorhänge waren ihrer ursprünglichen Farbenpracht beraubt worden, fielen aber in so reichen, schweren Falten zur Erde nieder, daß keine Stoffe moderner Fabrikation es an Gediegenheit mit ihnen aufnehmen konnten. Die wohlerhaltenen und stets neugeputzten Messinggitter des Feuerherdes strahlten einen erfreulichen Glanz aus, wenn die Flamme emporschlug und sich in den massiven Säulen und dem geschnitzten Tafelwerk des verdunkelten Kaminstückes spiegelte.

Und so antik und gediegen wie der Salon waren sämtliche Zimmer in Thor ausgestattet. Ja, Zimmer und Ausstattung schienen so alt zu sein wie Thor Head und die Wellen, welche sich an demselben brachen, und beides ließ erkennen, daß das Erbe der alten Familie Fingall reicher an vornehmer, achtunggebietender Würde als an Geld war. Großi, die jeden Stock und Stein im Schlosse hochschätzte, fand alles, wie es sein sollte; aber Lady Flora teilte nicht ihre Meinung und war längst zu dem Schlusse gelangt, daß Rovy dem Beispiele Alisters folgen und eine reiche Erbin heiraten müsse, wenn auch nur, um einer Erneuerung und Vervollständigung des alten Stammsitzes gerecht zu werden.

Selbst an dem schönen Maitage kam der Wind scharf und kalt von dem großen Thor herunter; Großi und Lady Flora hatten die tiefen, hochlehnigen Armsessel an das Feuer gerückt. Großi, die das schneeweiße Haupt an die kostbar geschnitzte Lehne drückte und die schweren Falten ihres schwarzen Seidenkleides voll und dicht auf den Boden fallen ließ, glich einer alten Königin in einem Gemälde.

„Es freut mich," sagte die Großmutter zu Lady Flora, „daß ich Dich erst hier allein habe, weil ich etwas mit Dir besprechen möchte, das die Mädchen nicht zu hören brauchen. Ich habe kürzlich einen Brief von der Tochter meiner verstorbenen französischen Jugendfreundin bekommen, in dem sie mir meldet, daß sie und ihre nunmehr majorenn gewordene Tochter Manon mich auf längere Zeit besuchen wolle."

„Ich habe bereits von dem Mädchen gehört," entgegnete Flora, „daß sie aus angesehener Familie stammt und eine reiche Erbin ist. Warum sollte Dir ihr Besuch nicht angenehm sein?"

„Ja warum nicht?" fragte nachdenklich die Großmutter. „Ich verstehe nicht, welcher Grund sie zu diesem Besuche verleiten kann. Ihre Mutter Aimée war stets berechnend, unwahr und kaltherzig. Ich mochte sie nie leiden. Die Großmutter ist lange tot, die das einzige Glied zwischen mir und dieser Mutter und Tochter war, und selbst als meine Jugendfreundin noch lebte, zeigte Aimée wenig Interesse für die Freundin ihrer Mutter. Nun aber höre, was sie schreibt:

„‚Zärtlich geliebte Freundin meiner heimgegangenen Mutter! — Meine süße Manon, die Erbin ihres Großvaters, des verstorbenen Marquis de . . . . , welcher Gatte Ihrer geliebten Freundin, meiner tiefbetrauerten Mutter, war, ist mündig geworden, und die Welt liegt nun mit ihren Versuchen verlockend vor ihr. Ehe ich sie nun in ein Leben voll Gefahren und Vergnügungen hinaussende, würde es mich glücklich machen, sie erst einige Monate in Ihrer Obhut zu wissen.' — Ich weiß in der Tat nicht, was die Aimée, die im größten Aufwand und in allerlei Lustbarkeiten und Vergnügen lebt und ohne dieselben unglücklich sein würde, bewegen kann, ihre Tochter hierher zu schicken."

„Nun," entgegnete Flora mit nachdenklichem Gesicht, „wie wäre es, wenn Manon gar nicht wieder nach Frankreich zurückkehrte, es sei denn, daß sie — als Rovys Gattin dort einen Besuch machen würde?"

„Flora," rief die Großmutter, sich mit beiden Händen an den Seitenlehnen ihres Sessels haltend und Flora voll Entrüstung ansehend.

„Ach, liebste Großi, laß Dich durch meine Rede nicht allzu sehr aufregen. Ich meine ja nur, daß der Mutter, welche ihre Tochter zu längerem Verweilen hierher schickt, dieser Gedanke vielleicht nicht fern liegt."

„Halte ein, Flora, Du erregst mir Schwindel."

„Aber, Großi, denke doch nur — sie ist die junge, schöne Erbin eines Marquis."

„Ich schätze die Menschen nicht nach ihren äußeren Vorzügen, sondern vor allem nach der Gesinnung ihres Herzens. Wenn Manon ihrer Großmutter ähnlicher wäre als ihrer Mutter und wenn sie und Rovy einander zugeneigt wären, würde ich ihre Verbindung mit Freuden begrüßen; ist sie aber weltlich, eitel und unwahr" — und

hier wurde das Gesicht der alten Dame äußerst ernst — „dann wollte ich Rory lieber im Sarge als vor dem Altare sehen.“

Lady Flora zuckte mit den Schultern und überblickte die verblichene Pracht des antiken Salons.

„Jedenfalls weiß ich nicht, wie Du den Besuch der Großtochter Deiner Jugendfreundin ablehnen kannst,“ sagte sie.

„Ja,“ erwiderte die Großmutter ernst, „ablehnen kann ich den Besuch nicht; aber ich will sogleich an die Mutter schreiben, wie wir hier leben, und daß ihre Tochter keinen Anspruch auf Vergnügen machen darf.“

---

18. Die Hinterwäldlerin.

Während die Großmutter diesen Entschluß faßte, befanden sich die erwarteten Gäste von Raths Castle — die Tanten, Kinder und Kinderfrauen — auf dem romantischen Wege nach Thor. Etwa eine Viertelstunde vor dem Schlosse verließen Shana und Rosheen, die sehr gute Fußgängerinnen waren und nur selten einmal fuhren, den Wagen und nahmen die bittende Duck mit sich.

Lachend, sich unterhaltend, rosig angehaucht infolge der Bewegung, schritten sie vorwärts, hier und da ein Blümlein, das ihnen am Wege freundlich zuwinkte, ihren Sträußen zufügend.

So waren sie eine ziemliche Strecke Weges vorwärts gekommen, als plötzlich Shana zurücksehend ausrief:

„Ein Pferd! Glaubst Du, daß Papa kommt, Duck?“

Duck hielt es für möglich, und einige Minuten später kam Alister Fingall angesprengt.

„Ihr Mädchen,“ rief er, vom Pferde springend, „ich habe gute Nachricht für Euch! Ratet!“

„Hat Major Batt sich verheiratet?“ fragte Rosheen mit großer Feierlichkeit.

„Nein,“ lachte Alister. „Fehlgeschlagen!“

„Hat Betty Macalister ihr Pachtgeld gewonnen?“

„Auch nicht. Ich werde es Euch sagen müssen; so hört denn: — es ist eine Nachfrage nach Eurem Pachtgut Shanganagh eingelaufen.“

„Nach Shanganagh! — O, Alister, wie wunder — wundervoll, wie herrlich ist diese Kunde!“

Lächelnd betrachtete Alister seine jungen Schwestern, deren

Freude immer mehr hervortrat, als sie die willkommene Nachricht zu begreifen anfingen.

„Wer ist der Pächter, und wird er zahlungsfähig sein?“ fragte Shana, strahlend vor Freude.

„Ein Pächter ist es nicht, sondern — eine Pächterin,“ berichtete Alister.

„O! — Sie hat doch aber einen Mann, der ihr hilft?“

„Das scheint wohl nicht so; und wenn eine Frau imstande ist, ein Landgut zu verwalten, finde ich in ihrer Pachtung nichts Auffallendes — Fräulein Ingram schreibt — —“

„Schreibt? Gesehen hast Du sie nicht?“

„Ihr Brief langte an, als ich eben aufsteigen wollte, und ich wollte Euch den Brief zeigen, bevor ich ihn beantworte. Sie wohnt bei Nanny Macaulay.“

„Woher kommt sie? Wir waren doch erst vor wenigen Tagen bei Nanny.“

„Sie ist die Tochter eines irischen Landwirtes in Minnesota und kommt nach Irland mit dem kleinen Erbe, das ihr Vater ihr hinterlassen hat. Er erzählte ihr so viel von seinem Geburtslande, daß sie fortan in denselben zu leben wünscht. Sie erkundigte sich sogleich nach einer kleinen Pachtung und bewirbt sich um Shanganagh.“

„Ohne es gesehen zu haben?“

„Sie scheint dort gewesen zu sein. Diese Amerikaner nützen ihre Zeit aus, und der Ton ihres Briefes zeigt, daß sie sehr genau weiß, was sie will. Sie glaubt sich auf die Landwirtschaft zu verstehen, und wir wollen hoffen, daß sie sich nicht täuscht.“

„Was doch diese Amerikanerinnen für Frauen sind! Wenn sie nur nicht ein Grenadier in Frauenkleidern ist.“

„Darauf kann es uns nicht ankommen, wenn sie zahlungsfähig ist. Sie beruft sich auf einen gewissen Doktor Ackroyd in St. Paul und will warten, bis ich Antwort von ihm habe.“

„Ist dies Warten notwendig?“

„Wir können sie vielleicht beurteilen, wenn wir sie gesehen und gehört haben. Sie ist zu einer Zusammenkunft bereit und fragt an, ob sie zu mir nach Raths Castle kommen oder ob sie mich bei Nanny Macaulay erwarten darf,“ sagte Alister.

„O, bester Bruder, laß sie zu uns kommen,“ rief Rosheen. „Ich möchte eine amerikanische Landwirtin sehen.“

Diese herzerfreuende Neuigkeit machte die Schwestern begierig, nach Raths Castle zurückzukehren, und milderte den Reiz, den solche

Tage in Großmutters Nähe sonst zu haben pflegten. Shana hatte viel zu überlegen und sehnte sich nach der Abgeschiedenheit des einstigen Schulzimmers, um ungestört denken zu können.

Alister verließ Thor am folgenden Morgen mit dem Versprechen, die Bewerberin, die so unerwartet erschienen war, aufzusuchen und sie sofort zu einer endgültigen Besprechung nach Raths Castle einzuladen.

„Laß sie zur Abendzeit kommen," bat Shana, nachdem man sich über den Tag geeignet hatte. „Major Batt wird mit uns essen, und ihr Besuch bringt uns allen willkommene Unterhaltung. Einer Landwirtin, die von Minnesota kam, wird ja jede Stunde des Tages recht sein."

In der Einsamkeit ihres Zimmers fielen die Schwestern einander in die Arme, herzten und küßten sich und jubelten laut vor Freude. Daß ihnen Gott eine Pächterin aus Amerika herübergeschickt hatte, welche das Pachtgeld für Shanganagh zahlen konnte und wollte, welches sie Flora gegenüber unabhängig stellte, war allzu erfreulich.

Der bedeutungsvolle Abend war gekommen, die Schwestern beeilten sich mit ihrer Toilette und gingen hinunter in den Salon, obgleich Major Batt da war. Sie mußten mit Alister über ihre Pächterin sprechen, bevor dieselbe anlangte.

„Wie sieht sie aus?" fragte Rosheen.

Alister konnte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ohne seinen Spaß gehabt zu haben.

„Wie eine Hinterwäldlerin in Frauenkleidern sich ausnehmen muß," sagte er, und sein Gesicht zuckte vor Vergnügen. „Sie ist groß, braun und starknochig, hat Arme, die offenbar an die Handhabung einer Axt gewöhnt sind, und geht wie ein Dragoner."

„Ganz so, wie ich sie mir vorgestellt habe," triumphierte Rosheen.

„Nein, so entsetzlich konnte ich sie mir nicht denken," fiel Shana ein. „Ich dachte mir eine untersetzte Person, die sehr selbstbewußt auftritt und durch die Nase spricht."

„Füge den selbstbewußten Ausdruck und die Nasenlaute meiner Beschreibung bei und Du hast sie, wie sie leibt und lebt," sagte Alister.

„Du solltest sie nicht hierher gebracht haben, Alister," ließ sich Lady Flora hören. „Mit einer derartigen Person sollte im Geschäftslokal eines Advokaten verhandelt werden."

„Ich bin doch kein Advokat, habe kein Geschäftslokal, und Du weißt, liebe Flora, daß ich mir allezeit gern jede mögliche Mühe erspare und alles Geschäftliche auf meine Art abmache. Sollte sie allzu großen Lärm schlagen, werden der Major und ich sie hoffentlich bewältigen können. Sie versagen mir doch Ihre Hilfe nicht, Herr Major?"

„Keinenfalls," entgegnete Major Batt in sichtlicher Aufregung.

„Ach," sagte Alister, „da fällt mir ein, daß ich ihr sagte, sie könne die Nacht über hier bleiben."

„Die Nacht über?"

Ganz entsetzt schauten die drei Damen drein, und dieser Ausruf entfuhr ihnen gleichzeitig; bei Lady Flora ging er bald genug in Entrüstung über.

„Wie unüberlegt!" sagte sie ganz empört. „Wie oder wo sollen wir eine derartige Person unterbringen, wenn nicht — bei den Mägden?"

„Wir haben ja das braune Zimmer," bemerkte Shana. „Wenn Alister sie eingeladen hat, müssen wir auch für ein anständiges Unterkommen sorgen."

Lady Flora drehte die Armbänder an ihren weißen Handgelenken — ein Zeichen, das die ganze Familie verstand. Was ein Wilder denkt, wenn er seinen Kriegstanz antritt, das meinte Lady Flora, wenn sie ihre Armbänder drehte. Diese amerikanische Bäuerin sollte in ihrem Hause nicht schlafen.

„Falls Du Dich fürchtest, schließen wir sie ein und stellen einige Hunde als Wächter vor ihre Tür," sagte Alister ernst.

Glockengeläute drang durch die Fenster in das Zimmer; alle erschraken.

„Da ist sie!" sagte der Herr des Hauses. „Ich fange an mich zu fürchten. Ein Glück, daß Major Batt —"

„Sei nicht so wunderlich, Alister," mahnte Lady Flora, „Du hast sie hierher gebracht und mußt nun sehen, wie Du mit ihr fertig wirst. Mache ihr nur begreiflich, daß sie ihr Fuhrwerk hier behält; denn die Nacht über kann sie hier nicht sein."

„Fräulein Ingram, Herr!" meldete der Diener.

„Willst Du sie hier im Salon empfangen, Flora?" fragte Alister; aber die Armbänder wurden in Bewegung gesetzt.

„Führe sie in die Bibliothek," befahl er dem Diener. „Ich komme sogleich."

19. Im feindlichen Lager.

Bawn, als solche hat der geneigte Leser Fräulein Ingram wohl schon erkannt, stand am Kamin in Alisters Bibliothekszimmer und sah sich mit großem Interesse nach allen Seiten um. Sie war nun mehrere Tage in den Glens, war in verschiedenen Richtungen umhergewandert oder umhergefahren, um sich mit dem Heimatlande ihres Vaters bekannt zu machen. Jeden Abend war sie zu Nanny Macaulay zurückgekehrt, und während ihr Herz erfüllt war von den Eindrücken des Tages, war sie die enge Treppe hinaufgestiegen, die zu ihrem Kämmerchen über dem kleinen Verkaufsladen führte. Die ganze Landschaft rief ihr die tieftraurigen Einzelheiten der Geschichte ihres Vaters ins Gedächtnis zurück, und in jedem Menschen, der ihr begegnete, glaubte sie eine handelnde Person in dem traurigen Ereignisse aus seinen Jugendjahren zu sehen.

Die Furcht, ihre Abkunft und ihr Vorhaben zu verraten, verbot ihr alles Fragen. Sie begnügte sich mit den allgemeinen Bemerkungen der Kutscher und mit dem, was Nanny Macaulay erzählte, wenn sie ihr den Tee brachte. Wie die meisten Menschen, die von einer Idee beherrscht werden, sah sie in jedem Worte anderer eine Beziehung zu der Frage, die ihr allezeit gegenwärtig war. Wie konnten die Menschen, welche Arthur Desmond gekannt oder von ihm gehört hatten, jemals aufhören, mit Interesse an ihn zu denken? Wie konnten sie es gestatten, daß der Gedanke an ihn und an seine Geschichte von der Gegenwart in den Hintergrund ihres Denkens und Fühlens gedrängt wurde?

Und nun war sie vorgerückt in das feindliche Lager, nun stand sie am Herde der Fingalls.

Nanny Macaulay hatte es sich nicht nehmen lassen, beinahe unaufgefordert den Stammbaum von Alister, dem Herrn von Raths Castle, und von Rovy, dem Herrn von Thor Castle, vor ihr zu entrollen, und ihre schnelle Fassungsgabe und vorherige Kenntnis hatte sie die Verwandtschaft dieser lebenden Männer mit dem Roderich erkennen lassen, der von Arthur Desmond ermordet sein sollte. Nanny hatte den mutmaßlichen Mörder nicht genannt; sie hatte sich darauf beschränkt, zu sagen, daß die alte Dame in Castle Thor ein erschreckliches Unglück erlebt habe, und Bawn wußte, daß diese Dame die Mutter von Roderich Fingall und daß Alister und Rovy die Söhne seiner verstorbenen Brüder sein mußten.

Auf ihrem Wege von den amerikanischen Prairieen nach den

irischen Glens hatte sie sich nicht träumen lassen, in welch nahe Berührung sie so bald und unvermittelt mit den Familien kommen werde, die mit dem Unglück ihres Vaters verwoben waren, oder mit den Nachkommen der „Freunde", die ihn verlassen und geächtet hatten. Als Alister Fingall die junge, gebildete Dame vor sich gesehen, hatte er sie eingeladen, nach Raths Castle zu kommen, um sich mit seinen Schwestern, ihren Gutsherrinnen, wegen der Pachtung zu verständigen. Sie war zurückgeschreckt vor der Annahme dieser Einladung; der Gedanke, sein Haus zu betreten, war ihr erst widerwärtig gewesen; aber — die Hoffnung, bei dieser Gelegenheit etwas zu erfahren, das ihrem Zwecke dienen könne, hatte den Sieg davongetragen, und sie war gekommen.

Nun befand sie sich in dem Hause, in welchem ihr Vater glückliche Tage verlebt haben mußte, bevor das Entsetzliche stattfand. In diesem Zimmer hatte sein fröhliches Lachen ertönt, diese Bücher mußten seine Hände mehr als einmal berührt haben. Dies Kaminfeuer, dem sie nach ihrer Fahrt durch den Abendnebel instinktmäßig die kalten Hände entgegenstreckte, mußte sich oft in seinen Augen gespiegelt, mußte ihn willkommen geheißen haben, wenn er inmitten seiner Standesgenossen saß. Und diese Freunde, die ihn hier umgaben, hatten sich in seinem Unglück von ihm abgekehrt, hatten ihn vertrieben aus ihren Häusern und Herzen.

Nein, sie wollte am Herdfeuer eines Fingalls die erstarrten Glieder nicht wärmen; sie trat vom Kamine zurück und überblickte düster das stille, behagliche Gemach mit seinen die Wände bedeckenden Büchern, seinem mit Teppichen belegten Boden, seinem schöngearbeiteten Lesepulte, seinen Studierlampen und Gemälden.

Hier hatten sie geweilt, die grausamen Menschen, glücklich, geehrt, geliebt, in voller Bequemlichkeit, in Ruhe und Genuß, während er, den sie verfolgt und ausgestoßen hatten, lebenslänglich im fremden Lande unter der Last der Verleumdung hinkeuchte, die sie ihm mit ihrer Hand hatten aufladen helfen. Diese Gedanken beherrschten sie mit solcher Macht, daß sie entflohen sein würde, wenn sie länger allein geblieben wäre; Alister Fingall, der eben jetzt ins Zimmer trat, verhinderte sie jedoch daran.

„Verzeihen Sie, daß ich sie warten ließ, Fräulein Ingram," sagte er. „Bis meine Schwestern kommen, lassen Sie uns das Geschäftliche besprechen. Nehmen Sie gefälligst Platz und sagen Sie mir, ob Sie überlegt haben, was ich Ihnen heute morgen mitteilte."

„Das habe ich alles lange vor heute morgen überlegt, Herr Fin-

gall," antwortete sie. „Den Ozean durchkreuzt wohl niemand, ohne sich völlig klar über das zu sein, was er vorhat. Das Verlangen, ein Pachtgut in Irland zu bewirtschaften, trieb mich hierher; Sie haben ein für mich passendes zu verpachten, und ich erkläre mich bereit, das Pachtgeld zu zahlen, das es nach Ihrer Abschätzung aufbringen kann."

„Sie sind sehr jung; Ihr kühnes und völlig selbständiges Benehmen erregt mir Bedenken."

Bavn zog die Brauen zusammen und machte eine ungeduldige Bewegung.

„Lebte Ihr Herr Vater," — Bavn fuhr erschrocken zusammen — „würde er Ihre Absicht kaum gebilligt haben. Ich bin älter als Sie, und ich habe junge Schwestern; muß ich Ihnen sagen, daß ich dieselben nicht in der Stellung sehen möchte, die einzunehmen Sie so begierig sind?"

„Ihre Fräulein Schwestern sind junge Damen, Herr Fingall, die in Wohlstand erzogen wurden für — für eine hohe Lebensstellung. Ich bin die Tochter eines Landwirtes, bin harte Arbeit gewöhnt, verstehe mich auf den Landbau und Landhaushalt und wünsche denselben zu betreiben. Vornehme Verwandte, denen das unlieb sein könnte, habe ich nicht."

Alister Fingall beobachtete sie aufmerksam, während sie sprach. Er bemerkte die feine Hand, von der sie, sich selbst vergessend, den unfeinen Handschuh abgestreift hatte, und er gelangte zu dem Schluß, daß die Bewerberin um Shanganagh nicht aussehe wie die Tochter eines untergeordneten Landmannes. Da er aber nach dem Aeußeren nicht urteilen und um des Aussehens willen ihr die begehrte Pachtung nicht verweigern konnte, schlug er einen anderen Weg ein.

„Die Landwirtschaft in Irland ist eine andere als die, welche Sie in Minnesota kennen gelernt haben," sagte er. „Sie werden sich genötigt sehen, gar vieles der Führung Ihrer Arbeiter zu überlassen. Haben Sie bedacht, was Ihnen übrig bleibt, wenn Sie nach längerer oder kürzerer Zeit Ihr Vermögen verloren haben?"

„Ich werde es nicht verlieren," entgegnete Bavn mit Nachdruck. „Wie es auch kommen mag, ich bin entschlossen, eine Pachtung zu übernehmen. Fürchten Sie, ich könnte nicht zahlungsfähig oder nicht zuverlässig sein, dann sagen Sie es ohne Umschweife, damit ich mich nach anderer Seite hin umsehen kann."

„Nein, das ist nicht der Fall; ich sehe es im Gegenteil gern, wenn Sie pachten. Augenblicklich ist eine Verpachtung von Land nicht

leicht, und meinen Schwestern ist ein zahlungsfähiger Pächter eben jetzt sehr willkommen. Was ich sagte, sagte ich in Ihrem Interesse."

Bawn vermochte trotz Ihres Vorurteils die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung nicht zu bezweifeln; aber sie begehrte seine Freundschaft nicht und machte sich innerlich bereits Vorwürfe, seine Höflichkeit durch eine Darlegung ihrer Absichten und Stellung belohnt zu haben. Wo war ihr Vorsatz geblieben, niemand eine Spur von Vertrauen schenken zu wollen?

„Da Sie entschieden sind, will ich meine Schwestern herbitten lassen," sagte Alister, indem er die Glocke zog und dem eintretenden Diener den Befehl dazu gab.

Shana und Rosheen traten ins Zimmer mit dem Vorsatze: wie unangenehm und unfein diese schwarzgelbe Hinterwäldlerin auch sein mochte, die zu ihrer Rettung über den Ozean gekommen war, sie sollte wie eine Freundin behandelt werden. Beide Schwestern verharrten sprachlos auf der Schwelle, sobald sie Bawn erblickten, und diese schaute mit unwillkürlicher Freude nach den lieblichen, blühenden jungen Mädchen hin.

„Dies, Fräulein Ingram, sind meine Schwestern, die Fräulein Fingalls, welche Ihre Gutsherrinnen sein werden. Shana, dies ist, wenn alles gut geht, Eure neue Pächterin, die sich durch meine Schilderung der Schwierigkeiten und der Verantwortlichkeiten, denen sie entgegengeht, nicht abschrecken läßt."

Bawn wandte sich zu den jungen Damen, und das warme, sonnige Lächeln, das ihr ganzes Gesicht erhellte, zeigte sie Alister von einer neuen Seite.

„Ich bin entschlossen," sagte sie, „mein kleines Vermögen in ein Unternehmen zu stecken, amerikanisches Gold in irische Butter und irischen Weizen zu verwandeln. Wollen Sie mir Shanganagh anvertrauen, Fräulein Fingall, dann werde ich mein möglichstes tun, Ihnen eine zufriedenstellende Pächterin zu sein."

Shana hatte sich allgemach von ihrem Erstaunen erholt.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so anstarrte," sagte sie, einen vorwurfsvollen Blick auf Alister werfend, „ich erwartete eine ganz andere Person zu sehen."

„Ja, Fräulein Ingram," fiel Alister ein, „ich will Ihnen bekennen, daß wir alle sehr neugierig waren, eine Hinterwäldlerin zu sehen, die wir uns nicht ohne eine Axt denken konnten."

„Genügt nicht ein Spaten?" fragte Bawn lachend. „Ich werde ihn bald genug handhaben."

„Das werden Sie doch nicht tun?“ rief Rosheen, die immer noch stand und voll Bewunderung Bawns ausdrucksvolles, schönes Gesicht betrachtete.

„Vielleicht werden Sie die Güte haben, sich durch den Augenschein zu überzeugen,“ entgegnete Bawn, die gar nicht an ihre Feindschaft mit den Fingalls dachte. Noch nie hatte sie junge Mädchen gesehen, deren Verkehr ihr so begehrenswert erschienen war, wie der mit diesen lieben jungen Wesen. „Wenn Sie mir nun die Schlüssel geben wollen, denke ich unverweilt von Shanganagh Besitz zu nehmen.“

„Sie beabsichtigen doch aber nicht, allein im Hause zu bleiben?“ fragte Rosheen ganz erregt.

„Die Frau, bei der ich jetzt wohne, hat mir eine Frau Macalister mit ihrer Tochter zu Hausgenossinnen und Gehilfinnen empfohlen,“ sagte Bawn, die plötzlich sehr ernst und kalt war. „Sie dachten an Auswanderung, ziehen aber das Heim vor, das ich ihnen biete.“

„Betty Macalister,“ rief Rosheen, vor Vergnügen in die Hände schlagend. „O Shana, welch eine Fülle des Glückes auf einmal!“

„Ich kann nicht sagen, wie glücklich und dankbar ich bin,“ bekannte Shana, die neue Pächterin mit strahlendem Lächeln ansehend. „Das Gute, das Sie da tun, können Sie nicht ermessen, und Betty ist eine so treue, zuverlässige Seele.“

„Ja,“ entgegnete Bawn, und der Ernst ihres Gesichts verschärfte sich beinahe zu herber Strenge. „Ich bin von ihrer Treue und Ehrenhaftigkeit überzeugt.“

Alister Fingall und seine Schwestern bemerkten diese plötzliche Veränderung und schrieben sie einem Gefühl von Verlassenheit unter Fremden zu.

„Wollen Sie nun Hut und Plaid ablegen und uns in Ihr Zimmer folgen?“ fragte Shana, die sich lieber Floras Unfreundlichkeit aussetzen als zugeben wollte, daß diese anziehende Fremde den weiten Weg von Glen nach Cushendall spät abends zurücknachte. „Sie muß sich heimisch unter uns fühlen, und wir müssen sie ihre Verlassenheit vergessen machen,“ dachte das liebenswürdige Mädchen, und Rosheen, die der Schwester Ueberlegenheit allemal bewunderte, vernahm die Einladung mit Befriedigung.

Aber Bawn ließ sich nicht sogleich durch diese Freundlichkeit in Bande schlagen. Die Erwähnung Betty Macalisters hatte ihr wieder zum Bewußtsein gebracht, was sie in dies Haus führte.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie. „Mein Wagen ist vor der Tür, und ich habe morgen in der Frühe dringende Geschäfte.“

Trotz erneuter Einladungen bestieg sie den kleinen Wagen und fuhr davon. — —

„Nun, ist die Hinterwäldlerin abgefertigt?“ fragte Lady Flora, welche sich trotz ihres Interesses für Major Batt in dem langen Alleinsein mit ihm doch gründlich gelangweilt hatte.

„O Flora, wie schade, daß Du sie nicht gesehen hast!“ rief Rosheen ganz begeistert. „Sie ist geradezu entzückend.“

„Entzückend vor Häßlichkeit?“

„O Flora, sie ist wunderschön!“

„Alister, ist Rosheen toll?“

„Jedenfalls scheint sie bei Fräulein Ingrams Anblick den Kopf verloren zu haben,“ bekannte Alister.

„Was will sie mit Shanganagh anfangen?“ erkundigte sich der Major.

„Ich fürchte, sie will ihr Geld dort vergeuden. Da sie sich aber nicht abraten läßt, müssen wir ihr erlauben, uns das Pachtgeld zu bezahlen. Du hättest Dich ihr ohne Bedenken freundlich erzeigen können, Flora.“

„Ich habe keine Leidenschaft für solche junge Mädchen, die unbeschützt die Welt bereisen,“ bekannte Lady Flora. „Wann kam sie hierher und wie?“

„Vor einigen Tagen und in dem Omnibus, der den Küstenstrich befährt.“

„Oho!“ stieß der Major hervor. „Mein lieber Freund, ich kenne die Dame und finde es entsetzlich unpassend von ihr, überhaupt hierher zu kommen, denn — sie ist erst soeben von den Blattern erstanden.“

„Von — den — Blattern?“ rief Lady Flora erschrocken.

„Ich fuhr mit ihr im Omnibus, und sie erzählte mir ihr Mißgeschick,“ fuhr der Major fort.

Shana und Rosheen lachten und wechselten bedeutsame Blicke.

„Ich meine, Fräulein Ingram weiß sich klug zu helfen,“ bemerkte Alister belustigt. „Halten Sie es nicht für möglich, daß sie den Wagen für sich allein zu haben wünschte?“

„Behüte, — keinenfalls wünschte sie das,“ erwiderte Major Batt steif.

„So, nun soll sie absolut nicht hierher kommen,“ erklärte Lady Flora mit großer Entschiedenheit. „Man denke nur — Blattern in einer Familie wie die unsrige! O, dies kecke Geschöpf, uns — ich sage uns — solch einer Gefahr auszusetzen!“

20. Ein leiser Rückschlag.

Von Raths Castle aus gesehen, lag Shanganagh Glenmalurcan gegenüber. Um es zu erreichen, mußte man die alte Landstraße am Flusse entlang bis zur Mitte des Glens verfolgen, in eine Nebenstraße einbiegen und einen bequemen, im Zickzack laufenden Weg zwischen Weißdornhecken bergan steigen. So gelangte man zu der kleinen Hochebene in halber Höhe des Berges, auf welcher sich das bescheidene Landgut befand. Wie über Raths Castle, so hingen auch hier die weithin vorspringenden Felsklippen unmittelbar über dem Gebäude, aber die Ländereien lagen in vollem Sonnenschein. Taufrische, grüne Wiesen, ein bemooster Obstgarten mit knorrigen Apfelbäumen, breite Streifen Ackerlandes schlossen sich an das Haus mit den weißgetünchten Wänden und dem gelben Strohdache.

Duftreiche Flatterrosen, wirrverschlungener Ritterſporn, halbverkommene gewürzige Malteſernelken fristeten ihr kümmerliches Dasein unter den Apfelbäumen im entlegensten Eckchen des Obstgartens. „Keine Blume am ganzen Orte," seufzte Bawn, welche den üppigen Blumenflor vermißte, an den sie von Kindheit an gewöhnt war.

Wollte sie hier Farben sehen, dann mußte sie den Blick zu den gegenüberliegenden Höhen erheben. Ja, da war es zu schauen in allen Abstufungen, das Violett und Safrangelb, das Orange und Rosa und Purpur, so wunderherrlich, so voll Licht und Glanz, daß es jeder Beschreibung spottete. Grau in allen denkbaren Schattierungen dämpfte die farbenprächtige Glut, — dasselbe Grau, welches tief unten in den Ebenen und unmittelbar über denselben für immer herrschte. Jetzt, da der Sommer an seinen glanzvollen Einzug dachte, war das ganze Tal von Glenmalurcan, von den Bergspitzen bis hinunter zum Meere, mit Farbenpracht gesättigt; von dem undurchdringlichen Düster seines Winters sah Bawn zu dieser Zeit des Jahres nichts.

Das Haus enthielt vier Zimmer, die durch Türen miteinander verbunden waren und einen Ausgang auf eine Hinterhausflur hatten, an welche sich die Milch- und die Vorratskammer schlossen. Durch die Haustür gelangte man sogleich in die Küche, aus dieser in Bawns Wohnzimmer und darauf in ihr Schlafgemach. Oben im Hause, unmittelbar unter dem Dache, war die Schlafkammer der Dienerinnen und ein abgeschlossener Raum für das Aufbewahren der Aepfel und der getrockneten Kräuter, die in Bündeln an die Balken des Daches gehängt wurden.

Dies einfache Landhäuschen wurde Bawns Heim; sie bezog es mit ihren Dienerinnen, Betty Macalister und ihrer Tochter Nancy, in der Woche, welche auf Fräulein Ingrams Besuch in Raths Castle folgte.

Nachdem sie mit großer Mühe die nötigen Möbel und die Wirtschaftseinrichtung beschafft hatte, tat sie ihr möglichstes, alles wohnlich und nett einzurichten. Die Arbeit, welche ihr dadurch verursacht wurde, war ihr gut; denn das Versenken in ihre Gedanken, das bei ruhigem Sitzen unvermeidlich war, fürchtete sie, und außer dem Hause gab es noch keine Beschäftigung, da die Felder bereits bestellt waren.

Aber auch so konnte sie selbst das Grübeln nicht lassen. Es drängte sich ihr auf, während sie den Fußboden ihres Wohnzimmers braun anstrich und dann lackierte. Sie konnte die Meerfahrt nicht vergessen, konnte die innere Stimme nicht zum Schweigen bringen, die sie Verrates an einem Freunde beschuldigte.

Mit welcher Bitterkeit mußte der brave, liebenswürdige und achtungswerte Mann an sie denken, nachdem sie ihm so falsch mitgespielt hatte?

Er war fort — fort aus ihrem Leben. Sie hatte sich des Gutes, das ihr in ihm geboten war, entäußert, wie schwer und bitter es ihr auch geworden war, und hatte sich dabei in dem Wahne gewiegt, daß der eine schwere Augenblick des Verlassens alles sei, und mußte nun erfahren, daß ein Etwas zurückgeblieben war, was sich schwer ertragen und doch nicht abschütteln ließ.

Doch wie, wollte sie jetzt den Mut schon sinken lassen? Konnte, wollte sie das bereits Errungene aufgeben? Konnte, wollte sie den Erdenflecken verlassen, auf welchem sie jetzt stand, der Hoffnung entsagen, daß sie erreichen werde, was sie sich vorgesetzt hatte und was ihr hier in dieser Gebirgsluft schon näher gekommen zu sein schien? Indem sie einen Nagel in die Wand schlug, gelobte sie sich, jedes Verlangen im Keime zu ersticken, das sie schwach genug machen könnte, wenn auch nur vorübergehend an ein Aufgeben ihres Unternehmens zu denken, oder sich auch nur für eine Minute zurück zu wünschen auf das Meer, wo sie den kennen gelernt hatte, dem sie noch jetzt im Grunde ihres Herzens zugetan war wie keinem lebenden Menschen.

Einige Tränen, welche ihr unbewußt über die Wangen rannen, fielen fast ebenso schwer nieder wie die Hammerschläge, welche den

Nagel festschlugen. Sie bemerkte die Tropfen und redete sich vor, daß sie der Tiefe ihres Herzens entströmt wären. Sie fühlte sich so einsam, so heimwehkrank und verlassen in dem fremden Lande unter den fremden Menschen, und — wundersam genug! — hier, inmitten der Höhen, von denen sie so lange geträumt, und nun, nachdem sie ihr Herdfeuer angesichts des Jura angezündet und mit den Nachkommen der Menschen gesprochen hatte, welche sie für die Feinde ihres Vaters hielt, fand sie es schwerer, sich gewisse traurige Erinnerungen der Vergangenheit zu vergegenwärtigen, als an dem einsamen Grabe auf der nun so fernen, weit entlegenen Prairie in Minnesota.

Die Menschen hier schienen so völlig unbekannt mit Arthur Desmonds traurigem Geschicke zu sein! Selbst Betty Macalister bereitete ihre Kuchen und ordnete ihre Töpfe und Pfannen, als ob jede Erinnerung an die Vergangenheit in ihr ganz und gar erstorben wäre.

Weshalb — zu welchem Zwecke war Bawn doch nach Irland herüber gekommen? Warum hatte sie den Schutz dessen zurückgewiesen, dessen treue, starke Arme sich ihr, der Einsamen und Schutzlosen, angeboten hatten?

Ach, diese Fragen verursachten ihr Herzweh — ein Herzweh, von welchem sie bis dahin nichts gewußt hatte, und sie fühlte sich unfähig, dieselben augenblicklich zu beantworten.

Und während sie mit Betty und Nancy arbeitete, ihr Haus bewohnbar zu machen, alles zu säubern und nach Möglichkeit zu verschönern, brach draußen der wildeste Sturm los. Er fegte von den Bergen nieder in die Täler; dunkle, drohende Wolken und zerrissene Nebel verhüllten die gegenüberliegenden Höhen; heftiger Regen schlug laut und unbarmherzig an die Wände des Hauses; donnerartiges Getöse tobte in den weiten Schornsteinen; schwere Regentropfen fielen zischend in das Feuer. Und wie draußen in der Natur, so stürmte es in Bawns Herzen.

Betty und ihre Tochter verrichteten ihre Arbeit, als ob alles wäre, wie es sein sollte; sie sprachen nur lauter als gewöhnlich, um in dem Getöse der Elemente gehört zu werden.

So verging eine Woche. Kein lebendes Wesen kam in die Nähe des Hauses, und nach Ablauf dieser Woche war Bawn sichtlich bleicher und schmaler geworden und glaubte bereits ein ganzes, langes, langes Jahr in Shanganagh gelebt zu haben.

21. Betty spricht.

Endlich legte sich der Wind, und der Regen folgte nach einigen krampfhaften Versuchen seinem Beispiele. Spät abends brachen sich die Wolken, und ein großer, runder, leuchtender Mond schaute auf Bawn hernieder.

Einen so lieblichen Abend wie diesen glaubte sie nie gesehen zu haben. Sie verließ das Haus und wanderte vor demselben auf und nieder. Unverwandt blickte sie auf das beschattete Glen mit den dunklen Bergen, deren Spitzen sich vergrößert von dem mondhellen Himmel abhoben. Sie meinte, die Tiefe des unergründlich aussehenden Tales erforschen zu müssen, dessen Grund und Boden die Erde verschlungen zu haben schien. Bawn befand sich in einer Welt, die ihr neu war, so neu und überraschend wie der Ozean. Jetzt, nachdem sie in dem Lande, dem sie so verlangend entgegengeeilt, war, wollte ihr dasselbe keinen festen Standpunkt gewähren. Sie hatte sich ihrem Reisegefährten entzogen, hatte sich selbständig gezeigt und nicht geneigt, anderen einen Einblick in ihre Verhältnisse zu gestatten; und nun? — Eine Woche völliger Abgeschiedenheit, ein Hausarrest infolge von Unwetter, hatte ihre Willenskraft gelähmt und sie zum Spielball ihrer Einbildungen gemacht, hatte sie dahin gebracht, daß sie — Gespenster sah.

Ja, so war es. Als sie sich wieder umwandte, um von neuem vor dem Hause hin zu schreiten, glaubte sie Somerled zu sehen, der mit eiligen Schritten auf dem schmalen Fußpfade daher und ihr entgegenkam. Ja — es war seine Höhe, sein Gang, sein sonnengebräuntes Gesicht, das in dem eben leicht verschleierten Mondlichte etwas bleicher aussah. Bawn streckte die Arme aus, um dies Gebilde ihrer erregten Phantasie zu verscheuchen. War das ein Mann, der hier am Hause so nahe vorüber kam, oder bildete sie sich nur ein, daß der alte, knorrige Apfelbaum sich bewege? Sie eilte durch die offen stehende Tür ins Haus und fiel beinahe über Betty und Nancy, die hinter der Schwelle auf ihren dreibeinigen Stühlen saßen und sich ebenfalls über die unerwartet angebrochene Abendschöne freuten.

„Aber, Herrin, was ist Ihnen?“ fragte Betty. „Haben Sie einen Geist gesehen?“

„Dürfen Leute spät abends hier vorübergehen?“ fragte Bawn.

„Sie dürfen es nicht, sie tun es aber, wenn sie den ‚Richtweg‘ durch das Glen einschlagen,“ lautete die Antwort.

Bawn trat wieder hinaus und richtete ihre Gedanken auf die Arbeit, die vor ihr lag.

Am folgenden Morgen wollte sie mit dem Buttermachen anfangen und wollte versuchen, wie oder ob ihre Weise mit der ihrer Dienerinnen zu vereinigen sei. Da drang Bettys Stimme deutlich durch die Stille an ihr Ohr.

„Nanny," sagte dieselbe, „ich möchte wissen, ob es die Banshee* war, die ich vorhin deutlich hörte. Oft genug diese Woche habe ich an die alten Leute in Hollow gedacht. Was meinst Du, wie viel vom Dache der Wind abgerissen haben mag? Die Banshee zeigt sich allemal, wenn's mit einem von ihnen zu Ende geht. War das ein stürmisch Wesen in der Nacht, als der arme Herr im Armenhause starb! Wundern kann's mich nicht, daß so viel Schimpf sie verrückt machte, Nanny; aber dies Geschrei im Sturme die ganze Woche! Wer konnt's unterscheiden in dem Toben, ob's die Banshee war?"

Bawn lauschte. Die „alten Leute in Hollow". Der Ausdruck erinnerte sie an die Briefe, welche Betty vor so langen Jahren nach Minnesota geschrieben hatte, diese Betty, die jetzt so behaglich auf ihrem dreibeinigen Stuhle saß und von der Banshee sprach. Wie waren diese abgerissenen Worte, welche sich auf Vergangenheit und Gegenwart bezogen, miteinander in Zusammenhang zu bringen? Betty mußte von den Adares in Shanes Hollow sprechen. Bawn hatte bereits gehört, daß einige Glieder dieser Familie noch in dem verfallenen Hause ihrer Väter lebten. Dort hinter dem dunklen, zerrissenen Berge, nicht sehr entfernt, wenn man den „Richtweg" einschlug.

Hatte Bawn nicht den Ozean gekreuzt, um die Bekanntschaft dieser verkommenen Leute zu machen und ihnen ihr Geheimnis zu entreißen, falls sie ein solches hatten?

Und sie hatten ein Geheimnis; sie mußten eins haben.

Bawn strich sich das goldige Haar von der fiebernden Stirn zurück. Wenn sie keins hatten, wenn Lucas Adare gestorben war, dann, o, dann — —

Ja, dann mußte sie wieder einmal fragen, warum war sie dann gekommen? Hatte sie die Fahrt über den Ozean gemacht, um ein Kästchen zu suchen, das von ihr erbrochen und seines Inhalts beraubt worden war? Hatte sie den Dampfer heimlich bei Queenstown ver-

* Eine böse Fee im irischen Volksaberglauben.

lassen, hatte sie sich wie ein Dieb in der Nacht von einem Freunde fortgestohlen, um —

„Betty," sagte sie, sich der alten Frau nähernd, „was sprecht Ihr da von Leuten in Hollow? Ihr habt mich neugierig gemacht und müßt nun antworten."

Infolge einer furchtsamen Scheu hatte sie sich bis jetzt alles Fragen versagt, obwohl sie oft Gelegenheit dazu gefunden haben würde. Sie hatte sich nicht übereilen wollen und glaubte es nun schlau eingerichtet zu haben.

„Der HErr bewahre Sie, Herrin," entgegnete Betty. „Shanes Hollow wird ein großes, altes Gut hier hinterm Berge genannt, und die Familie, die's vor Zeiten bewohnte, war mächtig, vornehm und großherrlich, Fräulein, und Nanny und ich erzählten uns von solchen Angelegenheiten, Herrin."

„Ich höre dergleichen gern, Betty; deshalb erzählt mir alles, Betty."

„Der HErr sei Ihnen gnädig, Fräulein," begann Betty. „Sie sind gesund und jung und haben Essen und Trinken nach Begehr und wissen nicht, was Sie fragen. Nichts für ungut, Fräulein, bös ist's nicht gemeint, aber so ist's. Und die Geschichte ist eine alte, und eine sündhafte ist sie auch. Ja, ja, sie waren großherrlich und vornehm und — wie der gemeine Mann es nennt — vor Hochmut aus dem Häuschen, Fräulein; und wie's immer ging, so ging's auch hier. Hochmut kommt allemal zum Falle, von Lucifer an war's so und bis auf Lucas Adare. Nichts für ungut, Herrin, aber der Vater von den Adares nahm kein Geld von den Pächtern — berührt's mit keinem Finger, bis sich sein Hausvogt in seinem Beisein die Hände gewaschen hatte, in einem Becken, Fräulein. Ja, so ist's und so war's und bringt nun und nimmer nicht Segen, das Zuschandenmachen von Gottes Armen, Fräulein. Seinen Söhnen folgte der Fluch Gottes auf ihren Wegen, und wohin konnt's führen mit ihnen, wenn nicht bergab? Sicher genug — sicher genug, Herrin; liegen halt in der Tiefe längst. Sind umstanden von den alten Bäumen und vergessen sogar von den Hunden. Kein Menschenkind als bloß Peggy, eine alte Dienerin, und die Banshee weiß noch von ihnen. Verlassen von der ganzen, großen Welt, Herrin, und ich vermag nichts von wegen dem Rheumatismus in meinen Gliedern und von wegen der alten Geschichte, die sich nie vergessen läßt. Andere wissen auch zu sprechen; was ich weiß, ist mir genug. Hab's gesagt, Herrin."

Arthur Desmonds Tragödie schien Bawn jetzt nicht die einzige

zu sein, und die Adares von Shanes Hollow hatten offenbar keinen Segen von ihren Missetaten gehabt. Aber sie mußte mehr wissen.

„Was habt Ihr der Familie besonders nachzutragen?“ fragte sie kühn. „Jagten sie Euch aus Eurer Pachtung?“

„Nein, das konnten sie nicht, dieweil sie nicht meine Gutsherren waren. Zu verpachten hatten sie seit Jahren auch nicht viel; das Land schlüpfte allgemach durch ihre Finger, hatten allzu viele Gräber darin gegraben. Ja, so ist's und so war's und — Fräulein, sie ließen's einen empfinden, ungerechterweise, den ich liebte, und das war zur Zeit, als Sie noch nicht geboren waren, Fräulein; und obgleich mich's nichts anging, vergessen konnt' ich's ihnen doch nicht.“

„Erzählt mir alles, Betty,“ bat Bawn.

„Ist 'ne alte Geschichte, die meist vergessen ruht, und die sie kennen, möchten sie vergessen von wegen der Fingalls.“

„Ich bin fremd hier und kann sie niemand erzählen, hörte sie aber gern,“ drängte Bawn.

„Wenn ich's recht bedenke, seh' ich nicht ein, warum Sie's nicht hören sollten, Fräulein - - das von dem armen Herrn Arthur. Gottes Segen über ihn!“

„Dem armen Herrn Arthur!“ Bawns Herz erbebte; ihre Augen wurden feucht. Sie hatte das Glied berührt, das ihren Vater mit der Tragödie seiner Jugend verband; sie hatte seinen Namen von einer Person aussprechen hören, die ihn in den Tagen seines Unglücks angeredet hatte, und ein Etwas in der Stimme der alten Frau ließ Bawn erkennen, daß dieselbe noch so dachte wie damals. Es wurde der Tochter schwer, sich ruhig zu halten. Wie gern, o wie gern hätte sie die alte Betty an ihr Herz gezogen und ihr zugerufen: „O, Du treues Wesen, erzähle mir von meinem Vater!“ Aber sie durfte es nicht; sie mußte es lernen, ihre Handlungen von den Bewegungen ihres Herzens zu trennen.

„Wer war Arthur?“ fragte sie, nachdem sie ruhiger geworden war.

„Ein junger Herr, der von Kerry nach hier kam, und so gut und brav und liebenswert zeigte er sich, daß ihm alle Herzen zuflogen. Ja, so war's, und ich will's nicht verhehlen. Und Fräulein Mave dort drüben in Shanes Hollow — gute Zeit, ist's zu denken, was sie dazumal war, und was sie jetzt ist? — nahm ihn zu ihrem Bräutigam, wie's andere junge Damen auch getan hätten. Ja, ja, Fräulein, sie hätten ein glücklich Paar werden können und reich obendrein sein, obwohl's selbst da bergab ging mit den Adares, weil ein

alter Herr aus fremden Ländern mit viel Geld anlangte und sich geneigt zeigte, alles dem Paare zu hinterlassen. War das ein Aufruhr ringsum, als es ruchbar wurde, Herrin! Und Herr Roderich Fingall vom Thor" — Betty dämpfte ihre Stimme — „verlangte ebenfalls nach Fräulein Mave und war ganz toll, daß sie Arthur Desmond lieber hatte, und tobte und drohte, wenngleich er es bis dahin an Gutherzigkeit nicht mangeln ließ. Das Ende vom Liede war, daß die beiden Herren einmal des Abends auf dem Aura zusammentrafen und — daß sich da etwas zutrug und Herr Roderich tief unten lag und mausetot war; ja, Herrin, mausetot. Und was kam davon? Dies — die Leute sagten's einander in die Ohren, daß Herr Arthur ihn aus dem Wege schaffte von wegen des alten fremden Herrn, der das viele Geld hatte, das einer von den dreien haben sollte."

„Arthur Desmond, Roderich Fingall und — und — —"

„Und Lucas Adare. Ja, diese drei hatte der alte Herr genannt, das heißt," erläuterte Betty, „einer von den dreien sollte es erben."

„Und dann — —"

„Ach, Herrin, der arme Herr Arthur mußte das Land räumen von wegen des Mordes, den sie ihm schuld gaben, — heimlich, hinterm Rücken, und sie — sie -- Fräulein Mave — der HErr mag's ihr vergeben — sie glaubte die Lüge."

„Welche Lüge?" fragte Bawn kalt.

„Nichts für ungut, Fräulein — Herrin sage ich; ist das 'ne Frage, die keiner stellen kann, der's mit fünf Sinnen tut. Aber — ja, ich bedacht's nicht, daß Sie fremd sind in Irland und nicht geboren waren zur Zeit. Wer ihn kannte, wußt's von selbst und ohne Belehrung, daß es gelogen war."

„Diese Leute hier — die Fingalls und die Adares — kannten ihn doch aber."

„Jawohl, so war's und so ist's; mußten aber samt und sonders den Bösen im Herzen haben, das sage ich, Betty Macalister, Fräulein. Es gab solche, die ihn lobten, weil sie's verschmähten, Hand an ihn zu legen; besser wär's gewesen, wenn sie's gewagt hätten, weil's ihm die Zunge gelöst hätte, für sich selbst zu reden. Zogen's vor, ihn ziehen zu lassen mit verleumdetem Namen, und er zog nach Amerika und war fort für immer."

Bawn stand einige Minuten unbeweglich; sie rang mit ihrem Herzen, und als sie Festigkeit genug erlangt hatte, setzte sie ihr Verhör fort.

„Das ist eine unglückliche Geschichte, Betty," sagte sie. „Was fing die junge Dame an, nachdem er gegangen war?"

„Sie grämte sich in frühzeitiges Alter hinein, sah keinen Mann wieder an, saß wie eine Taubstumme in der Kaminecke. Ihre Brüder wußten's Leben besser zu genießen. Sie gingen vergnüglich durch die Welt, kutschierten hin und her in der Grafschaft und gebrauchten ihr Geld, um sich Flüche zu erwerben. Ja, Herrin, so war's und so ist's. Roderich und Arthur waren nicht mehr, und das viele Geld des alten Herrn fiel bei Heller und Pfennig Lucas Adare zu. Segen bracht's ihm nicht. Die Adares sanken tiefer und immer tiefer in Sünde und Unheil. Es lief durch ihre Finger wie Sand, und bald genug saßen sie wieder wie zuvor. Jetzt sind sie Bettler, doch zu stolz fürs Armenhaus, und, Fräulein, wie's mit ihnen steht, ist von der Art, daß es Christenmenschen so weit bringen muß, ihnen trotz allem und allem zu vergeben. Doch sagen muß ich's, wer's zum Vergeben brächte, müßte beinahe so gut sein wie unser HErrgott selbst. Wenn die Armen arm sind, war's des HErrn Wohlgefallen so, und das ist ein Trost; wenn's die Reichen werden, ist's meist ihr Tun und ohne Trost."

Bavn konnte die Adares nicht bedauern, sie dachte jetzt nur an das Ende von Arthur Desmonds Geschichte.

„Und kam kein Licht mit den Jahren in das Geheimnis von Roderich Fingalls Tod?" fragte sie. „Wie starb er, wenn Arthur Desmond ihn nicht tötete?"

„Niemand soll's verraten, Fräulein, wenn er nicht etwa von der Klippe niederfiel. Und Licht müßte eben aus der anderen Welt kommen, um die Menschen sehen zu lassen, daß Arthur Desmond die Tat nicht vollbrachte. Ja, so ist's, Fräulein, und ich sag's zum zweitenmal, besser wär's gewesen, wenn sie ihn vors Gericht gebracht hätten, wo er sich verteidigen konnte. Was hinterm Rücken aufgeladen wird, läßt sich schwer abladen. So lange er's konnte, hielt er den Kopf hoch, sinken ließ er den aber, als Fräulein Mave sich gegen ihn stellte, und daß er von da an melancholisch aussah, wurde der Schuld angerechnet, von der sie dachten, daß sie ihn benagte innerlich). Dazu war die Großmutter Roderichs und seine Brüder, und sie glaubten's allesamt und waren so toll, daß sie ihn zerrissen —"

Bavn fuhr zusammen, und ihre Augen sprühten.

„Was ist's, Fräulein?" fragte Betty.

„Diese Geschichte flößt mir Entsetzen ein," versicherte Bavn. „Nahm sich niemand in der Gegend des unglücklichen Arthur an?"

„Keine Menschenseele, als bloß Lucas Adare. Ich beteuerte seine Unschuld, aber was hören die Vornehmen auf ein so armseliges Frauensbild? Sie hatten's nicht hehl, daß nichts als Lucas Adares Gutheit Arthur Desmond vorm Hängen bewahrte, und das war das einzige Lob, das meine Ohren je über Lucas Adare vernommen hatten, und — —"

„Der Schurke!" rief Bawn. „Er wußte es sicherlich, daß Arthur, den er heimlicherweise verleumdet hatte, entlastet aus dem gerichtlichen Verhöre hervorgegangen sein würde."

Betty starrte ihre Herrin höchst verwundert an.

„Dies Nämliche dachte ich dazumal," sagte sie. „Nehmen Sie's sich nicht allzu sehr zu Herzen, Fräulein. Ist nachgerade alt geworden, die Geschichte, und wer kann's wissen, ob's dem mißhandelten Arthur drüben im neuen Lande nicht noch recht glückte. Jung genug zum Ueberwinden war er noch, und ein schlecht Gewissen konnte ihn nicht in die Tiefe ziehen, alldieweil er keins hatte; das zu sagen, nehm' ich auf mich. Amerika soll ein großartig Stückchen Land sein. Herr Arthur ist wohl aufgehoben, ob er drüben ist oder droben bei unserem HErrgott, und ein junges Menschenkind, da es ihn nie gesehen hat und erst lange nach seiner Not geboren wurde, hat's just nicht nötig, sich Kopfschmerzen um ihn zu machen. So — das ist meine Meinung."

„Seine Geschichte muß allen Herzweh verursachen, die sie hören," entschuldigte sich Bawn.

„Ging vielen zu Herzen, als sie sich zutrug; eine Fremdländische, die dreißig Jahre hinterher übers Meer kam, braucht sich nicht drum zu haben."

„Sie hat recht," dachte Bawn; „ich errege nur Aufmerksamkeit, wenn ich mich nicht beherrsche."

Sie wandte sich ab und blickte nach dem dunklen Berge hinüber, hinter welchem Shanes Hollow mit seinen Sünden und Geheimnissen lag, und als sie sich der alten Frau wieder zukehrte, spielte ein Lächeln um ihren Mund.

„Ihr habt mir eine Geschichte erzählt, die ich zu hören wünschte," sagte sie. „Wir Amerikanerinnen wollen nun einmal alles wissen, und ich sagte Euch bereits, daß mein Vater ein irischer Landmann war, der nach Amerika auswanderte. Daher mag es kommen, daß ich mir so gern von seinen heimatlichen Bergen und ihren Bewohnern erzählen lassen und noch mehr von diesen Adares und Fingalls und

Arthur Desmond hören möchte. Für heute abend ist es jedoch genug. Gute Nacht."

„Nancy," sagte Betty später, als beide im Bette lagen, „die Herrin hat ein gutes Herz. Sie war ganz entrüstet über Desmonds Unrecht vor den langen dreißig Jahren, und sagen kann sie, was sie will von wegen der Landmanns Tochter, 'ne feine Dame ist sie doch. Kommt alles vom Geborensein in Amerika, behaupte ich. Was hier Groschen sind, sind dort Taler, warum sollten nun dort nicht feine Damen sein, was hier bloß armselige Frauensbilder sind?"

„Ja, und hätte uns der HErrgott nicht die Heimsuchung mit dem Rheumatischen geschickt, könnten wir beide dort feine Damen sein, und ich könnte 'nen Sonnenschirm haben wie Käthe Maginnis, die kaum erst ein Jahr drin ist in Amerika," murmelte Nancy schlaftrunken.

„Sprichst, wie Du's verstehst," erwiderte die Mutter. „Was mich betrifft, so will ich lieber das Rheumatische in Irland haben als in Amerika den Sonnenschirm, und ich bin der Meinung, daß es der HErr gut mit uns im Sinne gehabt hat, dieweil er uns eine so gute Herrin übers Meer zuschickte."

Bavon gestand sich, daß Betty ihr das Beruhigungsmittel zugeführt habe, welches ihr so not getan. Somerled war mit seinem Dampfer ihrem Gesichtskreise entschwunden, und Arthur Desmond hatte mit seinen Leiden und dem ihm zugefügten Unrechte seinen alten, ihm gebührenden Platz wieder eingenommen.

Als sie den Kopf auf das Kissen legte, wich der verwirrende Schmerz der letzten Tage, mit erneutem Eifer dachte sie an ihr Vorhaben.

22. Besuche.

Die Sonne schien, und Bavn war wieder sie selbst. Heiterer, geistig und leiblich erquickter war sie nie vom Schlafe erstanden als an dem Morgen, der ihrem ersten Suchen nach Schätzen in der Erinnerung Bettys folgte. Leicht und mühelos hatte sie die Juwelen Treue und Ehrenhaftigkeit gefunden. Ueber alles Hoffen gut war es ihr, der Fremden im fremden Lande, gegangen, da sie bei ihrem Vorhaben Betty neben sich hatte, Betty, die sie völlig ahnungslos im Vorwärtsschreiten leitete und warnte. Ja, Bettys Erinnerungen sollten ihr Seekarte und Kompaß sein bei ihrem Durchschiffen der dunklen, klippenreichen Gewässer, in welche sie sich so kühn mit ihrem Nußschalenboote hineingewagt hatte.

Mit Vergnügen legte sie das gedruckte Kattunkleid an und die Schürze von holländischer Leinwand, die ihre Figur von den Schultern bis zu den Füßen umschloß und sie in der Tat wie die Wirtschafterin erscheinen ließ, die sie zu sein wünschte. Dann kamen die handfesten, plumpen Schuhe und wollenen Strümpfe, und die kleine blecherne Brosche, die nach ihrer Ansicht ein junges Landmädchen liebte, befestigte den schmalen weißen Halskragen. Sie ordnete die Milchsatten in den blendend weißen Fächern der Milchkammer, sprach mit Betty und Nancy über Butter und Sahne, als ob ihr nichts mehr am Herzen liege, als die höchsten Marktpreise zu erlangen, und ging dann hinaus in den Obstgarten, um einige Blumen zu holen.

„Shana," sagte Rosheen, „sieh dort Fräulein Ingram; wie nett sie sich ausnimmt!"

Die Schwestern kamen raschen Schrittes durch die Felder und betrachteten vergnüglich Gras und Bäume und Schornsteine der kleinen Besitzung, welche ihnen die Mühle war, in der das Mehl zum Brote ihrer Unabhängigkeit gemahlen wurde. So lange dieselbe still gestanden hatte, war ihnen das Sitzen an Lady Floras Tische so sauer geworden; nun das Mühlrad sich wieder drehte, konnten sie sich mit Gemütsruhe zum Essen niedersetzen. Dieser Gedanke lieh Bawn vermehrten Reiz in ihren Augen, als diese, die Hände voll Nachtviolen, sich jetzt umwandte und, sobald sie die Damen erblickte, eingedenk ihrer Stellung als niedrige Pächterin, denselben entgegenschritt.

„Wie gütig, daß Sie kommen, sich nach mir umzusehen, meine Damen," sagte sie.

„Wir mußten uns doch überzeugen, daß der Sturm Sie nicht fortgeweht oder der Regen Sie nicht weggespült hat," entgegnete Shana. „Es war ein entsetzliches Unwetter. Unser Vetter, Herr Rory Fingall von Thor, der vor einigen Tagen über den Kanal kam, hätte fast Schiffbruch gelitten, und eine junge Französin, welche unsere Großmutter besuchen wollte und von ihm beschützt wurde, machte eine schreckensvolle Beschreibung von der Ueberfahrt. Sie hier in Shanganagh werden es auch empfunden haben."

„Das sollte ich meinen; wie Sie aber sehen, sind wir durch Gottes gnädigen Schutz unversehrt geblieben. Darf ich Sie bitten, ins Haus zu kommen, um sich auszuruhen und etwas zu genießen?"

„Wir fragten uns unterwegs, ob Sie und Betty uns wohl bewirten könnten."

„Kartoffeln und Tee sind unsere Hauptnahrungsmittel gewesen;

aber seit heute morgen haben wir schöne frische Butter. Betty ist nn glücklich, daß ich auf dem Gebrauch eines Butterfasses bestehe. Was sagen Sie dazu, Fräulein?"

„Ich verstehe absolut nichts davon," erwiderte Shana ernst, „und ich kann nur sagen, daß Sie sich ein Verdienst um das Glen erwerben werden, wenn Sie in dieser Beziehung Verbesserungen einführen. Aber, Fräulein Ingram, wie wundervoll nett sieht es hier aus! Nur einige Möbel könnten Sie noch brauchen, und Sie erlauben mir vielleicht, Sie nach Cuthendall zu fahren, in dessen Nähe eine Auktion stattfinden wird."

„Diese Ehre würde allzu groß für mich sein, Fräulein Fingall, doch ich denke auch so auszukommen. Wir Hinterwäldlerinnen sind nicht viel gewohnt, und ich kann mich immer noch behaglicher einrichten, wenn ich sehe, daß meine Arbeit erfolgreich ist," sagte Bawn.

Geschäftig ging Bawn hin und her, breitete ein schneeweißes Tischtuch aus und besetzte den Tisch mit allem, was ihre Speisekammer bot, — mit selbstgebackenen kleinen Kuchen, Eiern, frischer Butter, Sahne. Den Tee brachte sie in einem irdenen Teetopfe, und ein ebensolcher Krug mit Nachtviolen spendete süßen Duft.

„Wenn Sie uns so wundervoll bewirten, werden wir täglich kommen und verzehren, was Sie erwerben," lachte Shana. „Aber, Fräulein Ingram, gestatten Sie, daß wir uns selbst dienen."

„Nein, Fräulein Fingall, so unhöflich darf ich nicht sein. Es macht mich glücklich, zu tun, was mir geziemt."

Shana wußte nicht recht, was sie davon denken sollte. Fräulein Ingram benahm sich so bescheiden, schien es so gewohnt zu sein, andere zu bedienen, und hatte doch ein Etwas in ihrem Aussehen und ganzem Wesen, das zu dieser untergeordneten Stellung nicht paßte. Ein Gedanke fuhr durch Shanas Kopf, der sie zu einer Schlußfolge brachte, welche mit Bettys Ansicht übereinstimmte. „In einem so reichen Lande wie Amerika wird es auch geringen Leuten möglich sein, ihren Kindern guten Unterricht zu verschaffen," dachte sie. Aber die Fremde gefiel ihr so gut, und sie wollte so gern freundlich mit ihr verkehren, daß sie den Unterschied ihrer gesellschaftlichen Stellung nicht geltend machte. Eine gewisse Beachtung desselben mußte freilich wohl stattfinden, denn Shana war bei all ihrer Hochherzigkeit doch „konservativ"; aber Fräulein Ingram brauchte nicht wie eine Dienerin zu stehen, während sie Tee einschenkte.

„Was geziemt sich für Sie?" fragte Shana.

„Daß ich mich betrage wie eine Pächterin ihrer Gutsherrschaft ge-

genüber," entgegnete Bavon. „Ich bin nur eine niedrig geborene Landwirtin, Fräulein Fingall," setzte sie mit einem Blick auf ihre bloßen Arme und ihre Hausschürze hinzu, „und Sie sind junge, vornehme, hochgeborene Damen."

„Sie sprechen nicht wie eine gewöhnliche Person," gab Shana zurück.

„Ich tue mein Bestes in Gegenwart meiner Herrschaft," beteuerte Bavon, und ein unaussprechlich schalkhafter Blick lauerte in ihren schönen Augen, „will indessen nicht sagen, daß ich völlig unwissend bin."

„In Amerika herrscht der Standesunterschied wohl nicht sehr vor?" fragte Shana.

„Nein."

„Wenn alle Töchter von gewöhnlichen Landwirten wie Sie sind, habe ich nichts dagegen einzuwenden, und wenn ich wieder zu Ihnen komme, um Tee zu trinken, dürfen Sie mich nicht stehend bedienen. Und nun habe ich mich noch eines Auftrages zu entledigen. Meine Großmutter läßt Sie um Ihren Besuch bitten, Fräulein Ingram. Sie weiß es zu schätzen, was Ihr Kommen nach Shanganagh für ihre Großtöchter ist und —"

Bavon schlug die Augen nieder, und ein ernstes Lächeln lag um ihren Mund. Das Gönnerhafte dieser Einladung war ihr gerade recht. Wenn es ihr gelang, eine untergeordnete, fast dienende Stellung unter diesen Leuten durchzuführen, mußte sie ihr Ziel leichter erreichen.

„Die Frau Generalin ist allzu gütig," stammelte sie.

„Da sie gewöhnlich sehr einsam ist, freut sie sich über jeden Besuch. Augenblicklich ist mein Vetter Rovy daheim, und die junge Französin wird eine Zeitlang bleiben; Schloß Thor ist belebter als sonst. Mein Vetter will uns in der Gegend umherführen, somit werden Sie die andere Seite des Glens kennen lernen, Fräulein Ingram."

„So große Mühe möchte ich nicht verursachen, Fräulein Fingall."

„O, unser Vetter Rovy findet Vergnügen daran, andern gefällig zu sein," fiel Rosbeen ein. „Wir haben ihm von Ihnen erzählt, und es interessiert ihn sehr, daß ein junges Mädchen so tatkräftig und unternehmend ist. Er kommt erst eben von Amerika zurück."

„Ja," vervollständigte Shana, indem sie aufstand und ihre Handschuhe zuknöpfte, „sein Interesse für die armen irischen Auswanderer trieb ihn über das Meer. Er wollte sich überzeugen, wie

dieselben auf dem Schiffe behandelt werden, um dann später die ganze Angelegenheit zur Sprache bringen zu können. Dies wird Ihnen einen Begriff von seinem Charakter geben, Fräulein Ingram, und Sie vergewissern, daß es ihm nicht schwer wird, uns die Höhlen und Schluchten des Hochlandes zu zeigen."

„Es war eine edle, menschenfreundliche Tat," sagte Bawn.

Lebhaft erinnerte sie sich, dasselbe bereits von einem anderen Herrn gehört zu haben, und sie fand es wunderbar, hatte jedoch augenblicklich nicht Zeit, darüber nachzudenken. Ihre Gäste schritten nach der Tür, und sie begleitete dieselben durch die Felder bis an das Tor, das auf die alte Landstraße am Flusse entlang nach dem Glen hinunterführte.

„Ob alle jungen Herren der britischen Inseln in Auswandererschiffen nach Amerika gehen, um sich zu überzeugen, wie die Auswanderer während der Ueberfahrt behandelt werden, um hinterher im Parlamente darüber zu berichten?" so fragte sich Bawn, als sie die jungen Damen nicht mehr sah.

Sie schaute über das Tor hinweg, das aus allen Fugen gekommen war, an einer Seite aufwärts strebte und an der anderen zur Erde neigte, und konnte noch immer nicht die Augen von der Straße abwenden, nachdem die Schwestern ihrem Blicke längst entschwunden waren. Ein lebhaftes Verlangen regte sich in ihr, nach Thor zu gehen, um den andern Herrn zu sehen, der dieselben Lebensziele und dieselben Anschauungen vom Leben zu haben schien wie ihr Freund Somerled vom Ozeandampfer.

Und während ihre Gedanken so mit dem ihr unbekannten Thor beschäftigt waren, ruhten ihre Augen auf der wilden Schöne des Anfanges eines Bergpfades, der unter den ineinander verschlungenen, mit den purpurnen Beeren der Esche verzierten Zweigen der Bäume sichtbar wurde. Wie frisch und duftig grün waren die Hekken, deren Einfassungen von Gras und Farnkräutern bis hart an den Weg vortraten! Wie wundersam nahm sich der rosig überhauchte Grund und Boden dieses belaubten Tunnels aus, der sich in endloser Ferne verlor! Drei kleine rote Kühe hatten sich vor der Nachmittagssonne in den Schutz einer Reihe buschiger, dickstämmiger Eichen geflüchtet. Bis an die Kniee standen sie in einem goldig schimmernden Sumpfe und bildeten so den Vordergrund für eine graue, zerklüftete Felsenklippe, die zur Hälfte von zerrissenen Dunstwolken verhüllt, deren übriger Teil aber vom blendenden Lichte umstrahlt war, das strichweise von durchsichtigem Schatten unterbrochen wurde.

Bawn, deren Augen an unbegrenzbare und einförmigere Naturgemälde gewöhnt waren, schaute entzückt auf diese kleinen Landschaftsbilder hin, die so frisch, so lebensvoll, so farbenreich, so launisch eigenartig sind.

Eine Stunde später beobachtete sie die beiden Arbeiter — die einzigen, welche sie bis jetzt gefunden hatte. Sie besserten die Dornhecken aus, durch deren Oeffnungen die benachbarten Schafe und Ziegen täglich in altgewohnter Weise gekommen waren, um zu sehen, wie das Getreide in Shanganagh stand, und sich auf praktische Art von der Vortrefflichkeit des Korns zu überzeugen.

Mitleidig blickte Bawn auf eine behäbige Schafmutter hin, die mit zwei Lämmchen jenseits der Hecke stand, als das Geräusch näher kommender Wagenräder die Aufmerksamkeit der jungen Pächterin auf die Landstraße lenkte. Zu ihrer Ueberraschung gewahrte sie ein kleines grünes Wägelchen, das sie bereits einmal gesehen hatte.

Sie zog den großen weißen Sonnenhut, der auf den Rücken gefallen war, tief ins Gesicht und fuhr mit völliger Gemütsruhe fort, ihre Arbeiter zu beobachten und die gekränkte Schafmutter zu bemitleiden.

„Fräulein Ingram," rief eine laute Stimme. „Ja, ja, ich weiß, daß Sie so heißen, und ich — ich wollte meine Karte abgeben — aber — aber dies unverhoffte Zusammentreffen, bevor — bevor ich nur das Haus erreichte, gibt mir ein — ein — — Fräulein Ingram, ich — ich bin der Major Batt von Lisnawilly, und ich — ich komme, um einer — einer werten Fremden meine Achtung zu bezeigen und — und zu fragen, ob ich so — so glücklich sein kann, derselben bei Vervollständigung ihres — ihres Haushalts zu helfen, oder — sonst etwas für — für Fräulein Ingram zu tun."

„Sie sind allzu gütig, Herr Major," erwiderte Bawn. Darf ich fragen, ob Sie vielleicht etwas zu verkaufen haben? Ich habe bis jetzt nur eine Milchkuh und möchte noch zwei andere haben. Sodann fehlt mir ein leichtfüßiger Pony und ein kleiner Wagen, in welchem ich mich selbst umherkutschieren kann, ein Ackerwagen, zwei starke Pferde, einige ehrliche, fleißige Knechte, allerlei Ackergeräte und eine Schar Hühner und Hähne."

„Fräulein Ingram, seien — seien Sie überzeugt, daß ich nicht nach Shanganagh komme, um — um Geschäfte zu machen. Dennoch bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen dienen zu können. Ich habe zwei schöne junge Kühe, einen vortrefflichen Pony, und meine Haushälterin hat einen Hühnerhof voll Hühner, Hähne und Gänse. Aber

ich — ich wiederhole, mein — mein heutiger Besuch gilt der werten Pächterin von Shanganagh, die ich zu bewillkommnen wünsche."

Bei den letzten Worten blickte er nach dem Hause hin und erwartete offenbar eine Einladung, auszusteigen und hineinzukommen; aber Bawn wollte den Major Batt nicht in ihrem Hause haben.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Major, ich kann mich meiner Arbeit jetzt nicht entziehen," sagte Bawn höflich. „Darf ich Ihnen eine kleine Erfrischung reichen? Wir butterten heute vormittag, und ich habe sehr schöne Buttermilch."

„Aber — Fräulein Ingram, ich — ich dachte bis jetzt, daß — daß Buttermilch ein vorzügliches Nahrungsmittel für — für kleine Ferkel sei."

„Wirklich?" fragte Bawn. „Da danke ich Ihnen aufrichtig für die Belehrung. Eine Unterweisung jeglicher Art weiß ich zu schätzen. Gefällt es Ihnen, meine Ferkelchen in Augenschein zu nehmen, Herr Major? Schweinchen sind ein Artikel, der hier in Glenmalurcan am leichtesten zu erwerben ist. Andy," rief sie ihrem Arbeiter zu, „zeigen Sie Herrn Major Batt einmal unsere Ferkelchen."

Andy ließ einen Haufen trockener Baumruten auf die Erde gleiten und stellte sich zur Verfügung, nachdem er seinen Kameraden verständnisvoll angelächelt hatte.

„Hierher, Herr, wenn's gefällig ist," sagte er dann, sich zu Major Batt wendend.

„Nun, Andy," sagte dieser leutselig, als sie bei dem in den letzten Tagen neuerrichteten Schweinestalle angelangt waren, der sich in angenehmer Entfernung vom Hause befand, „wie gefällt sie Dir?"

„Alle Achtung, Herr," rief der Mann begeistert, „ein prächtigeres Tier ist mein Lebtag noch nicht in einem Stalle gewesen. Hab' ich's der Herrin nicht selbst in eigener Person verkauft?"

„Aber, Mensch, ich sprach von Deiner Herrin," berichtigte der Major voll Entsetzen.

„Wie konnt' ich's wissen, Gnaden?" fragte Andy. „Halt's nicht für schicklich, Bemerkungen über meine Brotherrin kund zu tun, und was sie ist, läßt sich leicht genug erkennen."

„Nicht, wenn sie solch ein Ungeheuer von Hut auf dem Kopfe hat. Habe ich recht, Andy? Aber nun sage mir wie ein verständiger Mensch, ob sie sehr pockennarbig ist?"

Andy brach in brüllendes Gelächter aus und blinzelte schlau nach dem Major hin.

„Ja, Gnaden haben den Nagel auf'n Kopf getroffen. Ist ein

schauderhaftes Unglück; aber die greulichen Pockennarben abgerechnet, ist sie so schön wie gut. Halten's zu Gnaden, Herr!"

„Meine Wette ist gewonnen," triumphierte der Major. Mit großer Selbstgefälligkeit knöpfte er seinen Rock zu und ging zurück zu der ungastlichen Pächterin von Shanganagh. „Wahrhaftig," so setzte er seine Betrachtung fort, „ich weiß doch nicht recht, ob ich mich darüber freuen soll oder nicht. In ihrer amerikanischen Unverschämtheit liegt etwas eigenartig Fesselndes."

„Der unverschämte alte Mensch, der sich's erlaubt, Bemerkungen über sie zu machen," dachte Andy, indem er seine Arbeit wieder aufnahm. „Dies bringt ihn um vor Aerger, mein' ich, an Ausgelachtwerden soll er nicht Mangel haben, sonst müßte ich nicht der Andy sein."

„Herr Major," rief Bawn, die noch immer ihren großen Hut auf hatte, als der Major halb ärgerlich und halb erfreut nach dem Tore hinschritt, „Herr Major, ich möchte Ihren Pony und Ihre Hühner und Gänse haben."

23. Aufregung.

Bawn fütterte die Hühner des Majors, die nebst dem Pony und allerlei Gerätschaften von Lisnawilly geschickt und mit den höchsten Marktpreisen bezahlt waren, als ein Knabe von Schloß Thor mit einem Briefe anlangte. Es war die Einladung der Generalin, von welcher Shana gesprochen hatte.

Offenbar hatte der ganze Clan Fingall Verlangen, die unternehmende „junge Person" kennen zu lernen, die allein und unbeschützt von Minnesota gekommen war, um das Pachtgeld zu zahlen, dessen Ausbleiben sich so unerquicklich geltend gemacht hatte.

Bawn betrachtete die feine klare Handschrift und war sich vollkommen bewußt, mit welchen Augen die alte, vornehme Dame sie ansah.

„Sie hält mich für eine kecke Amerikanerin, die wohl rechtschaffen sein mag, sich aber kaum passend beträgt und nur geduldet wird, weil ihre Gegenwart nutzbringend für die jungen Großtöchter ist," dachte Fräulein Ingram mit anerkennenswertem Gleichmute.

Sie schrieb ihre Antwort, nahm die Einladung an und ging mit erhöhtem Pulsschlag an ihre Arbeit. Ein wundersames Gefühl machte sich im Laufe des Abends einige Male geltend — eine Unruhe,

die der Furcht glich, und sie war doch nicht furchtsam. Erst als sie mitten in der Nacht plötzlich erwachte und ihr Blick auf das Fenster ohne Vorhänge fiel, nahm, was sie so erregte, bestimmte Form an.

Wenn der Herr von Thor, der Vetter ihrer jungen Gutsherrinnen, der Mann, der in Amerika gewesen und eben erst von dort zurückgekehrt war, sich als Somerled, ihr Freund auf dem Dampfer, ausweisen sollte?

Doch London und Paris — Städte, die sie nie gesehen, hielt sie für so entfernt, weil sie noch nie auf dem Wege gewesen war, der zu ihnen hinführte. Wie konnte sie die seltsame Vorstellung, die sich ihr so gewaltsam aufdrängte, begründen? Sie wußte ja nichts, als daß beide Herren im Interesse der armen Auswanderer nach Amerika gegangen waren, um ihre Erfahrungen demnächst im Parlamente zur Sprache zu bringen, und sie erinnerte sich nicht einmal genau, ob die jungen Damen gesagt hatten, daß ihr Vetter erst jetzt von seiner überseeischen Reise zurückgekehrt sei.

Immer und immer wieder bedachte sie das alles, bis sie endlich zu der Ueberzeugung gelangte, daß sie von diesem Gespenste ihrer Phantasie nichts zu fürchten habe. Wie entsetzlich, wenn es nicht so wäre! Ihr Herz schlug laut und beängstigend in der nächtlichen Stille, als sie an die Verwirrung und Aufregung dachte, deren Beute sie werden müßte, wenn Roy Fingall von Thor, der Neffe Roderichs, dessen Ermordung man ihrem Vater zusprach, Somerled sein sollte, den abzuweisen ihr so schwer, so schwer geworden war.

Sie bot ihre ganze Willenskraft auf, um nicht länger daran zu denken, und schlief ein; aber mit dem Erwachen am Morgen kehrte die drohende Möglichkeit zurück, und sie fragte sich, wie sie dem Herrn in Schloß Thor gegenüberstehen könne, wenn er der Mann wäre, den sie kannte und der sich Somerled genannt hatte. Was konnte, was durfte sie ihm sagen? Wie konnte sie seine Verachtung infolge des ihm gespielten Betruges ertragen? Was sollte sie anfangen, wenn er seiner Familie sagte, daß sie eine andere sei, als sie zu sein vorgebe, daß sie sich nicht scheue, Freundschaft mit Falschheit zu vergelten, und vermutlich eines Morgens verschwinden werde, ohne das Pachtgeld bezahlt zu haben?

Auf welche Weise konnte sie die erhaltene Einladung noch jetzt, in der letzten Stunde, dankend ablehnen? Krankheit konnte sie nicht vorschützen, aber — o, der Gedanke! — wenn sie sich den Fuß verstauchte! — doch — sie konnte es in gefährlicher Weise tun und infolge davon ihr ganzes Vorhaben aufgeben müssen.

Nein, ihre Feigheit sollte sie nicht zu einer sündigen Schädigung ihrer Gesundheit verleiten. Sie wollte es wagen — wollte hingehen. Nein, sie wollte es nicht. So unentschlossen, so wankelmütig war sie noch nie gewesen. Endlich setzte sie sich nieder zum Schreiben, gab einen sehr ungenügenden Grund ihrer Verhinderung an und ließ Andys Sohn holen, den Brief nach Thor zu tragen.

Aber der Knabe war noch nicht da, als sie bereits einsah, wie töricht dies alles war. Sie war von Minnesota herübergekommen eines bestimmten Zweckes wegen, befand sich in unerwartet günstiger Lage, diesen Zweck zu erreichen; eine gute Gelegenheit, mit den Menschen bekannt zu werden, die ihr unbewußt dazu helfen konnten, hatte sich ihr geboten, und nun wollte sie zurückweichen, wollte einen sehr wichtigen, vielleicht folgenreichen Schritt nicht wagen, weil sie ein Hindernis auf ihrem Wege erblickte?

Nein, nein, sie wollte vernünftig sein, verständig handeln. Ihr Freund Somerled hatte sich in weiter Ferne verloren. Keine Zeit konnte ihn zu ihr zurückbringen, da sie ihm ihr Herz verschlossen hatte. Nichts in der ganzen, weiten Welt war unwahrscheinlicher als ein abermaliges Zusammentreffen mit ihm.

Der Mann, den sie Roy nannten, war vermutlich das Gegenteil von dem, der ihre Gedanken in so aufregender, schmerzlicher Weise beschäftigte, obwohl die ihm verwandten Damen ihn als einen so trefflichen Menschen schilderten und so zu ihm empor sahen. Jedenfalls mußte, wollte sie nach Thor gehen und sich überzeugen, und — ja, eine kleine Zerstreuung konnte ihr heilsam sein und alle beunruhigenden Geister verscheuchen.

Der Brief wurde verbrannt, und der kleine rotwangige Bote erhielt ein Geschenk.

Am Nachmittage bestieg Bavn, die Herrin von Shanganagh, den kleinen Wagen, der von dem Pony des Majors gezogen wurde, und begab sich auf die Reise nach Schloß Thor.

Sie bog in das goldig schimmernde Tal unter der langen violetten Bergwand ein, und der Fluß begleitete sie auf dem ganzen Wege nach dem Meere. Nach einiger Zeit blieb dies zurück, Glen nach Glen öffnete sich vor ihr, bis endlich der Ozean, größer, wilder, erhabener als vorhin, vor ihr lag. Die Felsen wurden steiler und düsterer; das Fahren auf der Landstraße glich dem Auf- und Niedersteigen von Treppen; der Weg lenkte um eine Ecke eines langen Vorgebirges und senkte sich abwärts zu den unaufhörlich schäumenden Meereswellen. An beiden Seiten der tiefen Schluchten wurde das späte Gras ge-

mäht von Männern, die an starken Seilen zu den Stellen niedergelassen waren, auf denen sie standen.

Violette Schatten füllten die tiefen Abgründe. Eine Rauchwolke deckte die phantastischen Umrisse des Jura, und an der etwa vier Stunden entfernten schottischen Küste loderte eine Flamme empor. Das Rauschen des Wassers machte sich bemerklich, und als Bavn die Spitze eines Berges erreichte und die scharfe Herbstluft sie umwehte, atmete sie rascher und schaute fast erschrocken auf die wunderbare Schöne der leise fallenden, vom Abendrot durchglühten Nachtschatten hin.

21. Völlig fremd.

Die Familie war in dem großen, antiken Salon von Thor versammelt. Großi saß in ihrem hochlehnigen Sessel, zeigte ihren beiden kleinen Lieblingen ihre altmodische Uhr und unterhielt sich mit Alister, der schläfrig das Lockenköpfchen seines jüngsten Kindes streichelte, das an seinem Knie stand. Lady Flora und die junge Französin saßen plaudernd an der anderen Seite des Kamines, und Shana und Rosheen, umflattert von Major Batt, ordneten die Notenhefte auf dem Piano. Rovy, der Herr von Thor, stand am Fenster und schaute hinaus auf den sich mehr und mehr verdunkelnden Himmel.

„So völlig unnötig, so überfreundlich von Großi, diese junge Person zum Diner einzuladen," bemerkte Lady Flora.

„Ich hörte, was Du sagtest, meine Liebe," erwiderte die alte Dame lächelnd, „und ich kann nur versichern, daß ich es gut meinte. Ich möchte die Fremde kennen lernen und kann sie unmöglich den weiten Weg machen lassen, ohne sie nachts hier zu behalten. Nach dem, was Shana und Rosheen berichten, kann sie nicht nachteilig auf uns einwirken."

„Natürlich nicht, und ich habe auch nichts dagegen," beteuerte Lady Flora, „da sie uns vermutlich Kurzweil machen wird. Hast Du ein Urteil über Amerikanerinnen, Manon?"

„Nein," antwortete diese, und als sie das sagte, huschte der Lichtschein des Kaminfeuers, das sich in der glänzenden Messingeinfassung widerspiegelte, über ihr Gesicht und ließ die dunklen, schmachtenden Augen aufleuchten. Das korallenfarbige Seidenkleid mit dem reichen Ausputz kostbarer schwarzer Spitzen, das sie trug, war fast allzu

prächtig für eine Familiengesellschaft. Sie hatte bis jetzt ziemlich melancholisch ausgesehen, in das Feuer geblickt, und ein unverkennbarer Ausdruck von Unzufriedenheit hatte sich um ihren schönen Mund gelegt.

„Ich werde meine Wette gewinnen," sagte Major Batt, an das Fenster tretend, durch welches Rovy noch immer düster und ängstlich blickte. „Was fehlt Ihnen, Fingall? Haben Sie von meiner Wette mit Alister gehört? Es ist ein köstlicher Spaß."

„Ich bitte um Entschuldigung," versetzte Rovy, sich vom Fenster abwendend. „Sagten Sie mir etwas?"

„O — nein, — ich — ich sprach nur von einer Wette."

„Großi," sagte Rovy, indem er zu seiner Großmutter trat, „Deinem Gaste muß etwas zugestoßen sein. Ich will die Straße hinuntergehen und sehen, ob ich sie finde. Flora hält auf pünktliche Mahlzeiten."

Auf eine Antwort wartete er nicht und in wenigen Minuten rollte er in einem leichten, niedrigen Landwagen die Straße hinunter.

Eine Viertelstunde war er so bergauf und bergunter gefahren, als er im Dämmerlichte einen zerbrochenen Wagen vor einem Bauernhause stehen sah, in der vollen Beleuchtung des Torffeuerscheines, der durch die offenstehende Tür fiel.

„Ich dachte es doch," brummte Rovy, „als ich hörte, daß Major Batt ihr den kniekranken Pony verkaufte."

Er rief einen Jungen herbei, befahl demselben, sein Pferd zu halten, und schritt auf das Haus zu. Vor der Tür blieb er einen Augenblick stehen, nahm den Hut ab, fuhr mit der Hand über die Augen, zog die Stirne in Falten und trat über die Schwelle.

Bavn saß vor dem hellen Torffeuer auf einem dreibeinigen Stuhle; ihr Hut lag neben ihr. Vor ihr stand ein barfüßiges Kind, das die Finger in den Mund steckte und unablässig die junge Fremde anstarrte. Ein alter Mann saß kopfschüttelnd im Winkel und freute sich so recht von Herzensgrunde an dem Bilde.

„O, da ist Herr Rovy in Person," sagte der eine Mann. „So ist's recht, der wird's in Ordnung zu setzen wissen."

Bavn hörte nicht, was gesagt wurde; sie sprach mit dem Kinde, und der Herr von Thor stand vor ihr, bevor sie nur einmal aufblickte.

Er betrachtete sie mit einem eigenartigen Ausdruck seines Gesichtes. In dem schwarzen Satinkleide und dem gestreiften Plaid war sie dieselbe Bavn, die an Bord des Dampfers mit Somerled um ihre

Freiheit gerungen hatte. Ahnungslos, lächelnd blickte sie auf, und dieser Somerled stand vor ihr.

Das Lächeln erstarb auf ihren Lippen, die Farbe wich aus ihren Wangen, sie erhob sich, trat einen Schritt zurück, und - - sah ihn an. Sie wollte sprechen, aber ihre Zunge versagte ihr den Dienst. Sie zog ihren Plaid fester um die Schultern, und ihr Auge begegnete dem seinigen mit herausforderndem Trotze.

„Hoffentlich habe ich Sie nicht erschreckt," sagte er wie ein völlig fremder Mann. „Ich wurde abgesandt, um zu sehen, ob Fräulein Ingram etwas zugestoßen sei. Sie sind doch Fräulein Ingram – die Dame, welche im Schloß Thor erwartet wird?"

„Ja, ich bin Fräulein Ingram, die Dame, welche in Schloß Thor erwartet wird," erwiderte Bawn mechanisch.

„Wollen Sie sich nicht wieder setzen? Ihr Diener trifft noch einige Vorbereitungen; wenn er damit fertig ist, können Sie und er mit mir in meinem Wagen fahren."

„Die Schere des meinigen ist gebrochen; ich muß Ihr gütiges Anerbieten annehmen," sagte sie.

Sie setzte sich wieder. Sie war wie betäubt, völlig unfähig zu sprechen oder nur zu denken. Er sagte, daß er sogleich zurückkommen werde, und verließ dann das Haus, und sie blickte sich ganz verzweifelt um, ob sie nicht entfliehen könne – - durch das Fenster oder durch den Rauchfang.

Einige Minuten vergingen. Hatte sie geträumt? Waren die wunderlichen Gedanken, welche sie während der beiden letzten Tage so geängstigt hatten, zu wirklichen Sinnestäuschungen geworden? Hatte sie infolge solcher einem fremden Herrn, der hier im Feuerscheine vor ihr gestanden und fremd wie zu einer Fremden zu ihr gesprochen hatte, die Gesichtszüge und die Figur ihres Freundes vom Dampfer beigelegt? Wenn er zurückkam, wollte sie ihn voll und kaltblütig ansehen, um diese närrischen Vorstellungen abschütteln zu können, denn Herr Rory Fingall von Thor hatte ihren Lebensweg ja nie gekreuzt. Sie stand wieder auf, zog ihren Plaid in die rechten Falten und trat zurück in den Schatten, um den Herrn, der sie so erschreckt hatte, bei seinem Eintritt genau beobachten zu können.

Lange brauchte sie nicht zu warten. Aber bevor sie sein Gesicht erblickte, vernahm sie seine Stimme, als er vor dem Hause mit den Männern sprach. Es war diese Stimme, die in Bezug auf ihr Vorhaben zu ihr gesagt hatte: „Es bringt Ihnen kein Glück, keinen Trost, wohl aber Mühseligkeiten und bittere Täuschungen." Er hatte es

gesagt, um sie zu warnen, ohne etwas von ihrem Vorhaben zu wissen; aber — erfüllten sich seine Worte nicht jetzt schon?

Und als er nun mit gesenktem Haupte durch die niedrige Tür kam und zum zweitenmal in dem engen Raume vor ihr erschien, sah sie ihn daherschreiten auf dem Verdeck des Dampfers, um sie zu unterhalten, sie zu beschützen, sie von seiner Liebe zu ihr zu überzeugen. Dieser Somerled hatte sichtbar nicht das Verlangen nach ihrer Gesellschaft; in seinen Augen, seinem Gesichte und ganzem Wesen, als er sich ihr näherte, zeigte er kein Verlangen nach ihrer Gesellschaft, war von Liebe und selbst von Freundschaft nichts zu sehen. Er bot seine Dienste an, als ob es nicht anders sein könne, bekundete wohl die gewohnte Ritterlichkeit des gebildeten Mannes, aber kein besonderes Interesse irgend welcher Art.

Er fand noch Zeit, einige Worte mit dem gelähmten Manne in der Fensterecke zu sprechen, und sein Gesicht nahm einen weicheren Ausdruck an. Dann streichelte er den Kopf des Kindes, und es entging Bawn nicht, daß er mit diesen Leuten in der weichen irischen Mundart sprach, die eben nur einen leisen Anflug des härteren schottischen Dialektes in seinem Munde hatte.

„Gut, daß Jim wiederkehrte," sagte er zu der Frau.

„Ja, Herr; 's ist lauter Lust und Wonne, ihn wieder zu sehen," entgegnete sie.

„Und Sie desgleichen in Person, Ehren," fiel der alte Mann ein. „Lauter Sonnenschein, den Herrn wieder unter uns zu haben. Soll'n wir nichts hören von Amerika?"

„Ich komme und erzähle Euch alles. Rauche eine Pfeife mit Euch."

„Gott's Segen über Euer Ehren, und soll'n willkommen sein."

Nun wandte er sich zu der schweigsamen, bewegungslos stehenden Bawn im Hintergrunde.

„Ich bin bereit, Fräulein Ingram," sagte er, und seine Stimme klang etwas härter, die Freundlichkeit wich aus seinem Gesichte. „Wir können aufbrechen."

Sie verabschiedete sich von den Leuten, die sie so lange beherbergt hatten, und folgte ihm aus der Tür.

Die Farbenpracht des Sonnenunterganges war verschwunden, und die Sterne funkelten hoch oben, wie sie vor einem Monat über dem Atlantischen Ozean gefunkelt hatten. Herr Fingall ergriff Bawns Hand, half ihr in den Wagen und setzte sich neben sie.

„Ihr Diener ist bereits fort; er fährt den Pony nach Thor," sagte er. „Wir werden bald dort sein; es ist nicht weit von hier."

Er nahm die Zügel auf, und der Wagen rollte in die Nacht hinaus.

Die Fahrt war nicht lang, aber sehr beschwerlich. Einige Berge stiegen fast senkrecht empor. Rovy mußte oft aussteigen und das Pferd bergauf oder bergab führen, und einige Male konnte er es selbst Bawn nicht ersparen, kurze Strecken zu Fuß zurückzulegen. Es war ihr wie eine Reise im Traume. Die wildromantische Gegend berührte sie so lebensvoll, so neu! Das Getöse der Wogen vermehrte sich von Minute zu Minute. Da, wo der märchenreiche Moyle sich in den Ozean ergießt, wurde ein Stückchen der schäumenden Wogen sichtbar; ein Schimmer der weißen Brandung flammte durch die Dunkelheit. Der scharfe, salzige Hauch des Nordwindes streifte ihr Gesicht, und das Schweigen des Mannes, der neben ihr saß, war ihr fürchterlich. Unwillkürlich erwachten die Worte in ihr, die dieser Mann vor einem Monat zu ihr gesprochen hatte: „Wenn Sie mir nicht sagen können, daß ich Ihnen verhaßt bin, daß Sie sich unter keinen Umständen zu einer Verheiratung mit mir entschließen können, werde ich alles Menschenmögliche in Bewegung setzen, Sie zu gewinnen. Ich kann Sie nicht lassen. Diese eine Woche hat das in mir geweckt, was die mir noch verliehenen Jahre meines Lebens nicht wieder zum Schweigen zu bringen vermögen."

Diese Worte, die sie sich so lebhaft vergegenwärtigte, summten vor ihren Ohren; das Sehnen, das sich in denselben barg, verursachte ihr Herzweh, wie schon so oft, seit sie gesprochen wurden. In so wunderbarer Weise, daß ihr alles, was sie jetzt sah und erlebte, wie eine Art traumbefangener Unwahrscheinlichkeit vorkam, war sie diesem Manne zum zweitenmal in die Hände gegeben. Er schien sie eben nur verloren zu haben, um sie wiederfinden zu können; aber er kannte sie nicht, er hatte ihr nicht ein Wort zu sagen; ihr Gesicht, ihre Stimme, selbst ihr Kleid — dasselbe Kleid, das sie getragen, als er auf dem Schiffe mit ihr geredet hatte — alles, alles war ihm fremd. Sie war bereits aus seiner Erinnerung geschwunden, sie existierte ebensowenig für ihn, wie es der Fall gewesen sein würde, wenn er auf dem Dampfer von Amerika zurückgekehrt wäre, den er verpaßt hatte.

Daß dies alles nicht buchstäblich so war, drängte sich ihrem gesunden Verstande gewaltsam auf, und eine andere Vorstellung nahm sie gefangen. Sie bemühte sich zu denken, daß ihre Phantasie infolge

einer auffallenden Aehnlichkeit irre geführt sei, daß die Erscheinung eines fremden Mannes, der nicht ihr Freund während jener wundersamen Woche auf dem Schiffe gewesen sei, sie vermöge seiner Aehnlichkeit, ohne sein Wissen, verwirrt habe, oder — — nein, sie selbst verwirrte sich durch solche Annahme. Er war ja Somerled, dem sie so übel mitgespielt hatte, der sich nun voll Verachtung von ihr abwandte und jede Erinnerung an sie vertilgt hatte.

Ja, so mußte es sein, so war es. Eins nur blieb ihr unerklärlich. Ihr Anblick schien ihn nicht überrascht zu haben. Keine Bewegung, kein Laut, kein Wechsel der Gesichtsfarbe hatte die geringste Spur von Ueberraschung oder Aufregung verraten, als er vor ihr gestanden, und als sie zu ihm aufgeblickt hatte. Er mußte sie durch die offenstehende Tür gesehen, beobachtet, mußte volle Fassung gewonnen haben, bevor er über die Schwelle getreten war. Eine so meisterhafte Selbstbeherrschung hatte sie auf dem Dampfer nicht an ihm wahrgenommen.

„Fräulein Ingram," sagte er plötzlich, „ich muß Sie noch einmal ersuchen, auszusteigen und einige Minuten lang zu gehen; aber es ist das letzte Mal. Wenn wir die Spitze dieses Berges erreichen, sehen wir die Lichter von Thor. Es tut mir leid, daß Sie eine so beschwerliche Fahrt gehabt haben."

„Ich fand sie doch interessant, denn — sie war mir so neu."

Sie schritt an der anderen Seite des Pferdes weiter, und wieder kam sie auf die alte Phantasie zurück. Ihr Begleiter war Somerled, und er war es doch nicht.

Ihr Freund würde — selbst wenn sie ihm fremd gewesen wäre — ihre Aufmerksamkeit auf die eigenartige Schöne der Landschaft hingelenkt haben, auf die dunkle Großartigkeit der Nacht in dieser wilden, hochgelegenen Region, auf das seltsame Geräusch in der Luft, auf den immer wieder sichtbar werdenden weißen Schimmer der schäumenden Brandung jenseits des gewaltigen Thors — dieses kühnen Vorgebirges, das jetzt wie eine schwarze Festung drohend hervortrat und düster auf den glänzenden Ozean hinaus schaute.

Dieser Mann, dessen ganze Erscheinung sie glauben lassen mußte, daß er ihr früherer Freund sei, und der von seiner Familie so herzlich geliebt, so hoch geehrt wurde, hatte offenbar nichts von der großen Liebe für die Naturschönheiten, welche mit dazu beigetragen hatten, Somerled zu einem so angenehmen Gefährten, einer so anziehenden Persönlichkeit auf der Reise zu machen.

Nur wenige, unbedeutende, durch ihre gegenwärtige Lage gebo-

tene Worte wurden gewechselt, bis die Parktore erreicht waren. Der Wagen rollte durch eine Allee und hielt vor dem niedrigen Eingange des Schlosses auf luftiger Höhe. Nun war er ihr behilflich, vom Wagen zu steigen. Das Licht aus der großen Halle spiegelte sich in beiden Augen wieder, und ein Blitz aus den seinigen traf Bawns Gesicht.

So hatten Somerleds Augen unter Umständen geblitzt. Ja — aber es blieb ihr keine Zeit zum Denken. Bevor sie wußte, wie es gekommen war, stand sie in der weiten Halle des Schlosses, und Shana und Rosheen begrüßten sie mit warmer Freundlichkeit.

Sie führten den lange erwarteten Gast die Treppe hinauf in ein großes Zimmer mit einem kunstreich geschnitzten Kaminsims, der bis an die Decke reichte. Dies und ein großes, fast viereckiges Bett waren die einzigen Gegenstände, die Bawn anfangs sah. Zwei hohe silberne Armleuchter waren zu beiden Seiten eines schmalen Spiegels aufgestellt.

„Wir fürchteten, daß Ihnen etwas begegnet sein könne, Fräulein Ingram," sagte Rosheen. „Hatte ich aber nicht recht, wenn ich behauptete, daß Rovy keine Mühe scheue, um andern hilfreich sein zu können? Flora wollte einen Diener fortschicken, allein Rovy war schon hinaus. Sie fürchten sich doch nicht in diesem großen Gemach zu schlafen? Geister gibt es in Schloß Thor nicht; unserer lieben Großmutter kommt nichts Uebels nahe. Seien Sie recht lieb und gut gegen Großi, Fräulein Ingram; jedermann weiß, daß sie in ihrem früheren Leben etwas ganz Entsetzliches zu ertragen gehabt hat."

„Liebste Rosheen, lasse doch Fräulein Ingram erst zu Atem kommen und erlaube ihr, daß sie ihre Hände wäscht," fiel Shana ein.

Bawns Toilette war bald beendigt. Sie ließ sich von den Schwestern die alte eichene Treppe hinunterführen, die durch Oellampen erleuchtet wurde. Das Licht der hellgelben Flammen verlor sich ziemlich wirkungslos in der gewölbeartigen Finsternis.

Bawn hätte jeden ihrer Schritte zurückhalten mögen. Ihr Mut schien sie verlassen zu haben. Sie glaubte alles, was sie hatte, hingeben zu können, wenn sie der Notwendigkeit enthoben würde, in den Kreis der Menschen einzutreten, die kennen zu lernen sie von Minnesota hergekommen war. Jeder Schlag ihres Herzens, der unterdrückt und tief aus ihrer Brust zu kommen schien, flüsterte ihr zu, daß das „Entsetzliche", was die alte Dame in früherer Zeit erlebt habe, der Tod eines geliebten Sohnes von der Hand Arthur Desmonds

sei, dessen Andenken von allen Gliedern der Familie verabscheut werde, und daß Rovy, der Großsohn dieser Dame, dem sie den Platz dieses geliebten Sohnes in ihrem Herzen eingeräumt habe, der — doch war er Somerled?

„Nein, ich will ihn nicht als solchen anerkennen," entschied Bawn in ihrer Angst; „ich will ihn so vollständig außer acht lassen, wie er mich außer acht läßt."

Sie raffte sich auf, erhob das Haupt, glättete ihr Gesicht und trat in den Salon.

Das erste, dessen sie sich klar bewußt wurde, war die Gewißheit, daß Somerled fehlte, dann empfand sie, daß aller Augen auf ihr ruhten und daß sich die Generalin erhoben hatte, ihren Gast zu empfangen.

Die Erscheinung derselben überwältigte Bawn einen Augenblick lang vollständig. Sie sah nichts als die imponierende Figur, die vor ihr stand. Auf dem Ehrfurcht gebietenden Haupte ruhte ein schneeweißes Spitzenhäubchen; ein schwarzes Kleid von schwerem, irischem Tabinet fiel in reichen Falten auf den Boden nieder. Mit freundlichem Lächeln streckte sie Bawn die Hand zum Gruße entgegen.

„Meiner Kleidung wegen bitte ich nicht um Entschuldigung," sagte Bawn mit leiser Stimme. „Ich bin die Tochter eines Landmannes und habe keine Gesellschaftskleider."

„Sie zeigen sich mir, wie ich Sie zu sehen wünsche," entgegnete die Generalin, „und — auf Kleider geben wir hier nicht viel."

Während sie das sagte, empfand die alte Dame doch etwas wie Verwunderung. Die Tochter eines Landmannes, zu der sich ihr junger Gast so geflissentlich bekannte, würde sich für eine vornehme Gesellschaft in Ermangelung anderer Putzgegenstände wenigstens mit bunten Bandschleifen versehen haben. Dies junge Mädchen in dem schlichten schwarzen Kleide und dem schmalen weißen Halsstriche war ohne Zweifel eine gebildete Dame, einerlei, woher oder wie sie hierher gelangt sein mochte; und was den Schmuck betraf, so hatte sie Gold genug auf dem jungen Haupte zu einer Krone für eine Königin.

„Gut aussehend. Immerhin eine Persönlichkeit, die nicht allein umherlaufen sollte," entschied Lady Flora, welche ihr Augenmerk auf die junge Pächterin gerichtet hatte, sobald dieselbe in das Zimmer trat. „Ich werde immer fester in meinem Urteile, sie ist nicht, wie oder was sie sein wollte. Eine kecke junge Mamsell, und — gute Manieren müssen in den Hinterwäldern von Minnesota zu erhaschen sein."

Die schöne Rede ging an Major Batt, an den sie gerichtet wurde, vollständig verloren.

„Die soll Blattern gehabt haben — ja wohl, ja wohl! So wie sie hat mir nie ein Mensch etwas aufzuspielen gewagt," murmelte er.

„Batt, ich erbitte mir die Fünfpfundnote," sagte Alister, der zu dem Major trat und den armen Mann belustigt ansah.

„Soll Ihnen werden," versicherte Major Batt. „Soll Ihnen werden — jedenfalls."

„Du mußt sie mir geben, Alister — für meine Armen," bat Rosheen, die Hand auf den Arm ihres Bruders legend.

„Wie kannst Du Dich nur so herablassen, immerdar mit Deiner Armenbüchse herumzugehen, Rosheen," tadelte Lady Flora. „Du machst es ja bald ebenso schlimm wie Rovy. Aber — Rovy, wo ist er nur? Ich möchte wissen, was er von dieser umherziehenden Abenteurerin sagt."

„Flora," sagte Alister, „ich bitte Dich, sprich nicht so unfreundlich; sie könnte Dich hören und — —"

„Torheit! Meinst Du, es könnte ihr Zartgefühl verletzen, wie das zum Beispiel bei Manon der Fall sein würde, wenn diese über sich sprechen hörte?"

Man schreckte aus seinen Gedanken empor und wandte den Blick von Bawn ab und der Tür zu, durch welche jetzt Rovy trat. Was dachte er von dieser „umherziehenden Abenteurerin", die jetzt neben der Generalin saß und mit derselben sprach?

Sie sollte es nicht erfahren. Der Herr von Thor blickte die Fremde einen Augenblick an und kehrte sich dann vollkommen gleichgiltig von ihr ab.

25. Eine schlimme Lage.

Das Essen, das so lange hinausgeschoben worden war, wurde gemeldet, und die Gesellschaft begab sich in das Eßzimmer. Es war ein langes, hohes Gemach. Alte Familienbilder schauten von den Wänden nieder; die schweren Fenster- und Türvorhänge waren verblichen, aber der Tisch erglänzte in dem reichen Schmuck von Silber und Krystall, das sehr schön, doch altmodisch war.

Rovy, der Herr von Thor, saß zwischen Manon, die er geführt hatte, und Lady Flora an einem Ende des Tisches, an dem anderen, ihm gegenüber, saß die Generalin mit Bawn.

„Was mir anfangs am meisten auffiel," sagte Bawn, eine Frage der alten Dame beantwortend, „waren die abgeteilten kleinen Felder, die grünen Hecken und das allmählich einbrechende Zwielicht. Zur Zeit der Dämmerung trete ich oft vor meine Tür, um es zu beobachten, und jedesmal erscheint es mir wunderbarer."

Die alte Dame hatte Messer und Gabel niedergelegt und sah ihren jungen Gast mit einem eigenartigen Ausdruck an. Sie schien zerstreut und erregt zu sein.

„Sie sind doch nicht unwohl?" fragte Bawn, der die plötzliche Veränderung nicht entging.

„Nein, meine Liebe; ich befinde mich sehr gut; mir fiel nur etwas in Ihrer Stimme auf. Wir alten Leute haben oft wunderliche Vorstellungen; unser Geist ist voll von Widerhallen. Seien Sie so freundlich und sagen Sie noch einmal ‚die grünen Hecken'."

„Die grünen Hecken," sagte Bawn lächelnd.

„Ich danke Ihnen; ich kann mir mitunter allerlei einbilden. Was mich aber bei Ihren Worten so ergriff, weiß ich mir nicht zu erklären, und nun der erste Eindruck verweht ist, muß ich es belächeln."

„Die Worte waren mir neu," sagte Bawn, „Ihnen sollten sie das nicht sein."

„Nein, neu sind sie mir nicht, allein in meinem Alter pflegt es auch nicht das Neue zu sein, was uns bedeutsam ist. Aber nun sagen Sie mir, meine Liebe, Sie denken eine Rolle auf unserem Buttermarkte zu spielen? Gelegenheit dazu haben Sie vollauf; Verbesserungen können wir brauchen."

„Ich denke es mit den Dänen aufzunehmen," sagte Bawn. „Daß Irländer dänische Butter essen, finde ich unerhört."

„Wer ißt dänische Butter?" fragte Shana fast erschrocken.

„Ein Butterhändler in Dublin schrieb mir heute morgen, daß seine Kundschaft nur dänische Butter kaufe," entgegnete Bawn.

„Ich dachte, Canon Bagot hätte durch seine Verbesserungen jede fremde Einmischung beseitigt," fiel Alister ein.

„Canon Bagot hat viel getan, und die Molkereischulen tun noch mehr. Wir hatten auch alle Ursache, auf unserer Hut zu sein, und unser Buttermachen bedarf einer durchgreifenden Veränderung," sagte Rovy am anderen Ende des Tisches.

„Ach, Rovy, Deine reformatorischen Ideeen verdrehen Dir noch den Kopf," fiel Lady Flora ein. „Du darfst Manon nicht auf den Gedanken bringen, daß wir keine gute Butter hätten."

„Die unsrige ist ausgezeichnet," versetzte Rovy, „aber die Butter,

welche unsere Landwirte — namentlich die kleineren — bereiten, verpacken und versenden, ist nicht wert, was sie ihnen kostet. Das Anlagekapital ist wie ins Meer geworfen; und eine große Summe Geldes geht alljährlich in die Taschen unserer Nachbarn über."

Lady Flora zuckte mit den Schultern. Was fragte sie darnach, ob die Butter dem Volke Wohlstand brachte, so lange ihr Familientisch gut besetzt war.

„Flora versteht sich auf den eigenen Vorteil," warf ihr Gatte neckisch ein.

„Wenn Du damit sagen willst, daß ich mich für allgemeine Menschenliebe und Staatswirtschaft nebst Anhängsel nicht sehr interessiere, muß ich Dir recht geben," sagte Lady Flora mit einer würdevollen Bewegung ihres Fächers. „Ich halte es mit denen, die sich um die eigenen Angelegenheiten bekümmern, denn das ist das allein Richtige."

„Oder auch nicht," erwiderte Rovy verdrießlich.

„Floras Erwähnung der allgemeinen Menschenliebe bringt mich auf Deine Fahrt nach Amerika in Gesellschaft der Auswanderer, Rovy," sagte Alister. „Können Sie sich denken, Fräulein de St. Clair," wandte er sich zu dieser, „daß dieser elegante junge Herr vergangenen Sommer auf einem Auswandererschiffe nach New York ging, mit den armen Auswanderern aß, unter ihnen lebte, um sich zu überzeugen, wie dieselben während der Ueberfahrt behandelt wurden?"

„Es muß sehr unangenehm gewesen sein," antwortete Manon, die fließend englisch sprach, indem sie sich anmutsvoll schauderte.

„Besonders behaglich war es freilich nicht," gestand Rovy. „Wenn ich Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten erwartet hätte, würde ich mich zu dieser Mitfahrt nie entschlossen haben. Ich wollte mich eben überzeugen, weil sich besser über eine Sache sprechen läßt, in der man Erfahrung hat."

„Wie viel angenehmer muß Ihre Rückfahrt gewesen sein," sagte Manon, die dunklen Augen mit einem milden Blick zu Rovy erhebend.

Bawn hatte ihre gewohnte Selbstbeherrschung wieder erlangt. Bei Manons Antwort konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, nach Rovy hinzublicken. Er hatte sie, so viel sie bemerkt, nicht ein einziges Mal angesehen, seit sie ihm gegenüber saß. Warum sollte er es jetzt tun? Was ging die Rückfahrt des Herrn von Thor sie an? Ihr Freund Somerled war ja in Paris, suchte sie vielleicht dort noch immer. Wie hatte er sie gebeten um „den Namen einer Straße, um

eine Hausnummer," um ihre Adresse in Paris! Eine Verräterin war sie geworden, — sie konnte es nicht in Abrede stellen; aber jetzt war sie Landwirtin, und als solche konnte sie immerhin neugierig auf das hören, was dieser Rovy, der so viel Verständnis für die Notwendigkeit einer Verbesserung des irischen Molkereiwesens hatte, von seiner Rückfahrt von Amerika zu berichten wußte.

„Ja, meine Rückfahrt war angenehmer," sagte er ziemlich unfreundlich und plötzlich sah er auf und hinüber und heftete seinen Blick fest auf die großen, erwartungsvoll auf ihn gerichteten Augen Bawns.

Sie zuckte zusammen, als ob sie von einem Schlage getroffen sei; alle Farbe wich aus ihrem Gesichte. Ihren törichten Einbildungen, durch welche sie sich hatte beruhigen wollen, gab sie den Abschied; denn nun wußte sie es ja ganz gewiß, daß Rovy Somerled war und daß er sie wohl verachtete.

Die Generalin kam ihr rechtzeitig zu Hilfe, indem sie sich erhob und das Zeichen zum Aufheben der Tafel gab. Die Damen gingen in den Salon zurück; Bawn mußte sich wieder zu der alten Dame setzen, deren besonderer Gast sie war. Als diese sich aber in sichtbarer Ermüdung zurücklehnte, kamen Shana und Rosheen mit ihren Stühlen herbei, denn Lady Flora und Manon saßen wieder an der anderen Seite des Kamins und zeigten so recht geflissentlich, daß sie kein Verlangen hatten, eine Bekanntschaft mit der Pächterin von Shanganagh anzuknüpfen.

„Sollte Rovy recht haben, wenn er sagt, Irland könnte durch verbesserte Butter zum Wohlstande gelangen?" fragte Shana eifrig.

„Rovy hat immer recht," entgegnete Rosheen.

„Er ist aber nur Theoretiker; Fräulein Ingram hat Erfahrung, denn sie macht Butter. Kann man wirklich viel damit erwerben, Fräulein Ingram?" fragte Shana erregt.

Sie beschäftigte sich mit der Frage, ob sie mit Buttermachen leichter als mit Geschichtenschreiben genug erwerben könne, um Willi Callender eine hilfreiche Gefährtin zu sein. Wenn es so war, wollte sie ohne viele Skrupel Teilhaberin an Fräulein Ingrams Unternehmen werden und sich augenblicklich als Milchmädchen bei derselben verdingen.

„Daß ich reich werden könnte, erwarte ich nicht," sagte Bawn. „Mir fehlt —" sie brach ab und sagte dann: „Zu großen Erfolgen gehört Kapital."

„Kapital?" rief Shana ganz enttäuscht. „Die Antwort bleibt

sich doch immer gleich. Kapital ist erforderlich, um Geld verdienen zu können, als ob der nicht hätte, was er braucht, der über Kapitalien verfügen kann! Welcher Unterschied besteht zwischen dänischer und irischer Butter, Fräulein Ingram?"

„Die Dänen versenden ihre Butter nicht aus torfdurchräucherten Häusern, in denen sie von Woche zu Woche gestanden hat. Sie bereiten sie besser und — mehr als dies — sie verpacken sie reinlich und nett," sagte Rovy Fingall, der nebst den anderen Herren in den Salon gekommen war und, von den im Gespräche begriffenen Damen ungesehen, nun schon einige Minuten lang hinter Shanas Stuhl gestanden hatte. „Selbst die Kaufleute in Cork, die in dem Rufe stehen, die denkbar beste Butter zu liefern, verpacken dieselbe in so verbrauchten, unsauberen Kübeln, daß es uns zur Schande gereicht. Sie, Fräulein Ingram, werden vermutlich für eine saubere Verpackung Ihrer Butter sorgen."

„Ich nehme mir die Dänen zum Vorbilde," entgegnete Bawn, und flüchtig erhob sie den fremden, kühlen Blick zu den dunklen Augen, die sie so kalt angesehen hatten. „Ich habe mir Proben von Corker und von dänischer Butter verschrieben, um ein selbständiges Urteil zu gewinnen."

„Sie sind eine praktische Dame und wissen, was Sie wollen," lobte der Schloßherr. Dann wandte er sich ab, und Bawn fragte sich wieder in der alten aufregenden Weise: „Ist dieser Mann Somerled, oder ist er Fingall, der Herr von Thor?"

„Darf ich kommen, um die Butter zu sehen, wenn sie angelangt ist?" fragte Shana, als Bawn sich so weit beherrscht hatte, um sich derselben wieder zuwenden zu können.

„Ihr Besuch wird mir angenehm sein, — ist mir ehrenvoll," erwiderte Bawn.

Aber nun kam Alister und holte die junge Schwester fort, die mit Rosheen ein Duett singen sollte, und Bawns Aufmerksamkeit wurde nach zwei Seiten hin gefesselt.

Am andern Ende des Salons unterhielt sich Rovy so angelegentlich mit Manon, daß er die Existenz der Pächterin aus Minnesota vergessen haben mußte, und — die gute alte Großi, die ihre Ermüdung abgeschüttelt hatte, beobachtete Bawn mit demselben eigenartigen Blick voll Interesse, mit welchem sie bei Tische gebeten hatte: „Seien Sie so freundlich und sagen Sie noch einmal ‚die grünen Hecken'."

Dann kam die Musik. Major Batt tat der Gesellschaft mit sei-

ner mächtigen Stentorstimme kund, daß er das Verlangen habe, „zu fallen wie ein Held“; aber leider war allemal nur der Refrain der einzelnen Verse verständlich, und es gewährte allen Erleichterung, als der letzte derselben verklungen war. Bawn pries es dankbar als ein Glück, daß der Wunsch des Sängers nicht erfüllt wurde, denn ihn aufzuheben würde ein Stück Arbeit gewesen sein. Alister, der einen schönen, aber nur schwachen Tenor hatte, sang ein altes jakobitisches Lied, und die Schwestern erfreuten alle durch ihr Duett, das sie dem vergilbten Notenbuche ihrer Mutter entlehnten. Lady Floras Spiel ließ viel zu wünschen übrig, und Bawns Finger zuckten vor Verlangen die Tasten berühren zu können. Begreiflicherweise fiel es niemand ein, die Hinterwäldlerin aufzufordern, und falls es geschehen wäre, würde Fräulein Ingram aus Klugheit nicht verraten haben, daß sie eine vorzügliche musikalische Ausbildung erhalten hatte.

„Rovy hat eine sehr schöne Baritonstimme,“ sagte Rosheen, die für einen Augenblick zu Bawn kam, „aber er ist heute abend ganz ungebührlich übel belaunt und will nicht singen.“

„Verfeinert haben sich seine Manieren in der Gesellschaft der Auswanderer nicht,“ bemerkte Lady Flora, sich zur Generalin hinneigend. „Um Manons willen bedauere ich das; sie wird nicht besonders erbaut von ihm sein.“

„Manon muß ihn nehmen, wie er ist, und das müssen wir alle tun,“ erwiderte die alte Dame etwas steif, und offenbar war sie der Ansicht, daß Rovy selbst in seiner unzugänglichsten Gemütsstimmung immer noch genug für jedermann sei.

„Nun, nun, ich habe natürlich nur sein Bestes im Auge,“ sagte Lady Flora.

Bawn hörte diese Worte, und obgleich sie den bedeutungsvollen Blick nicht sah, mit welchem Lady Flora die vornehme, aber verblichene Einrichtung des Zimmers musterte, wußte sie nun doch, daß Manon reich war und daß Rovys Verbindung mit ihr wenigstens von einem Gliede der Familie gewünscht wurde. Wie ein Blitz fuhr der Gedanke an ihre halbe Million in der amerikanischen Bank durch ihren Kopf; aber sie suchte denselben sogleich durch eine Unterhaltung mit Rosheen zu verscheuchen.

Als Bawn später wachend in dem großen Bette des ihr zugewiesenen Zimmers lag, drang das Getöse der Meereswogen an ihr Ohr, die den gewaltigen Thor umtosten. Die Brachvögel und Seemöwen schrieen dazwischen, und der Nachtwind spielte Versteckens in dem weiten Rauchfang.

In der Finsternis, welche Bawn umgab, erhob sich plötzlich das Bild Rovy Fingalls, und sie betrachtete es ungestört mit prüfenden Augen. Ja, er und Somerled waren eine Person und doch auch nicht. Rovy hätte als der kältere, härtere, weniger liebenswürdige Zwillingsbruder Somerleds gelten können. Ihm fehlte das Feuer, die Weichheit, die gleichmäßig heitere Stimmung des beschwerlicher werdenden, aber ungleich anziehenderen, interessanteren Somerleds.

Ach, sie war zu ermüdet, um die wunderbaren Einzelheiten verschiedener Uebereinstimmungen und Abweichungen dieser beiden Männer aufzuzählen, die ihren Weg gekreuzt hatten. Somerled, ihr Freund, war ja in Paris. Sie vernahm sie wieder, die bittende, liebreiche, leidenschaftlich erregte Stimme: „Den Namen einer Straße, die Nummer eines Hauses.“ So konnte dieser Rovy nicht bitten, eine Stimme wie jene hatte er nicht zu seiner Verfügung. Der Name die Nummer — ihr Denken verlor sich in Träumen, bis endlich der Schlaf alles Denken und Fühlen verjagte.

Früh, vor Tagesanbruch erwachte sie wieder, und alles, was sie vor dem Einschlafen gequält hatte, erhob sich ebenfalls mit erneuter Kraft; aber sie war entschlossen, sie wollte den Mann nicht wiedersehen, der sie immer und immer an Somerled erinnern mußte. Wie gern sie unter anderen Umständen die Höhlen von Gushendun gesehen haben würde, jetzt machte ihr der Gedanke an einen Besuch derselben keine Freude. Sie wußte, daß sie trotz aller Vorsätze Rovy Fingall aus der Ferne fortwährend beobachten würde. Er widmete sich selbstverständlich Manon, leitete sie auf unebenen Wegen, sorgte für sie, bediente sie, wie Somerled auf dem Dampfer sie selbst bedient, wie er für sie gesorgt hatte, und sie — Bawn?

Ach, wie sehr sie das Törichte ihres Verfahrens auch kannte, sie wußte doch, daß sie nichts tun würde, als sich mit dem Aufsuchen von Vergleichen quälen, die zu nichts führen konnten.

Sie stand auf, kleidete sich an, öffnete das Fenster und sah hinaus. Die aufsteigende Sonne zündete eben ein gewaltiges Feuer hinter einer dunklen Spitze des großen Thors an, und die schneeigen Meereswellen, welche ihr die ganze Nacht wie die Donner des letzten Gerichtes in die Ohren geklungen hatten, schimmerten dann und wann hervor. Die frische Morgenluft streifte ihr Gesicht und belebte ihren gesunkenen Mut; sie konnte lächeln über die Einbildungen, mit denen sie sich so geplagt hatte, und über den Gedanken, sich der Partie nach den Höhlen durch die Flucht entziehen zu wollen, als ihre Aufmerksamkeit durch das Rollen von Wagenrädern gefesselt wurde.

„Melde den Damen, was ich Dir sagte, M'Closkey," sagte der Herr des Schlosses; „wenn es mir möglich ist, komme ich zum Essen zurück."

Vavn sah, wie Rovy Fingall in die Allee einlenkte, und bald war der Wagen in der Ferne verschwunden.

Nun konnte sie während der noch übrigen Stunden ihres Besuches ruhig sein. Rovys Eintreten in das Zimmer brauchte sie nun nicht mehr zu fürchten. Sie konnte bis zur Frühstückszeit nach Gefallen zwischen den Klippen umherwandern; er begegnete ihr nicht, und sie hatte nicht nötig, ihm auszuweichen.

Bald war sie unten und genoß mit vollen Zügen die Wunderherrlichkeit eines Morgens in Thor. Der blaue Himmel wölbte sich über ihr, und der frische Morgenwind trieb den Schaum der Wellen über die Klippen und in ihr Gesicht.

Während sie so wanderte, dachte sie viel an Rovy Fingall, seine Auswanderer und all die Menschen, in deren Umgebung er lebte. Großi und die jungen Schwestern waren ihr die angenehmsten Glieder der Familie. Alister hatte die Gittertore von Shanganagh verfallen und große Löcher in den Hecken bestehen lassen, bis sie von Amerika gekommen war, alles in Ordnung zu bringen. Ein Bücherwurm – so dachte Vavn — dürfte ein Landedelmann erst dann werden, wenn er alle Pflichten und Obliegenheiten eines Gutsherrn erfüllt hätte. Und — geheiratet hatte er, um sich alle Mühe zu ersparen, eine Dame, mit der er in keiner Weise sympathisierte, und die ihn nicht einen Augenblick vergessen ließ, daß sie die Kasse führte. Indem Vavn die ganze Familie vor ihrem geistigen Auge vorüberziehen ließ, machte sie die überraschende Entdeckung, daß ihr außer den beiden Schwestern gerade die Generalin am besten gefiel, sie, die einzige von allen, die sich an der grausamen Verfolgung Arthur Desmonds beteiligt hatte.

„Gelingt es mir, sie zu überzeugen, daß sie im Unrechte war, dann wünsche ich nicht, ihr feindlich gegenüber zu stehen. Aber sie macht mir den Eindruck, daß sie von einer einmal gefaßten Ansicht schwerlich abzubringen sein wird," dachte Vavn. „Ich halte es für möglich, daß ich nach Amerika zurückgehe und sie meine Feindin ist."

Das war ein betrübender Gedanke, der Vavn sehr bedrückte. Niedergeschlagen betrat sie das Frühstückszimmer. Nun erst war sie sich vollkommen klar darüber geworden, daß sie unter falschem Vorwande nach Thor gekommen war und eine unehrenhafte Rolle spielte,

indem sie die Gastfreundschaft von Leuten annahm, die vermutlich vor ihr zurückschrecken würden, wenn sie wußten, daß sie Arthur Desmonds Tochter war.

„Mein Vater fügte ihnen aber nichts Unrechtes zu, und ich bin gekommen, ihnen das zu beweisen," tröstete sie sich.

An dem Frühstück nahmen nur die Generalin und die jungen Schwestern teil, und sie faßten den Entschluß, die Partie nach den Höhlen zu vertagen, da Rody in seiner Eigenschaft als Magistratsherr plötzlich zu einer Gerichtssitzung abgerufen worden war. Die Einladung, bis morgen zu bleiben, lehnte Bawn dankend ab, da ihre Anwesenheit in Shanganagh notwendig sei.

„Hoffentlich wird mir mein Pony nicht wieder Streiche spielen," setzte sie hinzu.

„Major Batt würde Ihnen das Tier sicherlich nicht verkauft haben, wenn er nicht geglaubt hätte, daß Sie pockennarbig wären," erwiderte Shana.

„Aber, Shana, Du erschreckst mich. Wie kannst Du so rasch urteilen?" fiel Großi verweisend ein. „Da muß ein Irrtum vorliegen, und sollte der Pony wirklich einen bösen Fehler haben, wird Rody einen anderen für Fräulein Ingram besorgen. Fräulein Ingram," fügte die gute alte Dame hinzu, „vergessen Sie die unüberlegten Worte des jungen Mädchens, sie waren nicht böse gemeint."

„O Großi, wenn Du nun sogar für Major Batt — —"

„Guten Morgen, meine Damen," sagte der Major, auf der Türschwelle erscheinend. „Fräulein Ingram, ich höre mit Bedauern, daß ihr einfältiger Diener den Pony gestern abend zum Fallen gebracht hat. Da ich heute morgen einen Weg mit Ihnen habe, bitte ich mir das Vergnügen aus, Sie nach Shanganagh fahren zu dürfen."

„Besten Dank," entgegnete Bawn. „Ich denke erst noch hier in Thor zu verweilen."

„O — o — o!" stammelte der Major verdrießlich. „Wie — wie betrübt, daß — daß ich genötigt bin, unverweilt aufzubrechen. Lord Aughrim — hm! hm! —"

„Haben Sie Ihren Vorsatz geändert und denken Sie wirklich zu bleiben?" fragte die Generalin, die nicht recht wußte, wie sie sich Bawns Benehmen erklären sollte.

„Nein, — ach nein, ich danke für Ihre Freundlichkeit, nur noch eine Stunde, muß aber nach Shanganagh zurück," sagte Bawn ernst. „Aber mit dem Herrn Major kann ich nicht fahren."

Nach einer Stunde fuhr sie nach Shanganagh zurück.

26. Shanes Hollow.

„Liegen Wölfe unter den Bäumen, die mich zerreißen werden, Betty?“ fragte Bawn.

„Nichts für ungut, Herrin, so war's doch nicht gemeint. Ich wollte nichts behaupten, als nur, wenn Sie gesehen werden da vom Hause aus, und wie Sie's in Augenschein nehmen in seinem Verfall, wird's Ihnen angerechnet wie 'ne tödliche Beleidigung. Selbst die Herrschaften in Thor und Raths Castle unternehmen's nicht, das Wagnis.“

„Und einst waren sie doch Freunde.“

„Das waren die Vorfahren, o ja, die alte Herrin von Schloß Thor ist die einzige, die übrig geblieben, und sie trieb's nie besonders mit der Freundschaft, meine ich. Jetzt würd's gewagt sein, wollt' sie sich sehen lassen in meilenweitem Umkreise, und keiner mag sie kränken, die liebe alte Dame, mit Berichten von den Adares in Shanes Hollow, alldieweil diese verwickelt waren mit dem, was sie traf.“

„Ja, Betty; aber ich würde vor Neugierde sterben, wenn ich den geheimnisvollen Ort nicht sehen sollte. In die Nähe des Hauses will ich nicht gehen; nein, beruhige Dich nur, ich erschrecke die alten Leute nicht.“

Andy sollte seine Herrin den Berg hinauf bis an das Ende der Landstraße fahren und in einem bezeichneten Hause auf ihre Rückkehr warten. Und so geschah es. Zur Mittagszeit wanderte Bawn allein über den Berg.

Der Sonnenglanz lag voll und leuchtend auf den Höhen. Die Schatten der hohen weißen Wolken schwebten geheimnisvoll über den Abhängen hin und füllten die Spalten und Höhlen unter den überhängenden grauen und violetten Klippen mit düsterem Dunkel.

Als Bawn die Höhe erreichte, erblickte sie unter sich einen bewaldeten Gürtel, aus dessen Mitte ein dünner Streifen Rauch emporstieg. Ja, da unten barg sich das Geheimnis von Shanes Hollow.

Nach viertelstündigem Niedersteigen befand sie sich auf der Spitze eines steilen, bewaldeten Berges. Ein rauher, abschüssiger Fußpfad führte hinunter zu dem Herrenhause, von welchem Bawn jetzt erst das gesunkene und teilweise eingefallene Dach wahrnahm. Sie schlug einen andern Weg ein, der in allmählichem Niederführen um diese Bergeshalde lief, und gelangte endlich zu einem zerfallenen Tore. Durch die weithin sich erstreckenden Zweige der Bäume schimmerte der Dachstuhl des alten Hauses.

Es stand in einem wundervoll grünen Viereck. Kurzes, dichtes, taufrisches Gras zog sich in sammetartigen, wellenförmigen Schwingungen unter den weithin reichenden Zweigen ungeheurer Buchen und Maulbeerbäume hin. Wie sorgsame Arme, welche das verfallene Gebäude vor dem Entsetzen und dem Spott der Welt schützen wollten, streckten sich diese Zweige aus. Ein Hauch von fast übernatürlicher Schöne und Verlassenheit beherrschte den Ort. Nichts als das laute, durchdringende Krächzen und Krähen unterbrach die geisterhafte Stille, und es schien den Eindringling warnen und von dem Durchschreiten des zerfallenen Tores abhalten zu wollen.

Aber Vavn beachtete es nicht. Sie schritt den mit langem Gras bewachsenen Weg hinunter, der einst eine Allee gewesen war, und näherte sich langsam dem Stammsitze der Adares.

Drei prachtvolle Buchen, deren bemooste Stämme sieben oder acht Fuß im Umfange hatten, hielten Wache vor dem alten Herrenhause. Ihre ineinander verwachsenen, mit Moos bekleideten Wurzeln glichen den mit weichem Pelze bedeckten Klauen riesenhafter Tiere, und der reiche Blätterschmuck der hohen, vollen Kronen war hier und dort purpurn umsäumt. Inmitten dieser Bäume befand sich ein alter Ziehbrunnen mit Schöpfeimer und Winde, und die Mauer, die den runden Platz umgab, war mit einer Decke von Steinflechte überzogen und an einer Seite zerfallen. Auf diese zerbröckelten Steine setzte sich die Fremde aus Minnesota und schaute sich das einst so schöne, stolze Wohnhaus der Feinde ihres Vaters an.

Es war ein großes, massives, aus dunkelgrauen Steinen erbautes Gebäude, das an einigen Stellen fast schwarz aussah. In einer Ecke der Fronte befanden sich dunkelrote Flecke, so, als ob Blut an die Wand gespritzt worden wäre. Die große Eingangstür, die in die Halle führte, war geöffnet und durch einen vorgeschobenen Stein vor dem Zufallen verwahrt. Der Schatten des Tores fiel in die Halle und auf den durchlöcherten, wurmstichigen Fußboden. Ein Steinbogen über der Tür und die massiven Säulen zu beiden Seiten derselben waren unversehrt, aber eine Hälfte des Daches fehlte. Durch die Oeffnungen, in denen Fenster gesessen hatten, blickte man in die obere Zimmerreihe und in einen großen Salon, an dessen Wänden das Getäfel noch unbeschädigt hinlief. An der einen Seite des Hauses, die kein Dach hatte, waren die Deckenbalken aus den Fugen gewichen, einige drohten bereits zu fallen. Trümmerhaufen bedeckten den Boden, halbzersplitterte Fensterläden hingen in der untersten Reihe der fensterlosen Umrahmungen. Ein hoher, edel geformter Bo-

gen in dem Raume vor dem Salon, der früher sicherlich durch schwere seidene Vorhänge beschattet gewesen war, machte einen eigenartigen Eindruck inmitten der wahrhaft erschreckenden Oede dieses schauerlichen Verfalles.

Obgleich das Dach des linken Flügels auch bereits gesunken war, wurde derselbe offenbar noch bewohnt. Aus dem Schornsteine, welcher dem zerstörten Teile über der Tür am nächsten war, stieg eine leichte Rauchwolke auf. An dieser Seite des Hauses waren die Fenster fast sämtlich mit Läden verwahrt, nur einige, zum Erschrecken verklebte und geflickte Scheiben der obersten zwei Fenster blieben frei und gestatteten dem Tageslichte spärlichen Eingang. Zwei Fenster dieser Reihe gehörten augenscheinlich zu einem bewohnten Zimmer; aber das unglückliche Wesen, das hier atmete, war sicherem Verderben ausgesetzt. Beides, das Dach und der Boden, hatten sich so bedenklich gesenkt, daß ein heftiger Regen oder Wind den Einsturz herbeiführen mußte.

Hinter dem Hause stieg der mit saftigem Grün bekleidete Berg steil empor, von welchem Bawn zuerst auf das Herrenhaus und seine Umgebung niedergeblickt hatte. Dicht unter demselben lagen die Wirtschaftsgebäude — jetzt Ruinen, die sich in dem auch hier in üppiger Fülle emporgeschossenen Grün höchst malerisch ausnahmen. Weiterhin, an der entgegengesetzten Seite, stand ein ganzer Wald von Bäumen, lagen die Trümmer grauer und olivenfarbiger Mauern. Die einstige Auffahrt zum Herrenhause war verwachsen, aber die Spuren an dem Hause vorübergefahrener schwerer Fuhrwerke ließen sich nicht verkennen. Zur Tageszeit pflegten die Fuhrleute den hier durchlaufenden „Richtweg“ gern einzuschlagen, nur spät abends und nachts wagte sich niemand aus abergläubischer Furcht in diese Gegend. Als Abschluß der fast gänzlich zerstörten Allee gewährte ein unregelmäßig verdeckter Baumgang den Durchblick in die Ferne. Er glich einem Tunnel von köstlichem, kühlem Grün, das schließlich in Purpur überging. Goldiger Glanz schimmerte durch das Laubdach und lag in Streifen auf dem Moosteppich des Bodens, der von einer üppigen, stets wechselnden Vegetation begrenzt und mit derselben geschmückt war.

Am anderen Ende verlor sich das Viereck unter den Bäumen, saftgrün, frisch und üppig; goldiger Lichtglanz wechselte mit blauem Schatten. Hier und dort fiel ein rotumrändertes Blatt nieder, und das Ganze übte eine Wirkung, daß der Mensch, der es betrachtete, unwillkürlich den Atem anhalten mußte. Es war, als ob ein geheim-

nisvoller Zauber walte, um diesen Erdenfleck so unbegreiflich, so unsagbar anziehend und schön zu machen.

Und hier wurde das Besitztum durch eine niedrige düstere Mauer begrenzt; ein umgestürztes Tor, an dessen Seite noch eine Säule mit einem kopflosen, steinernen Tiere stand, bildete den Endpunkt. Wer dies Tor durchschritten hatte, sah lachende, freie Felder und Wiesen, auf welchen schwarze und rote Kühe grasten. Ein kleiner See, von einem Schilfkranze umrahmt, in dessen Fluten sich gelbe Schwertlilien wiegten, unterbrach die grünen Flächen.

In die Betrachtung dieser reizenden Wildnis verlor sich Bavn, während sie auf dem verfallenen Brunnenrande saß. Keine Einzelheit entging ihr, und den geheimnisvollen Zauber, der hier herrschte, empfand sie in vollem Maße.

Sie bemerkte, daß sich die Bäume sämtlich nach dem Hause hinneigten und ihre langen, breiten Zweige vor den Fenstern ineinanderschlangen, als ob sie den schauerlichen Verfall verhüllen wollten. Selbst an diesem sonnigen stillen Sommertage seufzte der Wind in den Wipfeln der Bäume, krächzten die Krähen ohne Aufhören. Sehr selten und nur sehr schwach ließ sich am Ende der Niederung ein Singvogel hören; in den Riesenzweigen nahe am Hause hielt sich keiner dieser befiederten Gäste auf. Zuweilen nur schwirrte ein Vögelchen wie furchtsam vorüber und verschwand; und als am späteren Nachmittage die Sonne einen vollen, leuchtenden Strahl auf die große Haustür, die Fenster und das gesunkene Dach fallen ließ, legte sich ein tieferer, noch düsterer Schatten um das ganze Gebäude.

Bavn erhob sich und setzte sich auf die andere Seite des Brunnenrandes. Nun hatte sie das Haus im Rücken und vor sich die altersgraue Mauer mit dem Ueberzug von Schimmel und Steinflechte, die den viereckigen Garten begrenzte, der sich allmählich von Shanes Hollow abwärts neigte. Hohe Buchen und dunkle Kastanienbäume standen wie düstere Wächter, aber die zerbröckelten Mauern, auf welche die Sonne ihr volles Licht ergoß, erglänzten wie lauteres Gold, und über diese hinaus herrschte eine Welt voll Licht, das den fernen Wald graugrünlich besäumte.

Ein altes Pförtchen, das einst zum Besuch des Gartens geöffnet worden war, hing jetzt zersplittert in seiner Steinfassung, und wo die Schatten in der Ecke der Mauer am dunkelsten waren, fielen blendende Lichtstrahlen hin. So weit das Auge hier reichte, reihte sich Baum an Baum. Die mächtigen Zweige breiteten sich über den Rasen, schützten das goldig glänzende Gras mit den langen, dunklen,

schwankenden Halmen, und alles, alles sah aus, als ob es ein Ort sei, der von menschlichen Füßen nur sehr selten betreten werde.

Und wieder wechselte Bawn ihren Platz, und wo ihr Blick jetzt ruhte, schienen die Bäume in Gold getaucht zu sein, schwebten die Zweige wie lebende Wesen über die mächtigen Stämme der hohen Buchen hin. Eine dieser Buchen war fast bis zur Wurzel gespalten, und jede dieser Hälften streckte drei oder vier gewaltige Arme aus, an denen Hunderte von Zweigen hingen. Wie majestätisch breitete sich der reiche Blätterschmuck dieser Kastanien aus, die das Sonnenlicht nicht durchdringen konnte; wie zart war der Silberschein, der in den Ulmen glitzerte! Und nun richtete Bawn langsam den Blick wieder auf das Haus. Was verdeckten diese weit und breit hingestreckten Zweige, was bedeuteten diese dunkelroten Flecken auf den Ecksteinen des verfallenen Hauses? — Mord? —

Von ihrem Sitze aus konnte Bawn nur die untere Hälfte der Vorderseite sehen, aber der obere Teil des Gebäudes schimmerte hier und dort durch die Zweige, die sich arabeskenartig um die Schornsteine legten. Sie erhob sich und schritt hin und her auf dem grünen, geheimnisvollen Rasen. Wie schön, wie feierlich war es hier!

Hier, in diesem lebendigen Grabe, atmete das Wesen, das Arthur Desmond geliebt und das ihn in seiner Herzensnot verlassen, und auch der Elende, der durch seine verleumderischen Einflüsterungen das Leben eines guten Mannes zu Grunde gerichtet hatte!

Es wurde Bawn leicht, zu glauben, daß hier — über diesem allen ein Fluch lag. Gott hatte vor ihr gerichtet. Er, der HErr, wußte, daß sie nicht gekommen war, um Rache zu üben, daß sie nichts begehrte als - - Geständnis, Wiederherstellung des guten Rufes, der Ehre ihres Vaters. Aber wie? Konnte sich möglicherweise aus dieser Ruine eine Stimme erheben? Wie konnte sie hineingelangen in diesen Schutt, der Lucas Adare verbarg? Konnte sie wagen wollen, was seine früheren Freunde und Bekannten nicht wagten? Konnte sie ihm die Wahrheit entreißen, die so lange, lange Jahre hindurch in seiner Seele verrostet war? Konnte nicht bereits in der nächsten Nacht ein plötzlicher Windstoß den Rest des Daches auf sein schuldiges Haupt niederwerfen und ihn mit seinem Geheimnis in die Ewigkeit senden?

Und ach, in diesem Haufen von Schutt und Steinen lebte ja ein weibliches Wesen, - - das Wesen, das ihr Vater geliebt, dessen Untreue und Verrat dem teuren Gesichte ihres Vaters jenen leidensvollen Zug aufgeprägt hatte, den sie nie, nie vergessen konnte, und

wenn sie hundert Jahre leben sollte! Nein; nein — es mußte ein Traum, es konnte nicht — —

Es rauschte unter den Bäumen. Ein Mädchen kam mit einem Eimer, setzte die Winde in Bewegung, nahm, was sie brauchte, und stellte das gefüllte Gefäß auf den Rand des Brunnens nieder.

„Fürchtest Du Dich nicht, hierher zu kommen?“ fragte Bawn, die alles beobachtet hatte.

Das Mädchen sah sie an, als ob es Lust hätte, dieselbe Frage an sie zu richten.

„Das Wasser ist gut und der Mühe des Kommens wert,“ erwiderte es langsam und bedächtig; „wenn es dunkel wird, möchte ich aber um keinen Preis hier sein.“

Es nahm seinen Eimer und entfernte sich. Bawn sah der verschwindenden Gestalt nach, und als sie nicht mehr zu sehen war, flog ein Frösteln durch ihre Glieder trotz des hellen Tageslichtes, und alles erschien ihr trauriger und niederdrückender als zuvor.

27. Freunde oder Feinde.

Bawn saß noch lange unbeweglich auf dem Rande des Brunnens, völlig überwältigt von der Anziehungskraft dieses Ortes. Sie dachte sich ihren Vater, wie er jung, glücklich, voll sehnender Liebe auf jenen nun verwachsenen, kaum noch erkennbaren Wegen hin und her geschritten, wie er durch jene zertrümmerte Tür in das Haus getreten und von der, die er liebte, bewillkommnet worden war.

Wie hatte diese Wildnis damals ausgesehen? Vermutlich reizend schön und angenehm, aber behaftet mit einem heimlichen Etwas, das den kommenden Verfall ahnen ließ. Die Zweige der mächtigen Buchen hatten wohl damals schon gedroht, daß sie das Licht des Tages von der obersten Fensterreihe verdrängen würden.

Indem Bawn den Blick nach der Allee hinschweifen ließ, fuhr sie erschrocken zusammen. Sie sah einen hochgewachsenen Mann mit raschen Schritten durch den grünen Tunnel kommen. Noch war er zu weit entfernt, als daß sie sein Gesicht erkennen konnte. Sie glaubte Arthur Desmond zu sehen, der mit liebendem Verlangen nach Shanes Hollow eilte — zu der eilte, welche die Wonne seines jungen Lebens war.

Bawn hielt diese Einbildung fest und beobachtete das Näherkommen des Mannes, ohne sich zu fragen, wer in Wirklichkeit ihre

Einsamkeit hier stören könne. Vermutlich war es ein Landmann, der den „Richtweg“ einschlug, um möglichst rasch über Shanes Hollow hinauszukommen. Er kam wie das Mädchen mit dem Wassereimer und mußte ebenso verschwinden, und alles mußte noch einsamer, noch verlassener aussehen, wenn er verschwunden war.

Als er näher kam, fiel ihr seine Figur und ganze Haltung auf; sie meinte beides schon einmal gesehen zu haben.

Es war ein feiner Herr, doch nicht Arthur Desmond, und — auf seinem Kopfe trug er eine blaue Mütze, die Bawn schon gesehen hatte. Nein, ein Irrtum war nicht möglich. Die Haltung, die Art, wie er den Kopf zur Seite wandte, der Gang und — als er näher kam — das Gesicht, sie kannte jede Einzelheit. Der Herr war Somerled, ihr Freund vom Dampfschiffe, und bevor sie nur Zeit hatte zu überlegen, ob sie sich verbergen sollte oder nicht, hatte er sie gesehen und erkannt.

Er blieb stehen, schien unentschlossen zu sein, bog aber endlich von seinem Wege ab und schritt über den Rasen auf sie zu. Ein Beben flog durch ihre Glieder, ein Gefühl von Furcht, von einer unbestimmten Gefahr ergriff sie, und sie mußte sich sagen, daß sie nun wirklich an einer schwierigen Stelle auf dem Wege zu ihrem Vorhaben angelangt sei. Nun stand er vor ihr und nahm seine Mütze ab.

„Fräulein Ingram,“ sagte er, „ich weiß, daß Sie die Einsamkeit lieben, bin aber doch überrascht, Sie hier, so weit von Ihrem Hause und allein zu finden.“

Es gewährte ihr Erleichterung, ihn so leichthin und freundlich sprechen zu hören. Er sah ernst aus, aber nicht so streng und düster wie Rory, der Herr von Thor. So war er Somerled, wie sie diesen gekannt hatte.

„Mir wurde so viel von diesem Orte erzählt, daß ich meine Neugierde nicht beherrschen konnte,“ erwiderte sie. „Jenseits der Höhe wartet mein Wagen auf mich.“

„Daß Sie sich in jeder Weise selbst zu helfen wissen und sich genug sind, ist mir nichts Neues. Darf ich mich neben Sie setzen?“

„Der alte Brunnen gehört mir nicht; sitzen kann hier wohl jedermann, da ich aber lange genug gesessen habe, will ich Ihnen diesen Ruheplatz allein überlassen.“

„Ein wenig müssen Sie noch verweilen, die Sonne steht noch hoch, und trotz der Wüstenei und des Verfalles ist es hier wunderschön; außerdem habe ich eine Frage an Sie zu richten. Weshalb spielten Sie mir so grausam mit, Bawn?“

Er sah sie nicht an. Sein Blick ruhte auf dem grünen Baumgang, als ob er die Antwort auf seine Frage von dorther erwarte.

Bavn zögerte und sammelte ihre Gedanken. Auf diesen unerwarteten, direkten Angriff war sie nicht vorbereitet.

„War es grausam," fragte sie endlich, „oder war es nicht am besten so?"

„Ich fiel Ihnen wohl sehr lästig und sollte nun nicht so fragen; aber wir waren Fremde gewesen — eine Woche lang, und — Fremde pflegen einander Lebewohl zu sagen, wenn sie sich trennen."

„Ich muß gestehen, daß es unfreundlich — undankbar aussah; Schmerz wollte ich Ihnen nicht bereiten."

„Sie wünschten von mir fortzukommen, ohne eine Spur zu hinterlassen, und nun, infolge einer wundersamen Fügung, haben Sie sich mir gerade in den Weg gestellt, haben Sie sich Ihr Versteck ganz in meiner Nähe ausgesucht, — eine seltsame Vergeltung!"

„Eine sehr seltsame."

„Bavn — —"

„Nennen Sie mich Fräulein Ingram."

„Fräulein Ingram, warum sagten Sie mir, daß Sie nach Paris wollten, um Sängerin zu werden?"

„Das sagte ich Ihnen nicht."

„Das sagten Sie mir nicht?"

„Nein. Sie deuteten es an, und ich widersprach Ihnen nicht; ich ließ Sie in dem Glauben."

„Um mich noch mehr in die Irre zu führen, und Sie taten es, um niemals wieder mit mir zusammen zu kommen."

„Ja, so ist es."

„Nun, jedenfalls ist es am besten, daß man aufrichtig bleibt. Hat es Sie nun nicht sehr unangenehm berührt, zu finden, daß Sie so in meiner Nähe sind?"

„Ja; aber ich bildete mir ein, daß Sie — Sie es nicht wären, als Sie so verdrießlich aussahen und mich wie eine völlig Fremde behan — —"

„Beides war natürlich. Ich hatte Grund genug, verdrießlich auszusehen, und mußte Sie selbstverständlich wie eine Fremde behandeln. Als ich mich überzeugt hatte, daß die Pächterin aus Minnesota, die hier allen den Kopf verdrehte, meine Reisegefährtin war, —"

„Als Sie sich überzeugt hatten?"

„Um den in mir aufsteigenden Verdacht zu berichtigen oder zu

widerlegen, war ich bei einbrechender Dämmerung nach Shanganagh gegangen und sah Sie in der Tür stehen."

Bavon konnte einen Laut der Verwunderung nicht unterdrücken. Sie erinnerte sich des Abends nach dem Sturme, an welchem sie gefürchtet hatte, ihre Phantasie habe ihr etwas vorgegaukelt.

„Was haben Sie?" fragte Somerled.

„Nichts, nichts. Fahren Sie nur fort."

„Ich wußte nun, daß Sie hier waren und nicht in Paris, wo ich Sie vergeblich gesucht hatte, — gesucht mit Gedanken, welche eine so kaltherzige Dame wie Fräulein Ingram nicht interessieren können. Nachdem ich nun wußte, daß Sie hier sind, faßte ich den Entschluß, Ihnen die Unannehmlichkeit einer Erkennung zu ersparen, und — ich lege Ihnen ein rücksichtsloses Geständnis ab — es war mir nicht möglich, Sie anders denn als eine völlige Fremde zu behandeln. Unsere frühere Bekanntschaft wollte ich um jeden Preis vergessen, und ich wähnte es zu können, bis ich Sie vor einigen Minuten so einsam und verlassen hier sitzen sah. Sie machten mir denselben Eindruck großer Selbstbeherrschung und Abgeschlossenheit wie damals, als ich Sie zuerst auf dem Verdecke des Dampfers erblickte, wo Sie, abgekehrt von der übrigen Welt, auf das Meer hinausschauten und — auf eine Zukunft hin, welche keines von uns zu ahnen vermochte."

„Wie wäre das auch möglich gewesen? Doch — ich bin froh, daß Sie mit mir gesprochen haben, denn nun kann ich über ihre Person nicht länger in Zweifel sein."

„Waren Sie das?" fragte er verwundert.

„Ich betrachte Herrn Rovy Fingall von Thor noch immer nicht wie Herrn Somerled auf dem Dampfschiffe. Sie sind mir zwei verschiedene Personen, die eine wunderbare Aehnlichkeit miteinander haben."

„Ich heiße Roderich Somerled Fingall, und ich gestehe, daß ich sehr übel gelaunt war, als ich Sie so gleichmütig in der Bauernhütte fand, als ob Sie soeben erst aus den Wolken niedergefallen wären und absolut keine Erinnerung an das hätten, was mir so viel zu schaffen gemacht hatte. Lassen Sie sich dies nicht beunruhigen. Ich beabsichtige nicht, eine Bewerbung zu erneuern, die Sie in so praktischer Weise zum Abschlusse brachten. Möglich, daß Sie mir keinen Glauben schenken, dennoch muß ich mich in dieser Beziehung Ihnen gegenüber unumwunden erklären. Der eigenartige, aber erfolgreiche Betrug, den Sie mir gegenüber ausgeführt hatten — einerlei, ob durch unwahre Worte oder, wie Sie sagten, durch ein Schweigen, das

mich in meinen Auffassungen bestärken mußte – erfüllte mich mit ängstlicher Sorge über eine Zukunft, der Sie in Ihrer Unkenntnis der Verhältnisse vielleicht entgegen gingen. Was ich empfand, als Sie fort waren, und als ich Sie in Paris suchte, können Sie nicht ermessen und — nicht einmal verstehen. Denken Sie nicht, daß meine Leidenschaft für Sie mich antrieb, die große Stadt zu durchsuchen, — nach Ihnen zu durchsuchen. Ich hatte sie geliebt, so treu, so herzinnig, wie jemals ein Mann ein Weib lieben konnte; aber diese meine Liebe hatten Sie zu Boden geschlagen, rücksichtslos zertreten, als Sie das Schiff verließen, während ich schlief. Doch das alles gehört der Vergangenheit an."

Rovy hatte sich erhoben und stand nun vor ihr. Der Blitz aus seinen Augen, das Beben seiner Nasenflügel, die nervöse Bewegung seiner Hand — alles, alles ließ erkennen, daß er sie aufgab. Nun wandte er sein Gesicht zur Seite und schwieg einen Augenblick; dann setzte er sich wieder, doch entfernter von ihr als vorhin.

„Ich suchte Sie, wie man ein schwächeres Wesen sucht, das man retten möchte," sagte er ruhiger.

Bavn bedurfte einiger Minuten, um den Sturm in ihrem Herzen zu bändigen und die Aufregung zu bekämpfen, die sie drängte, laut aufzuschreien und sich zu verteidigen.

„Ich weiß," sagte sie dann, „daß Sie ein Menschenfreund sind und daß Sie mir nachgingen, wie Sie den armen Auswanderern nachgegangen waren. Glauben Sie mir, ich bin nicht undankbar. Wenn Sie sich noch ein klein wenig für mich interessieren können, muß es Sie freuen, mich, auch eine Emigrantin, behaglicher in einem neuen Lande zu finden, als Sie erwarteten."

„Das freut mich auch," entgegnete er nach kurzem Schweigen und nachdem er die Bedeutung ihrer Worte mit auf die Rechnung ihrer natürlichen Kaltherzigkeit geschrieben hatte. „Es freut mich wirklich, Sie in sicheren Verhältnissen und gesund, daneben so gestellt zu finden, daß ich Ihnen möglicherweise hilfreich sein kann. Trotz Ihrer großen Unabhängigkeit und Ihrer geschäftlichen Begabung — Eigenschaften, welche Ihr Alleinstehen gestatten — und trotz der Geborgenheit und Abgeschiedenheit dieser Glens könnte es sich doch ereignen, daß Ihnen die Hilfe eines Mannes wünschenswert wäre. Ich bin der einzige, auf den Sie sich verlassen können, und — hegen Sie keine Bedenken; meine Bewerbungen werden Ihnen nicht wieder lästig fallen; die Vergangenheit ist begraben, in Zukunft sind wir Freunde."

„Das freut mich."

„Ihr praktischer Verstand, Ihr kaltes Herz machen Sie sehr geeignet, die Freundin eines Mannes zu sein. Ich bin noch immer ganz erstaunt, wie vorzüglich Sie sich während jener Woche selbst zu helfen, meiner Neugierde auszuweichen wußten, wie Sie mein warmes Interesse für Sie, meine angstvolle Sorge um Ihr ferneres Ergehen so wirksam und so kaltblütig von sich abschütteln konnten, und nur, weil Sie ungehindert einen stillen Erdenfleck zu erreichen wünschten, um sich zwischen Bergen zu vergraben und das arbeitsame, ereignislose Leben einer Landwirtin zu führen. Ach, Ihr Geheimnis, das mich so peinigte, war ein so unschuldiges Geheimnis. Sie hätten es mir anvertrauen können und sollen, Bawn."

„Ist es nicht besser, daß ich das nicht tat?"

„Möglich, da Sie mich so vollständig überzeugt haben, daß Sie mich nie lieben können. Aber, Fräulein Ingram, Sie sagten es mir nicht geradezu, und das — das ist Ihr Vergehen. Sie sagten mir nicht, daß ich Ihnen unleidlich bin, daß Sie mich unmöglich zu Ihrem Lebensgefährten haben können; Sie gaben mir zu verstehen — —"

„Sie vergessen, daß Sie mir erst eben gesagt haben, daß Vergangenes abgetan ist und daß wir als neue Bekannte der Zukunft entgegengehen wollen. Wenn Sie dies Wort brechen, muß ich jedem freundlichen Verkehr ausweichen."

„Und das verstehen Sie so gut zu tun," sagte er, und der Zug bitterer Täuschung, der sich über sein Gesicht legte, verwandelte ihn von Somerled zu Rory. „In einer schönen Nacht würden Sie plötzlich verschwinden, nach Minnesota zurückkehren, um mich nur nicht wieder als den Bewerber um Ihr Herz und Ihre Hand zu sehen. O Bawn, weshalb — weshalb ist es Ihnen nicht möglich, mich zu lieben? Bin ich so abschreckend, so abscheulich, so völlig, völlig unwürdig? Warum weisen Sie mich so beharrlich zurück?"

Der Schmerz, der in seiner Stimme, seinem ganzen Wesen zum Ausdruck kam, berührte Bawn wie der heftige Schlag einer Rute.

„Herr Fingall, nun vergessen Sie sich wirklich," erwiderte Bawn lebhaft. „Bedenken Sie doch nur, wie es sein würde, wenn ich Ihren Worten Gehör gegeben hätte. Wie könnten Sie mich Ihrer Familie vorgestellt haben, — mich, die Tochter eines Landmannes, ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, das Sie auf dem Schiffe kennen gelernt haben, das nach Irland gekommen ist, um seinen Unterhalt durch Buttermachen zu verdienen? Wie unpassend und unglücklich würde das für Sie, den Herrn von Thor, gewesen sein!"

„Wenn Sie die Tochter eines Landmannes sind, so bin ich ein Landmann. Wenn Sie arm sind, bin ich das auch. O Bawn, in Thor könnten Sie Butter gemacht haben nach Herzenslust."

„Wenn dies Lady Flora hörte!"

„Ach was, Lady Flora!"

„Was würde die Herrin von Thor, Ihre Großmutter, zu mir gesagt haben?"

„Sie kennen sie nicht! Wenn Sie mich geliebt hätten, Bawn, würde Großi Sie mit offenen Armen empfangen haben; aber wozu dies? Sie lieben mich ja nicht und werden mich niemals lieben können, und — trotzdem hassen Sie mich nicht."

„Nein."

„Sie wollen mich nur nicht heiraten?"

„Nein."

„Dennoch halten Sie Freundschaft zwischen uns für möglich, und ich — nun, ich möchte mir eine Tür zu Ihnen offen halten, um aufmerken zu können, daß Ihre Pachtung Sie nicht ruiniert. Erlauben Sie mir das?"

„Nur unter der Bedingung, daß Sie niemals wieder in dieser Weise zu mir sprechen. Tun Sie es dennoch, dann zwingen Sie mich, der Herrin von Thor die ganze Geschichte zu erzählen."

„Nein, Bawn, so dürfen Sie mich nicht demütigen, wenn ich Ihnen auch gleichgültig bin."

„Dann muß ich fort von hier."

„Das wäre Ihnen möglich? Könnten Sie das bescheidene, kleine Heimwesen verlassen, das zu erringen Ihnen so große Mühe gemacht hat? Könnten Sie über uns hinwegfliegen wie die Adler vom Jura — — ?"

„Jura!" — Dies Wort veränderte Bawns Gesicht, und Rovy sah es, obwohl er sich diese Veränderung ebensowenig zu erklären vermochte wie die Ursache, die sie bewirkt hatte.

Bawns schöne Stirne verdüsterte sich; das ganze Gesicht war ein anderes. Ach, vor ihren Augen entrollte sich ja die Tragödie auf dem Jura. Ihr Vater war der Adler, der die Höhle verließ mit dem Brandmale Kains auf der Stirn; — ihr Vater, Arthur Desmond!

Bawn richtete ihre Augen auf das zertrümmerte Haus, das ihr so nahe war und das sie während der letzten halben Stunde doch vergessen hatte. Sie weilten auf dem gesunkenen Dachstuhle und auf der düsteren Vorderseite, in deren Ecke die blutroten Flecke waren.

„Mord!" — Dies Wort formte sich in ihrem Geiste. Wer oder

was war gemordet worden? „Der gute Name eines Mannes, sein Herz, seine Lebenshoffnungen."

Ja, das war der auf dem Jura verübte Mord. Wenn der Mann, der neben ihr stand, dessen Gesicht ihr so teuer war, daß sie es kaum anzusehen wagte, dessen Stimme sie so bewegte, daß sie sich kaum getraute, darauf zu lauschen, wenn dieser Mann wüßte, wer ihr Vater war, würde er sich nicht voll Entsetzen von ihr abkehren? Würde er ihr nicht mit vollem Rechte den Vorwurf machen, daß sie sich unter einem falschen Namen in sein Herz eingestohlen hatte?

Aber hatte sie ihn nicht wiederholt und ernst genug von sich abgewiesen? Handelte sie nicht kraft ihres Wissens, daß nie und nimmer eine Verbindung stattfinden konnte zwischen Roderich Somerled Fingall und der Tochter des Mannes, den man für den Mörder seines Onkels hielt, dessen Name von den Fingalls und den Adares mit einem fluchwürdigen Verbrechen belastet worden war?

Nein, nein, zwischen ihr und Rody Fingall konnte nicht einmal Freundschaft bestehen. Er mochte zurückgehen nach Schloß Thor, mochte Manon mit all ihrem Gelde heiraten, wie sein Vetter Alister Flora mit ihrem Gelde geheiratet hatte. Sie hatte großes Unrecht begangen, indem sie sich in so lange Gespräche mit ihm einließ. Sie wollte wieder zu Betty Macalister gehen, der einzigen treuen Seele in dieser treulosen Welt, wollte ihr ganzes Denken und Dichten auf die Adares hinlenken und auf Mittel und Wege sinnen, wie sie dieselben in ihrer Höhle aufsuchen konnte.

Und als sie sich nun, erfüllt von diesen Gedanken und Gefühlen, von der düsteren Ansicht des verfallenen Hauses abwandte, schaute ihr Gefährte sie in sichtlicher Verwunderung an. Wie sollte er sich den seltsamen Ausdruck in ihren Zügen erklären? Er mußte ihr wirklich sehr widerwärtig sein.

„Verzeihen Sie," sagte er mit vor Erregung heiserer Stimme, „daß ich Sie doch wieder belästigt habe und so rücksichtslos sein konnte, Sie so lange hier aufzuhalten."

„Ja, es ist hohe Zeit für mich, zu gehen," sagte Bawn, ihren Plaid fester um sich ziehend.

„Darf ich Sie zu Ihrem Wagen begleiten?"

„Nein; ich wünsche allein zu sein. Beachten Sie mich nie mehr."

Er trat einen Schritt zurück und ließ sie vorübergehen; aber in einiger Entfernung folgte er ihr, bis sie ihren Wagen erreicht hatte und eingestiegen war.

Dann entfernte er sich in entgegengesetzter Richtung.

28. Sie ist eine Emigrantin.

„Ich will in meine Milchkammer gehen und in der Arbeit Vergessenheit suchen," dachte Bawn. Sie hatte eine neue Milchkammer bauen lassen, wie man sie in den Glens nicht kannte.

„Die junge Pächterin von Shanganagh geht darauf aus, sich zu Grunde zu richten," sagte Alister, als er mit Rovy auf der Dorfstraße zusammentraf. „Sie hat sogar gebaut, und ich will nur wünschen, daß es ihr möglich wird, die Pachtgelder zu zahlen."

„Wenn sie fleißig und beharrlich ist, wird sie sich nicht zu Grunde richten," entgegnete Rovy. „Sie tut, was die meisten von uns hier nicht tun: — sie fängt am rechten Ende an."

„Daß Du es mit ihr halten würdest, dachte ich, da sie augenscheinlich auf Neuerungen versessen ist."

„Es gibt Menschen, welche von vornherein wissen, daß zweimal zwei vier ist, und andere, welche bis zu ihrer Sterbestunde bei fünf verharren. Der Geruch des frischgebrannten Torfes mag für Liebhaber angenehm und aromatisch sein, ist er aber alt geworden, mag ihn niemand riechen, besonders nicht an Butter. Fräulein Ingram schlägt den rechten Weg zur Bezahlung ihrer Pachtgelder ein, indem sie eine Milchkammer anlegt, welche der Torfgeruch aus dem Hause nicht erreichen kann."

„Der letzte Pächter von Shanganagh erwies sich als zahlungsunfähig, obgleich er alle unnötigen Auslagen vermieden hatte."

„Sage lieber, weil er keine Auslagen gemacht hatte," erwiderte Rovy. „Entweder war er zu arm, oder er war zu wenig unternehmend und zu dumm, um ein kleines Kapital anzulegen."

„Hat Fräulein Ingram Kapital?"

„Jedenfalls hat sie Kapital an gutem, praktischem Verstande, vortrefflicher Uebersicht und tatkräftigem Mute. Als ich Shanganagh zuletzt sah, machte alles einen erbärmlichen Eindruck. Die Tore hingen zertrümmert in den Angeln, das Land strotzte teilweise von Unkraut, die Hecken waren durchlöchert; jetzt sieht es anders aus."

„Bist Du dort gewesen?"

„Ich komme eben her. Ich habe Fräulein Ingram einen Hund gebracht. Seine Bewachung wird freilich kaum nötig sein; denn sie hat die Liebe ihrer Nachbarn und Diener bereits gewonnen. Wenn man den Iren nachsagt, daß sie andere entweder totschlagen oder für sie sterben, dann werden die Bewohner von Glenmalurcan für Fräulein Ingram zu letzterem bereit sein."

„Etwas höchst Anziehendes hat sie jedenfalls," gab Alister zu, „dennoch freut es mich, daß Du ihr den Hund gebracht hast. Wie nahm sie ihn auf? Wenn ich sie richtig beurteile, ist ihr jede Einmischung in ihre Angelegenheiten unangenehm."

„Sie benahm sich charakteristisch. Anfangs erklärte sie einen Hund in ihrer Behausung für überflüssig und wollte ihn nicht annehmen. Dann dachte sie sich seine Gesellschaft recht nett, falls er niemand Schaden zufüge, und schließlich sprach sie die Hoffnung aus, daß er eine entschiedene Abneigung gegen Major Batt haben werde."

„Der alte Jude! — Major Batt meine ich. Hat er ihr abermals ein steifbeiniges Tier verkauft?"

„Zweimal läßt sie sich nicht anführen; ich denke jedoch, wir beide sollten uns etwas nach ihr umsehen."

„Du scheinst es ja bereits zu tun."

„Ich folge Deinem Beispiele, indem ich tue, was ich sage," erwiderte Rovy, der an die Schäden dachte, welche Bawn in Shanganagh vorgefunden und beseitigt hatte.

„Sie ist jung und hat sich in eine eigenartige Stellung gebracht; jedenfalls werde ich ihr helfen, wo und wie ich kann," versicherte Alister.

„Sie kommt aus einem Lande, in welchem die Mädchen so erzogen werden, daß sie wie vernünftige Wesen handeln, und in welchem sie mit allen Kräften bestrebt sind, den bestmöglichen Gebrauch von ihrer Zeit und ihren Gaben zu machen, falls," setzte Rovy hinzu, „sie nicht mit einem silbernen Löffel im Munde geboren wurden."

„Vielleicht hätte sie dort bleiben sollen," sagte Alister nachdenklich. „Flora und Manon mögen sie nicht."

„Shana und Rosheen sind begeistert in ihrem Lobe. Zwei gegen zwei," erwiderte Rovy lächelnd.

„Und Großi?"

„Nun, Großi läßt ihr hinlängliche Probezeit, wie mir."

Damit war die Unterhaltung beendet. Ein benachbarter Edelmann und Magistratsherr, der des Weges kam, gesellte sich zu den Vettern, und bald entwickelte sich eine Besprechung der Nöte und Vorkommnisse in den aufrührerischen Landesteilen.

„Rovy scheint Fräulein Ingram für eine Emigrantin zu halten," sagte Alister am Abend dieses Tages, als er seinen Kaffee schlürfte und seine Gedanken zwischen den Verbesserungen in Shanganagh und einer neuen Ausgabe des Horaz geteilt waren.

„Das ist sie auch," versicherte Shana.

„Wenn doch alle unsere Auswanderer ihre Energie hätten," fuhr Alister fort, der jeden Stein und jedes Brett in Raths Castle liebte und der vielleicht, wie die Adares, in seinem verfallenen Stammsitze lieber hungern und sterben als in ein fremdes Land hinausziehen würde, um dort zu tun, was alle andern ebenso leicht und gut tun könnten als er. Er hatte wohl eine Art von Teilnahme für die armen Auswanderer, aber diese wurde nicht, wie bei Rovy, zu tatkräftiger Hilfe. Er würde die unglücklichen Menschen gern in ihren armseligen Hütten gelassen, würde ihnen Almosen zugeworfen haben, um ihr Leben zu fristen; aber seine neue Ausgabe von Horaz hätte er nicht entbehren können, sie war ihm lieber als alle Menschenliebe und Staatswirtschaft.

„Sie scheint bereits in ihrer neuen Milchkammer zu buttern," sagte er nach einiger Zeit in dem anerkennenswerten Verlangen, Fräulein Ingrams Ansehen in seiner Familie zu heben, nachdem er sie Rovy gegenüber nicht allzu milde besprochen hatte.

„Ich habe ihre Butter gesehen und gekostet," gestand Shana, „und wenn die Dänen bessere Butter liefern, dann verdienten sie es, daß sie Irland besiegten."

„Alister," ließ sich Lady Flora mit gehörigem Nachdruck vernehmen, „da wir nun einmal auf diesen Gegenstand gekommen sind, möchte ich Dich dringend bitten, Shana alles Ernstes zu verbieten, so hinter dieser Amerikanerin herzulaufen. Mein Verbot findet keine Berücksichtigung; meine Gefühle und Ansichten werden nicht beachtet. Shana ist leider veranlagt, diese amerikanische Keckheit und Unklugheit nachzuahmen."

„Du mußt sie anbinden, Flora, wie man die jungen Füllen anbindet, die immer in die Weite wollen," entgegnete Alister, der auf seine unternehmungslustige junge Schwester stolz war und sich zuweilen gefragt hatte, wie es um ihn stehen würde, wenn er mit ihren Anlagen und Charakterzügen geboren wäre.

„Natürlich nimmst Du ihre Partei," schmollte Lady Flora; „aber ich sage Dir, Alister, diese Ingram stiftet hier Unheil an. Sie befiehlt ringsumher. Sie kutschiert durch die ganze Gegend und beaufsichtigt sogar ihre Bauten selbst; Bauten, welche sie verhindern werden, die Pachtgelder zu zahlen."

„Jedenfalls bleibt uns doch aber die neue Milchkammer, Flora, sollte sie ausreißen oder von uns vor die Tür gesetzt werden."

„Schon gut. Bis dahin läßt sie es sich jedoch angelegen sein, Rovy und Major Batt zu fangen und — —"

„Nein, Flora, Du gehst zu weit," rief Shana ganz entrüstet. „Wie kann es Dich nur so aufbringen, daß Roby so fürsorglich war, ihr einen wachsamen Hund zu verschaffen? — Ich war dort, als er ihn brachte, und entdeckte nicht das Geringste von dem, was Du ihr beimessen willst."

„Was Batt betrifft, so traue ich ihr zu, daß sie den Hund auf ihn hetzen wird," bemerkte Alister gleichmütig.

„Ist es so weit gekommen, daß ich mich im eigenen Hause von einem Kinde in Gegenwart meines Gatten zurechtweisen lassen muß?" fragte Lady Flora zornig.

„Wie mir scheint, lassen wir den Gegenstand am besten fallen," sagte Alister, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen. Er stand hastig auf, erinnerte sich erleichtert an seinen Horaz und schritt nach der Tür. „Shana scheint bereits angesteckt worden zu sein, und wir tun vielleicht recht, wenn wir ihrer Verderberin zeitig den Abschied geben."

Während diese stürmische Unterredung geführt wurde, faßte Bawn den Entschluß, „in ihre Milchkammer zu gehen und in der Arbeit Vergessenheit zu suchen."

Sie gestand sich, daß sie sehr trostbedürftig war. Die Vorspiegelung, daß Roby nicht Somerled sei, mit welcher sie sich selbst so gern getäuscht hatte, war ihr gründlich verdorben worden; die unangenehme Wirklichkeit ihrer Lage drückte sie nieder. Mit einem bestimmten, wohlüberlegten Vorhaben, das sie durch wohlgemeinten Rat nicht hatte erschüttern lassen, war sie über das Meer gekommen, und nun trat ihr ein Hindernis der seltsamsten, unerwartetsten Art entgegen. Der Mann, der in der ganzen, weiten Welt ihr am fernsten geblieben sein sollte, war ihr hier wieder nahe.

Er nahm ihr Denken und Fühlen so gewaltsam in Anspruch, daß sie über sich selbst ganz außer sich war. Ach, er trug ja den Namen und er war ja der Neffe des Mannes, dessen unglückliches und unzeitiges Ende das Leben ihres Vaters zu Grunde gerichtet, der dem Namen, den sie trug, das Brandmal aufgedrückt hatte. Wenn sie dies recht erwog, konnte sie kaum noch auf die Erfüllung des Vorhabens hoffen, das sie als ihre Mission ansah und so kühn auf sich genommen hatte. Die Bewohner jenes verfallenen und verrotteten Hauses waren entweder verrückt oder kindisch. Wie konnten sie dahin gebracht werden, auszusagen, was sie vielleicht zu sagen hatten, und wer konnte und wollte ihren Worten Glauben schenken? Und ferner — wenn es dahin kam, daß sie sich verpflichtet fühlen mußte,

Rovy Fingall zu sagen, wer sie war, was blieb ihr dann übrig als zurückzugehen, woher sie gekommen war, zurückzukehren verachtet und — vielleicht mit gebrochenem Herzen, ohne vollendet zu haben, was sie angefangen hatte? Warum, o, warum hatte sie den Wunsch ihres Vaters nicht als Befehl angesehen und geehrt, die Vergangenheit ruhen zu lassen? Warum hatte sie Doktor Ackroyds Rat nicht befolgt, einen Weg einzuschlagen, der sie weit, weit fort von den Glens von Antrim und der Tragödie geführt haben würde, die hier in Scene gesetzt worden war?

Wie angenehm und genußreich könnte sich ihr Leben gestaltet haben, wenn sie in Gesellschaft einer älteren, achtungswerten Dame nach Europa gekommen wäre! Oder sie könnte in ihrem Lande geblieben sein und sich der armen irischen Auswanderer tatkräftig angenommen haben, von denen sie in der letzten Zeit so viel gehört hatte. Ja, sie könnte sich ihres Lebens gefreut haben, wenn sie das schwere Leiden nicht herbeigezogen hätte, dessen Last sie so niederdrückte und das den Blick in ihre Zukunft so verdüsterte. Möglich war es indessen immer noch, daß sie sich hindurcharbeitete.

Sie stand allein in ihrer kühlen, sauberen, von frischem Milchgeruch durchströmten Milchkammer, faltete ihre Hände ineinander und seufzte tief zu Gott.

Zwei Wege sah sie klar und deutlich vor sich. Sie mußte fortfahren, Rovy, den Herrn von Thor, von sich fern zu halten, und — sie durfte sich durch niemand und durch nichts von dem Vorhaben abbringen lassen, den Namen und die Ehre ihres Vaters von dem Brandmale zu befreien, das derselben aufgedrückt worden war. Ach, im Lichte ihrer neuen Lebenserfahrungen erschien ihr dies letztere in diesem Augenblick wie eine Schwärmerei, die sich zuletzt in nichts verlieren würde, und — —

Hier wurde sie durch den Eintritt ihrer Mädchen unterbrochen, die von ihrem Mittagsessen zurückkamen, und nun ging es mit frischen Kräften an die Arbeit, bis ihr gemeldet wurde, daß der Herr Rovy Fingall gekommen sei und sie um eine Unterredung bitten lasse.

„Sagt dem Herrn, daß ich zu sehr beschäftigt bin, um Besuche annehmen zu können," sagte sie, erstaunt über ihre Dreistigkeit.

„Der Herr will in einer Stunde wieder vorsprechen," lautete die Antwort.

Bawn gab ihre Befehle, und die Mädchen, welche teils in ihrem Dienste standen, teils aus dem Glen zu ihr kamen, um zu lernen, traten an ihre Arbeit.

Bawns Gedanken beschäftigten sich zwischendurch mit dem, was ihr Herz aufs neue in Bewegung setzte. Was konnte sie tun, wenn Rovy zurückkehrte?

Wie eine erlösende Antwort auf diese Frage kam ihr die Meldung, daß Fräulein Fingall in ihrem Wagen vor dem Hause halte, und kaum hatte sie dieselbe begrüßt, als Rovy mit seinem Hunde wieder erschien. Nun konnte sie ihn nicht abweisen. Eine Unterhaltung war bald angebahnt, der Hund lieferte den Stoff dazu. Er hieß Sorbey Boy, war ein großes, schwarzgelbes Tier mit sammetartigem Fell, einem klugen Gesichte und sanften Augen, und Fräulein Ingram nahm ihn als Gesellschafter und Wächter in ihrem Hauswesen an.

Sie sah so nett aus in ihrem gestärkten Kattunkleide und der blendend weißen Schürze, bediente Shana mit so viel Anmut und reichte selbst Rovy eine Tasse Tee mit geschlagener Sahne.

„Du hättest nicht kommen sollen, Rovy, und Du darfst niemand sagen, daß ich bei Fräulein Ingram das Milchwesen lernen und demnächst Teilhaberin an ihrem Geschäfte werden will," sagte Shana.

„Wirklich?" fragte Rovy belustigt.

Er wagte es nicht, Bawn anzusehen, denn er wollte ihr das strahlende Lächeln seiner Augen verbergen. Was auch vorangegangen war, und wie die Sachen auch standen, Hoffnung lebte doch in ihm.

Endlich mußte er sich zum Gehen entschließen, während Shana noch blieb; aber er durfte den Hund zurücklassen und konnte nicht traurig sein.

Shana hatte ihr Manuskript in der Tasche; Bawn sollte über den Wert desselben entscheiden. Die junge Schriftstellerin schwankte noch immer zwischen Schreiben und Buttermachen; sie wollte so gern Geld verdienen, bevor sie Callenders Frau wurde. Rovys Besuch war ihr recht ungelegen gewesen; die Zeit hatte nicht stille gestanden, sie mußte bald an die Rückfahrt denken, und Bawn konnte nicht länger aus ihrer Milchkammer fortbleiben.

„Wie schade, daß Sie nicht heute abend hier sein können," sagte Bawn mit einem Blick auf das umfangreiche Manuskript; „in den Abendstunden bin ich ledig und los."

„Ich kann noch einige Zeit warten," versicherte Shana.

Als Bawn nach einer halben Stunde in das Wohnzimmer zurückkehrte, hatte sich Shana häuslich eingerichtet.

„Ich habe den Wagen mit der Nachricht fortgeschickt, daß ich diese Nacht Ihre Gastfreundschaft annehmen würde, Fräulein Ingram," sagte sie. „Ich kann überall schlafen, sogar auf dem Fußboden."

„Aber — Lady Flora — Ihr Herr Bruder!“ rief Bawn ganz erstaunt.

„Nun, Flora wird es an Worten nicht fehlen lassen; mein Bruder wird sich darüber nicht allzu sehr grämen und sich in das Bibliothekzimmer flüchten,“ entgegnete Shana gleichmütig. „Rosheen ist in Thor, um Manon Gesellschaft zu leisten; mein Fortbleiben kann sie also nicht betrüben. Was mich betrifft, so mache ich mir nichts daraus, wenn ich morgen nach meiner Heimkunft gehörig ausgezankt werde; das geschieht allzu oft, um besonders wirkungsvoll zu sein.“

„Es ist wirklich nicht recht von Ihnen,“ sagte Bawn lächelnd und voll Freude über die stundenlange Gesellschaft. „Ich wasche meine Hände in Unschuld, denn ich muß meine Gutsherrin schon willkommen heißen, wenn sie sich herabläßt, mich zu besuchen.“

Und der Abend verging angenehm. Shanas Erzählung wurde gelesen und besprochen; aber bei all ihrer Keckheit wurde es der jungen Schriftstellerin doch schwer, vorzulesen, was sie geschrieben hatte.

„Rosheen gegenüber war ich gar nicht beklommen,“ seufzte sie kläglich. „Sie ist so unwissend wie ich, und ihr Urteil fürchtete ich nicht.“

„Sie werden beide mehr Erzählungen gelesen haben als ich,“ entgegnete Bawn, „und Sie müssen vom Leben ebensoviel wissen. Ich kann nur sagen, ob Ihre Erzählung dem gleicht, was ich gesehen und erfahren habe in der Welt.“

„O, so müssen Sie nicht denken,“ rief Shana erregt. „Dem Leben, das Sie kennen, kann meine Erzählung nicht gleichen, weil die Handlung in derselben um zwei- oder dreihundert Jahre zurückliegt. Die Männer sind sämtlich Häuptlinge und die Frauen hochgesinnte Damen.“

„Dann ist sie historisch?“ fragte Bawn.

„Nun, nicht eigentlich,“ erwiderte Shana, und ihr Gesicht wurde glühend rot. „Nur Sorley Boy — ich meine, Somerled Rhuee — der Held — lebte wirklich.“

„Ach!“

„Er ist einer unserer Ahnherren. Rovy hat Ihren Hund nach ihm genannt, und er selbst, Rovy, hat seinen Namen — Roderich Somerled Sorley Boy ist eine Abkürzung von Somerled Rhuee. Unser Ahnherr hatte gelbblondes Haar; die Farbe des Hundes entspricht dem besser als Rovy, der so dunkel ist.“

„Und die Erzählung?“

„Somerled Rhuee verheiratete sich mit einer Dame, welche die

Harfe spielt. Uebrigens habe ich sehr schöne Schilderungen hineingewoben, und alle Personen, welche in der Erzählung vorkommen, reden ganz ausgezeichnet gut und ehrenhaft. Denken Sie, daß die Geschichte gefallen und beliebt werden wird, Fräulein Ingram?"

„Das kann ich erst sagen, wenn ich sie gehört habe," entgegnete Bawn.

Shana faßte Mut und las. Lange Zeit war nicht erforderlich. Trotz des sehr umfangreichen Manuskriptes kam das Ende sehr bald. Dicke Tropfen standen auf der Stirn der Vorleserin; hochrote Flecke brannten auf ihren Wangen.

„Nun?" fragte sie, indem sie sich erschöpft zurücklehnte. „Finden Sie meine Erzählung interessant?"

„Nein, das kann ich nicht sagen."

„Auch nicht packend?"

„Nein. Ich würde eine Unterredung mit Ihnen vorgezogen haben."

Shana atmete erleichtert auf.

„Wenn ich alles bedenke, ist es mir recht so," sagte sie, und bevor Bawn begriff, was sie beabsichtigte, lag das Manuskript im Feuer.

„So," sagte Shana, „nun bin ich von der Furcht geheilt, ein großes Talent zu vergraben, wenn ich mich dem Buttermachen zuwende."

„Aber, Fräulein Fingall, was kann eine junge Dame wie Sie veranlassen, Butter machen zu wollen?" fragte Bawn ernst.

„Das will ich Ihnen ein anderes Mal vertrauen," antwortete Shana mit leuchtenden Augen und sanftem Gesichtsausdruck.

Als Shana im Bette lag und Bawn sich ein Lager in einer Ecke des Zimmers hergerichtet hatte, ging sie in die Küche, um nach Sorley Boy zu sehen. Sie fand ihn in würdevoller Stellung vor dem Herdfeuer, dessen Schein ihn mit rötlichem Lichte umstrahlte. Ein leises Schnarchen verriet, daß Betty und Nancy in der Nähe schliefen.

Bawn kniete neben dem Hunde nieder und streichelte sein seidenartiges Fell. „Sorley Boy: — Somerled Rhuee!" flüsterte sie, indem sie in die ernsten und doch so sanften Augen des Tieres blickte. Behutsam, wie bittend, erhob sie die Vordertatzen desselben und legte sie auf ihre Schultern.

„Du bist ein schönes Tier," sagte sie, „ein Geschenk, das des Gebers würdig ist. Wir — du und ich — wollen Freunde sein. Es liegt ja nichts vor in dieser Welt — dieser widerspruchsvollen Welt — das mich hindern könnte, dich — diesen Somerled — zu lieben."

29. Hollow Peggy.

Nachdem Bawn ihre Butter gut verpackt und nach London abgeschickt hatte, überlegte sie alles Ernstes, wie es ihr möglich sein würde, in die Ruine von Shanes Hollow einzudringen und den Bewohnern derselben von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen. Der erste Schritt dazu schien ihr die Bekanntschaft mit „Hollow Peggy" zu sein — einer armen Frau, welche sich nach den halbverhungerten Leuten umsah und nach Kräften bemüht war, sie vor dem Hungertode zu schützen. Betty zeigte sich bereit, Peggy nach Shanganagh zu locken, stellte es aber als eine kaum zu überwindende Schwierigkeit hin, sie zum Sprechen zu bringen.

Eines Abends schlich sich die ärmlich gekleidete Frau mit den gefurchten, wettergebräunten Zügen, dem ängstlichen, scheuen Blick und dem geduldigen Gesichtsausdruck wirklich in die Küche, aß und trank mit Betty und Nancy, und Bawn, welche in dem angrenzenden Zimmer saß, dessen Tür geöffnet war, lauschte auf jedes Wort.

„Hast ihnen lange Zeit gedient, Peggy?" fragte Betty.

Peggy stieß einen bejahenden Laut aus.

„Doch nicht, als sie reich waren?"

„Wär' nicht denkbar gewesen dazumal. Kann's aber nicht vergessen, wie Fräulein Mave in so vornehmem Zustande mir 'nen Hut kaufte mit blauen Quasten und mit ihren selben vornehmen Händen mir aufsetzte und zuband. Gedenk's ihr jetzund."

„Und gingst zu ihr, als sie sanken in Armut?"

„So war's und so ist's."

„Bliebst, bis sie Dich nicht länger nähren konnten?"

„Bis mein Mann Gewalt brauchte und mich holte."

„Und 's Dach bereits nieder war?"

„Nieder wollte mit Macht."

„Sie blieben allein, jedes für sich?"

„Hast's gesagt, wie's war und ist. Die Mannsleut' machten's allezeit, wie's ihnen beliebte, und — ja, Fräulein Julia, der stieg's zuerst zu Kopf von den Damen, daß sie des Todes starb. Fräulein Katharina blieb allzu lang hinter ihr, und Fräulein Mave, die beste von allen, wurde wunderlich hier" — und Peggy legte die Hand an die Stirne — „kommt allemal wieder, wenn sie's zu arg anfaßt mit den Schmerzen."

„Wird's Dach nicht sinken und ihr zu Tode helfen?"

„Denk's allemal, wenn ich abends geh', und erwart's morgens

zu finden, wenn ich komme. Unser HErrgott meint's gut mit Fräulein Mave, ist meine Meinung so."

„Abends siehst Du nach ihr?"

„Schüttel' ihr Bett, wie's sich tun läßt, mach' ihr den Tee, bring' ihr ein Ei und ein Krümchen Brot mit. Wo wollt's sonst herkommen? Braucht nicht mehr, wie 'ne Maus hier im Hause finden könnte."

„Kohlen und Holz desgleichen, Peggy? Machst's Feuer an, stellst's Glas Wasser handrecht und kommst nicht wieder bis zum abermaligen Abenddunkel?"

„Weißt's, wie's ist."

„Und, Peggy, wie wird's vergolten?"

„Herr Edmund sagt's ‚danke' deutlich genug, Herr Lucas schickt 'nen Fluch hinterher, wollt's dennoch empfinden, blieb' ich fort. Fräulein Julia — sie erzählt's gern, zu ihren Lebzeiten, mein' ich, von den vornehmen Heiraten, so ihnen geboten wurden von der ganzen Grafschaft ringsum; verschmähten's allemal, weil's immer nicht vornehm genug war, und was Fräulein Mave anbelangt, so weiß sie mich zu nennen und weiß es auch nicht. Spricht von ihrer Schwester Katharine, die tot und gestorben ist, denkt sie bei sich zu haben in vornehmer Gesellschaft. Kommt so in unbesinnlichen Stunden, daß sie's von sich gibt und spricht: ‚Peggy, lieb' Katharine erweckte mich in der Morgenfrühe,' oder ‚rief mich, als die Sonne hoch oben stand; wollte mich schlafen lassen, süßliebe Katharine'. Verweigert leibliche Nahrung, bis ich sie Fräulein Katharine geboten, will drauf ausfahren. ‚Katharine,' so geht's, ‚Margarete bedient Dich, gibt Dir Tee und Ei; — — ich bleib' nicht lang fort,' sagt sie."

Bawn hörte alles mit schwellendem Herzen. Sie dachte an das liebe Gesicht auf dem Miniaturbilde und an Arthur Desmonds Liebe, und ihr Herz erbebte.

„Fuhr ihr in den Kopf, als Fräulein Katharine starb und erlangt' seine Richtigkeit nicht wieder?"

„Ja, ja. Lebten gemeinsam in derselben Kammer, allwo Fräulein Katharine ihr Bett noch zu finden ist. Fräulein Mave hatt' nichts als den einen Gedanken an Fräulein Katharine und wollt' sie nicht lassen, nachdem sie tot und gestorben war, versucht's mit Terpentin, sie zurückzubringen zum Weiterleben. War ihre Angst, sie sollte begraben werden bei lebendigem Leibe, schrie und flehte mich an, nichts zu verraten von Fräulein Katharine ihrem Gestorbensein. Mußt's zuletzt dennoch tun, weil's nicht zum Aushalten war, und 's

Kirchspiel brauchte Gewalt zum Abholen und Begraben, und ich hatt' 'nen schlimmen Abend selbigen Tages. Gaben aber vor, wollten sie begraben im alten, vornehmen Begräbnis zu Torme, allwo die Adares alle hingeführt waren zur Nachtzeit bei Fackelschein. War das spektakelmäßig, machte sie vollends wild allsamt, hör's immer seitdem von dem Vornehmsein, wie's war dereinst, und wurde aberwitzig von Stunde an — Fräulein Mave natürlich."

Bawn konnte sich nicht länger halten, sie trat in die Küche und setzte sich neben Peggy an den Herd.

„Ist meine Herrschaft, Peggy; hast's nicht nötig, sie zu fürchten," erklärte Betty. „Steht nicht zu den vornehmen Leuten; ist 'ne gute, ehrenhafte Person und von Amerika gekommen."

„Ich freue mich, Peggy, Euch hier zu sehen," sagte Bawn freundlich. „Habt Ihr mit Betty gegessen und getrunken, dann sagt mir, ob ich für Eure Herrschaft - - für Fräulein Mave — etwas tun kann."

Peggy betrachtete Bawn aufmerksam und schien ihre Gegenwart nicht zu fürchten, wie Betty gedacht hatte.

„Fräulein Mave muß sich in dem alten Hause sehr einsam fühlen," sagte Bawn. „Ich besuchte sie gern, wenn Ihr mir dazu helfen könntet, Peggy."

„Lassen sich keine Vornehmheit von außer dem Hause zu nahe kommen, überall keine Menschenseele als bloß mich," gab Peggy zur Antwort.

„Ich bin nicht vornehm, bin fremd in der Grafschaft und im ganzen Lande und ich will gehen wie ein Mensch zum anderen, um zu sehen, was ich für Fräulein Mave tun kann."

„Wollte sie bloß ihre Augen erheben zum Blick in Ihr Angesicht, würd's keine Not haben mit dem Besuchengehen," versicherte Peggy. „Will tun, was menschenmöglich ist, denk' aber, werden's nicht dulden, daß so 'ne andere Seele über ihre Schwelle tritt."

„Sie setzen Ihr Leben aufs Spiel, Herrin, wenn Sie's versuchen," warnte Betty.

„Tut Peggy das nicht täglich?" fragte Bawn.

„Peggy weiß ihre Füße zu setzen, wo sie standhalten, und war von alters her dienstbeflissen und freundschaftlich dort; meine Herrin ist blutsfremd im Lande und ihr kann nicht zugemutet werden, sich in Lebensgefahr zu begeben, sage ich. Will ihr sicherlich nichts nachreden, Fräulein Mave, der armen Seele, was aber die anderen allesamt betrifft, sie haben's nicht besser verdient," schloß Betty mit bedeutungsvollen Gebärden.

„Ich will ja nur Fräulein Mave helfen," versicherte Bawn, deren Mitleid mit dem armseligen Wesen augenblicklich alles andere zurückdrängte.

„Dürfen nicht kommen ohne Bewilligung von Herrn Lucas," sagte Peggy.

Bawn schwieg. In Gedanken stand sie Lucas Adare, den sie für ihren Erzfeind hielt, bereits gegenüber.

„Helft mir dazu, Peggy," bat Bawn. „Mein Herz sehnt sich, der Armen Erleichterung zu schaffen."

Am Abend nach dieser Unterredung erschien Peggy abermals in der Küche.

„Sie will die sehen, die aus Amerika 'rausgekommen ist," meldete sie. „Just so groß das Wunder, als wär' der Stern hoch über mir aus den Wolken gefallen und geradewegs in meine Schürze. Sagt's ihr, hätte Tränen gesehen in den Augen von der Herrin, die aus Amerika 'rausgekommen, alldieweil sie's Herzeleid gehört hätt' von Fräulein Mave. ‚Sag's ihr, soll kommen,' sagte Fräulein Mave. ‚Kann's nicht wagen ohne Herrn Lucas,' gab ich als Antwort und ging darauf hin zu dem. Kehrt' mir 'nen Rücken zu, daß ich meinen mußte, wär' alles aus. Aber Herr Edmund — folgte mir, und ‚kannst's zu wissen tun der Dame aus Amerika,' sagte er, ‚wär' von alters her anständig gewesen, daß Damen Damen besucht hätten, und alldieweil Fräulein Mave nicht Fräulein Ingram besuchen könnte, muß sich Fräulein Ingram zu Fräulein Mave herbegeben,' sagte er, und ich," setzte Peggy hinzu, „will's vermeldet haben."

„Und Herr Lucas?"

„Sprach kein Sterbenswort; wird sich nicht in den Weg stellen, das sag' ich."

Betty schlug ihre Hände über dem Kopfe zusammen.

„Ueberkommt mich wie's Ende der Welt," rief sie erregt. „Kein Mensch würd's gedacht haben!"

„Mag sein, 's ist der Tod, der ihm nahe tritt," bemerkte Peggy. „Fräulein Mave will die Dame sehen, die aus Amerika kam, und — nichts für ungut, Herrin, ein Nachtkamisol und Bettlaken und sonstiges Zeug könnt' sie vorm Schämen schützen, Fräulein Mave, mein' ich."

Bawn ging und kam bald mit Kleidungsstücken zurück.

„Macht sie so nett, als Ihr könnt, Peggy," sagte sie bewegt. „Wo treffe ich Euch morgen vormittag?"

„Vor der Tür von Hollow, Herrin."

30. In Shanes Hollow.

Zur bestimmten Stunde stand Bawn mit Sorley Boy vor der geheimnisvollen Tür von Hollow. In dem Korbe, den sie in der Hand hielt, befanden sich frische Eier, frische Butter, Sahne, Schmierkäse und Brot.

Peggy ließ nicht auf sich warten; der Hund legte sich auf Bawns Gebot nieder, bis sie zurückkommen würde, und sie folgte ihrer Führerin über die Schwelle in das Innere des Hauses.

Der Sonnenschein ging ein Stückchen mit in die große, niedrige Hausflur und machte die klaffenden Ritzen in den Wänden und die Löcher im Fußboden nur noch bemerkbarer. Lose Bretter und Steinplatten, welche den Boden bedeckten, verhinderten unfreiwillige Besuche in den Kellerräumen. Die entrindeten, ihrer Zweige beraubten Stämme junger Bäume waren an einer Seite der Halle zum Schutze der Decke zwischen diese und den Fußboden gestemmt; um den verrosteten Feuerplatz mehrten sie sich wie willkommene Gäste nach winterlicher Reise. Zersplittertes Holz und weichere Füllung drängten sich von dem Fußboden des oberen Stockes durch die zerbröckelte Tünche nach unten, und als Bawn unwillkürlich die Hand an eine der Säulen legte, welche die vordere Hausflur von der hinteren trennten, bewegte sie sich in bedrohlicher Weise hin und her und machte es ihr noch schwerer, über eine gefährlich aussehende Stelle hinwegzuschreiten.

In der hinteren Halle angelangt, schien sie für den Augenblick sicheren Boden unter den Füßen zu haben. Verschiedene Türen zu beiden Seiten waren von massiven Rahmen umgeben, die noch fest in dem dicken Mauerwerk saßen. Dumpfe, mit allerlei Gerölle beladene Gänge verloren sich in der Finsternis und der Verwüstung des unteren Teiles des zerfallenen Gebäudes.

„Dort unten sind die Zimmer der Herren," bemerkte Peggy, indem sie sich scheu umblickte und so leise flüsterte, als ob sie in der Kirche wäre.

„Zimmer?" fragte Bawn ganz entsetzt. „Was kann da unten sein als Höhlen und Löcher?"

„Mögen Namen geben, wie's beliebt, Herrin," versetzte Peggy; „immerhin ist's bedeckt da unten."

„Eines Tages wird die Bedeckung noch vollkommener sein," dachte Bawn, und ein Schauder fuhr durch ihre Glieder. „Wenn Lucas Adare mit seinem Geheimnis hier sein Grab fände!"

Eine niedrige, breite Treppe mit einem großen Fenster auf dem ersten Absatze führte von der Hinterflur hinauf in das erste Stockwerk, und bis hierher war das Vorwärtskommen leicht genug. Aber nun kam eine kürzere Treppe, die sich in schiefer Richtung nach der Mitte des Gebäudes hinzog, und nachdem diese erstiegen und der Fuß auf den Boden des obersten Absatzes gesetzt war, schien dem Eindringling sein Leben, wie man zu sagen pflegt, in die Hand gelegt zu sein.

Der Boden brach fast unter den Füßen zusammen, das Dach fehlte hier gänzlich, und der leere Fensterbogen, den man von außen sah, gähnte zum Himmel empor. Unter demselben öffnete sich ein dachloser, durch halbgestürzte Balken und allerlei Gerölle fast verstopfter Gang, der von dem noch bedeckten Teile des Hauses nach dem offenliegenden, verfallenen linken Vorderflügel führte; und am Ende dieses verwüsteten Korridors hing eine Tür noch halb in den verrosteten Angeln.

„Fräulein Julia wohnte da," erklärte Peggy. „Hatten große Not, sie 'rauszuschaffen, alldieweil sie tot war."

Ein dem vorigen entsprechender, doch noch bedachter Gang rechts endigte mit einer großen Fensteröffnung, deren vergitterter Rahmen sich über die zerbröckelnde Mauer hinausneigte. Sie gewährte eine weite Aussicht auf Sonnenschein und leuchtendes Grün, welche in scharfem Kontrast zu der unheimlichen Verwüstung im Innern des Hauses stand. Wie entzückend mußte dieser grüne Winkel einst gewesen sein! Wie mußten die leise rauschenden Zweige, dies lebensvolle Wechseln von Licht und Schatten im Tunnel dieser Allee zu wachen Träumen eingeladen haben!

Rechts von der Treppe aus, welche Bawn mit ihrer Führerin hinaufstieg, befand sich die Tür zu einem schaudererregenden Raum, in welchem jene ihren Tod gefunden haben könnte, wenn diese sie nicht noch zeitig genug zurückgehalten hätte. Beides, die Decke und der Boden, zeigten eine gefahrdrohende Senkung, und die vermoderte Füllung drang überall hervor. Noch eine schwankende Treppe, und Fräulein Maves Zimmer war erreicht. Ueberall, durch Wände und Treppenstufen schauten die Gehenden hinunter in die Hausflur; ein fester Fußtritt, und ihr Fall war gewiß. Peggy, welche die gefährlichsten Stellen hinreichend kannte, ging mit vergleichungsweiser Sicherheit; Bawn folgte mit großer Vorsicht.

Bevor sie die oberste Stufe erreichten, drangen schwache Klagelaute an ihr Ohr, und bald standen sie oben vor einer noch geschlossenen Tür, die Peggy vorsichtig öffnete.

Sie führte in ein großes, in tiefe Dämmerung gehülltes Gemach, denn die schönen Fenster, welche denselben einst zur Zierde gedient hatten, waren mit Brettern vernagelt, um Wind und Regen den Eintritt zu wehren. Hier, wie unten in der Hausflur, war die Decke mit jungen abgeschälten Bäumen gestützt. Da, wo sie fast gruppenweise angebracht waren, stand ein Himmelbett, das in dem herrschenden Zwielichte nicht sogleich gesehen werden konnte. Ueberall zwischen den unwirksamen Stützen machte die Decke höchst bedrohliche Senkungen, drang die Füllung zwischen derselben und dem oberen Fußboden hervor. Zerbrochene Möbel aller Art, Steine, Gerölle und Spinnengewebe bildeten einen wunderlichen, melancholischen Hintergrund zu dem Bette und dem in diesem liegenden menschlichen Wesen.

Der überall zerrissene und sich neigende Fußboden machte nach dem Bette zu eine höchst beängstigende Senkung. In einer Ecke, welche den gesichertsten Eindruck gewährte, der Tür gegenüber, brannte ein Feuer auf dem schadhaften Roste; in der Fensternische nebenbei stand ein Tisch, auf dem eine Tasse, ein Teller, verschiedene Kochgeräte und eine grobe Handarbeit lagen, die vermutlich Peggy gehörte, und ein Loch unter dem Tisch wurde als Ausguß benutzt.

Das armselige Wesen in dem Bette war zu einem Skelett abgezehrt und hatte ein wachsfarbiges Aussehen.

Bawn mußte die Augen schließen nach dem ersten flüchtigen Blick. Wie schrecklich, hier, allein und verlassen, vom Morgen bis zum Abend, und vom Abend bis zum Morgen liegen zu müssen, während der Sturm heulte und der Regen auf das morsche, gesunkene Dach niederströmte; — Hunger, Kälte und Schmerzen zu dulden und verfolgt zu werden von der Erinnerung an vergangenes Glück!

Bawn lauschte erschüttert auf die Klagen des unglücklichen Geschöpfes und auf Peggys wohlgemeinten Trostspruch. Sie stand mit gesenktem Haupte und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, bis sie gerufen wurde, näher zu kommen.

„Dies ist Deine Dame aus Amerika, Peggy?“ fragte das arme Wesen im Bette, und eine abgezehrte, wachsbleiche Hand legte sich über die tiefgesunkenen Augen, als ob sich dieselben von der jungen, blühenden Schönheit Bawns geblendet fühlten. „Sie sind mir willkommen in Shanes Hollow, meine Liebe,“ so lautete der ihr gespendete Gruß. „Auf den Besuch von Fremden sind wir leider nicht eingerichtet, aber Peggy kann es bezeugen, daß es nicht immer so war. Unsere guten Tage — und wir hatten sie — sind vorüber. Peggy, gib der jungen Dame einen Stuhl und sage ihr, daß sie mir etwas erzählt.

Wie viele Jahre sind verflossen, Peggy, seit ich außer Dir mit jemand gesprochen habe, der nicht in dies Haus gehörte?"

„Es tut mir leid, Sie so krank zu finden, Fräulein Adare," sagte Bawn so unbefangen wie möglich, als ob sie an eine Umgebung wie diese gewöhnt sei und nicht daran denke, daß sie nebst den beiden anderen Personen in diesem Raume möglicherweise augenblicklich erschlagen werden könne.

„Ja, meine Liebe, ich bin sehr krank, und wenn diese Säule nicht wäre" — Fräulein Mave berührte den nächsten Baumstamm bei diesen Worten — „würde ich nachts aus dem Bette fliegen. Niemand — gar niemand würde mir wieder hinein helfen; deshalb halte ich mich hier, wenn mich die Schmerzen allzu sehr anfassen."

Ein Schauder durchrieselte Bawn. Sie mußte sich sagen, daß eine feste Berührung des bezeichneten, zwischen Fußboden und Decke eingeschobenen Baumstammes das Ende herbeiführen, das Gemach und seine Bewohnerin mit einem Krach begraben könne.

„Mitunter schreie ich laut, dann kommt mein Bruder Edmund zu mir herauf," fuhr das unglückliche Wesen fort. „Er ist sehr gutherzig."

Bawn malte sich im stillen die mitternächtliche Scene aus, welche diese Worte andeuteten, und ihr warmes Herzblut schien vor Entsetzen zu gerinnen. Ob Lucas wohl auch einmal aus Barmherzigkeit die schwankende, morsche Treppe hinanstieg? Fragen wollte sie nicht.

„Fräulein Adare, machen Sie mir die Freude, die Butter und Sahne anzunehmen, welche ich Ihnen aus meiner Wirtschaft mitgebracht habe," bat sie freundlich. „Wir Amerikanerinnen verstehen uns auf die Zubereitung, und ich bin glücklich, wenn es Ihnen schmeckt."

„O, Sie sind ein gutes — ein — nettes Wesen," lobte die Kranke mit heiserer Stimme. „Peggy sagte das auch, sonst würde ich Ihren Besuch nicht erlaubt haben. Sie kommen von Amerika, wo allgemeine Freiheit herrscht, wo es keine alten Familien gibt, und Ihr befindet Euch besser dabei. Ach, Stolz ist Sünde; es gibt aber Leute, die das nicht einsehen wollen, und — und einige von uns müssen für ihre Sünden leiden. O — o —o!"

Mit diesem Angstschrei endigte diese Rede, und er deutete auf mehr als nur leiblichen Schmerz hin.

„Ist der Schmerz, der sie packt," erklärte Peggy, als die abgezehrten Arme in der Luft hin und her schwebten und Schrei auf Schrei in einer Weise folgte, welche Bawn tief erschütterte.

„Aber Gott ist sehr gut. Er hat mir Peggy gelassen," fuhr die Aermste fort, als wollte sie die Wirkung abschwächen, die ihr Angstgeschrei verursacht hatte. „Peggy ist ein gutes Geschöpf, und Sie — Sie sind das ebenfalls, Sie sind so — so — so gut! O — o — !"

„Dies ist entsetzlich," flüsterte Bawn. „Wo hat sie Schmerz?"

„Allüberall," erwiderte Peggy, sich rings umsehend. „Die Nässe ringsum tut's ihr an."

Ein leises Geräusch von der Tür her veranlaßte Bawn zurückzublicken, und sie sah eine männliche Figur auf der Schwelle stehen, doch so, daß sie vom Bette aus nicht gesehen werden konnte.

„Herr Roov Fingall von Thor," flüsterte Peggy. „O, wenn Herr Lucas —"

„Sagt ihm, daß er sich entfernen muß," gab Bawn zur Antwort, sich mit dem Gesicht dem Bette zuwendend.

„O, Arthur Desmond — Arthur Desmond!" schrie das arme, geängstigte Wesen im Bette. „Geh hinweg, Lucas, laß mich — laß mich mit ihm sprechen! Laß ihn seine Hände auf mich legen, und dieser Schmerz — diese Angst wird mich verlassen! O Arthur — Arthur! O — o — o!"

Das Angstgeschrei verlängerte sich, und Peggy kam zurück.

„Kommt nichts drauf an, daß Sie bleiben," sagte sie. „Fängt an zu toben, spricht kein vernünftig Wort mehr."

„Ich komme wieder, Peggy, und — Peggy, wir müssen sie aus dieser Höhle fortschaffen."

„Will Sie klug nennen, wenn Sie's fertig bringen, Herrin. Gibt kein'n Ort als bloß das Armenhaus, und die Herren brennten die Grafschaft nieder mit Zubehörigkeit, wenn das geschehen sollte. Sie — das arme Wesen — ging allerorten hin, doch Herr Lucas, er — —"

Peggy drängte Bawn zum Fortgehen, und als diese mit großer Vorsicht endlich die Tür erreichte, befand sie sich Somerled gegenüber. Sie ließ sich willenlos von ihm die Treppe hinunterführen und trat mit ihm hinaus ins Freie. Wie erquickend die Luft sie anwehte! Wie wunderherrlich sie diese Natur-Verwilderung fand, nachdem sie das Innere dieses Hauses geschaut hatte!

„Fort von hier!" gebot Fingall, und willenlos gehorchte sie. Schweigend traten sie durch das zersplitterte Tor an dem unteren Ende von Hollow, und vor ihnen lagen die grünen Felder, auf denen die Kühe grasten, und die himmelblauen kleinen Seen mit der Einfassung von gelben Lilien.

„Sind Sie toll?“ herrschte Rovy, indem er stehen blieb und Bawn halb sorgend, halb ärgerlich anblickte.

„Sehe ich so aus?“ fragte sie ruhig.

„Wie Sie aussehen, will ich Ihnen nicht sagen,“ entgegnete er, und es war ihm nicht möglich, ruhig zu scheinen. „Ihr Aussehen hat mit Ihrem Tun nichts zu schaffen. Sie haben Ihr Leben in jener Ruine ohne Grund aufs Spiel gesetzt.“

„Nicht ohne Grund. Ich besuchte ein unglückliches Wesen — einen Mitmenschen.“

„Was Sie nicht nötig hatten; es war nicht Ihre Pflicht,“ fuhr er vorwurfsvoll fort, und seine Stimme verriet die innere Bewegung. Sein Herz bebte bei dem Gedanken an die Gefahr, der sie sich ausgesetzt hatte.

„Ich habe es mir zur unabweisbaren Pflicht gemacht,“ erwiderte sie. „Jedenfalls habe ich mich in nichts eingemischt, was andere unternommen haben könnten — sollten. O,“ setzte sie erregt hinzu, indem sie einen Schritt zurücktrat, „es macht mich elend, flößt mir Widerwillen gegen alle ein, die in diesem Teile der Grafschaft wohnen. Wäre ich ein Mann und hätte hier gelebt, ich würde in diese Höhle hineingedrungen sein, würde das arme Geschöpf auf meinem Rücken herausgetragen und irgendwo hingebracht haben, wo ein menschliches Wesen anständig atmen kann. Ich würde — ich könnte die Unglückliche nicht schreiend vor Schmerz in einem Loche gelassen haben, das nur für Ratten und Mäuse paßt!“

Bawn rang nach Atem, und Somerled stand bleich, erschrocken über diesen unerwarteten Ausbruch ihrer Erregung da.

„Möglich, daß wir Tadel verdienen,“ sagte er, „doch nicht so herben, als Sie, die Fremde, vielleicht meinen. Mögen Sie sich hier setzen,“ fügte er hinzu, auf einen am Boden liegenden Baumstamm zeigend, „und anhören, was ich Ihnen von den Bewohnern dieses Hauses erzählen kann?“

„Nein; ich will heim gehen; ich bin nicht müde.“

„Der weite Weg, den Sie vor sich haben, wird Sie ermüden.“

„Warum folgten Sie mir hierher?“

„Ich folgte Ihnen nicht. Ich wollte nach meinen Arbeitern jenseits Hollow sehen und schlug den ‚Richtweg‘ ein wie damals, als wir uns hier trafen. Der Hund vor der Tür verriet mir, was ich kaum glauben konnte — daß Sie im Hause waren. Setzen Sie sich; es wird Ihnen gut tun, ein wenig auszuruhen.“

Bawn setzte sich auf den Baumstamm.

„Vermutlich weiß ich von den Leuten hier alles, was Sie mir sagen können," begann sie. „Seit ich hier bin, habe ich von ihnen gehört. Man nennt sie nicht gut, unverträglich, hochmütig; aber sie sind alt, hilflos und verkommen, ihre Sünden sollten gestraft werden, aber christliche Liebe sollte sich ihrer auch erbarmen."

„Die christliche Liebe sollte sich nach den Leuten umsehen, und das hat sie von Zeit zu Zeit auch getan," sagte Rovy. „Sie aber, als Fremde, werden es nicht verstehen, daß sie verhungern, vermodern, elenden Todes sterben können, wenn sie nur sterben wie die Adares von Shanes Hollow. Einst waren sie reich, anmaßend, aber doch angesehen und mächtig in der Grafschaft. Ihre Macht benutzten sie nicht im guten Sinne. Mit grenzenloser Verschwendung vergeudeten sie ihr Geld — auch das, was ihnen ohne ihr Verdienst noch zufiel. Ihre Handlungsweise zog ihnen die Flüche der armen und geringen Klasse, die Verachtung ihrer Standesgenossen zu. In ihrem Verfall gestattete ihnen ihr Hochmut nicht, die Beschäftigung zu übernehmen, die ihnen als Hilfsmittel nahe gelegt wurde; allmählich sanken sie tiefer und tiefer. Eigentliche Freunde hatten sie wohl nie gehabt, nun zogen sich ihre Bekannte und Nachbarn von ihnen zurück und ließen sie mit ihrem Hochmute allein. Die Leute in der Umgegend flüsterten einander zu, daß ein Fluch sie verfolge, und fast könnte man es glauben, denn alle Anstrengungen, ihnen zu helfen — und es fehlte nicht an solchen — blieben erfolglos. Noch vor kurzem stellte ihnen Lord Aughrim eine behaglich eingerichtete Villa ohne Mietzins zur Verfügung und ließ nichts unversucht, sie aus ihrem zerbröckelnden Hause fort zu bringen und zu veranlassen, wie menschliche Wesen zu leben; aber sie gestatteten es nicht. Ihre Ländereien verminderten sich von Jahr zu Jahr, Stück um Stück wurde verkauft, und daß sie aus Hollow noch nicht vertrieben wurden, haben sie der Mildtätigkeit Lord Aughrims zu danken. Er läßt ihnen die Hausruine und das Fleckchen Land in unmittelbarer Umgebung desselben."

„Würde es nicht mildtätiger gewesen sein, wenn er sie hinausgetrieben hätte?"

„Möglich. Er scheint mir indessen für diese Art von Mildtätigkeit keinen Sinn zu haben, und niemand hat es noch wagen mögen, den Kampf mit diesem wahnwitzigen Hochmute aufzunehmen. Die Nachbarn haben Sammlungen veranstaltet und das Geld unter allen erdenklichen Ausflüchten hingeschickt — als den Ertrag unbezahlt gebliebener Schulden oder so; aber das kann doch nicht immer geschehen. Aerzte und Geistliche haben sie besuchen wollen und sind

mit Lebensgefahr zurückgekehrt, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Man müßte das ganze Gerümpel in Brand stecken, um die Menschen zum Verlassen des baufälligen Hauses zu zwingen; aber — wer möchte die Fackel dazu in die Hand nehmen?"

Einige Minuten schwiegen beide, und Bawn mußte sich gestehen, daß Rody mit Ueberzeugung und wahrheitsgetreu gesprochen hatte.

„Haben sie jede offen gebotene Hilfe — Nahrung, Kleider, Feuerung zurückgewiesen?" fragte sie.

„So höhnend, daß man sich hüten mußte, sie durch Zusendungen zu reizen. Mit wahrer Genugtuung kann ich Ihnen indessen sagen, daß die Familie Adare nicht zu uns Nordländern gehört, sondern Shanes Hollow erst vor etwa fünfzig Jahren ererbte. Ein Verwandter, der in einem entfernten Teile von Irland lebt, schickt ihnen von Zeit zu Zeit so viel, daß sie ihr Leben fristen können, aber nicht mehr. Zwei oder drei von ihnen starben bereits. Einer brach ein Bein, wurde heimlich aus dem Hause fort und in ein Armenkrankenhaus gebracht, wo er bis zu seinem Tode menschliche Verpflegung fand. Ein anderer ist jammervoll in einem feuchten Loche des untersten Stockwerkes gestorben — von den Ratten gefressen, wie es heißt. Keine Anstrengungen vermochten den unglücklichen Mann aus seiner Höhle herauszubringen, und sein Ende trat plötzlich ein. Aber ich ermüde Sie mit meiner Erzählung und — —"

„Nein, dies alles habe ich bereits gehört, und ich denke an dies arme Fräulein Mave. Sie wenigstens kann wohl nicht so böse gewesen sein; in ihrem Schmerzanfall rief sie mehrere Male ‚Arthur Desmond!'"

Sie konnte es nicht hindern, zu sagen, was ihr Denken und Fühlen in Anspruch nahm, und was, ausgesprochen, vielleicht dazu führen konnte, daß Somerled das Trauerspiel auf dem Jura berührte.

„Da erinnern Sie mich an eine besondere Geschichte, allein für heute werden Sie des Ergreifenden genug gehabt haben. Lassen Sie uns von anderen, von prosaischen Dingen reden. Sind Sie mit dem Ertrag Ihrer Butter zufrieden? Sollten Sie fürchten, übervorteilt zu werden, dann sagen Sie es mir. Im Verkehr mit auswärtigen Häusern kann das vorkommen, hier in unseren Glens wohl nicht; wir sind im allgemeinen ehrliche Leute. Kann ich Ihnen in oder außerhalb Ihrer Wirtschaft von Nutzen sein?"

„Vielleicht in verschiedener Weise — o ja; heute habe ich jedoch nur für diese besondere Geschichte Interesse und denke nur an das unglückliche Wesen, bei welchem ich vorhin war."

„Wundern kann ich mich darüber nicht. Vermutlich war die Arme, wie Sie sagten, nicht so böse; jedenfalls aber unterblieb bei ihr im Verkehr mit bösen Menschen jede Anstrengung zu Besserem, und sie schwamm einfach mit dem Strome. Ein weibliches Wesen kann dabei — —"

Dann blickte den Sprecher erwartungsvoll an. Konnte er Mave Adare beschuldigen wollen, so mit Arthur Desmond — —

„Ja, ich verurteile sie, aus sündlicher Schwäche bei den anderen geblieben zu sein, sich nicht ermannt zu haben, an das Licht des Tages zu kommen und den Kampf mit den ihr entgegentretenden Schwierigkeiten aufzunehmen."

Dann senkte den Blick zu Boden. Sie kannte tiefere Tiefen der Schwäche in Mave Adare, als ihr Gefährte zu ahnen vermochte.

„Aber die Tragödie?" fragte sie.

„Wir sprechen nicht darüber, weil unsere Familie in dieselbe verwickelt ist. Mein Fühlen und Denken kann kaum in besondere Mitleidenschaft gezogen werden. Ich wurde erst geboren, als mein Onkel, dessen Namen ich habe, einen unzeitigen und schrecklichen Tod fand, aber meine Großmutter trauert und leidet noch jetzt durch die Erinnerung an das tiefste und entsetzlichste Leid ihres Lebens. Hauptsächlich ihretwegen und weil dergleichen peinliche Dinge am besten nicht berührt werden, sprechen wir niemals von meinem Oheim Roderich Fingall, der von Arthur Desmond, dem Verlobten jener Mave Adare, gemordet wurde."

„Und die Schwäche, welche Sie ihre Sünde nannten, war, daß sie sich überreden ließ, Arthur Desmond eine so ungeheuerliche Tat zuzuschreiben."

„Zu dieser Schlußfolgerung sind Sie gekommen?" fragte Rory Fingall lächelnd. „Es ist eben die Schlußfolgerung einer Frau. Desmonds Schuld wurde, so viel ich weiß, von niemand bezweifelt."

„Bei mir hat die Erzählung einen ganz anderen Eindruck hinterlassen. Von dem Augenblick an, in welchem ich sie zuerst hörte, war ich überzeugt, daß Arthur Desmond das Opfer eines überlegten Betruges wurde."

„Von wem hörten Sie die unglückliche Geschichte?"

„O — von verschiedenen Seiten, und nun wünschte ich sie von Ihnen — von einem Fingall zu hören."

„Dann kann ich Ihnen nichts Neues berichten, absolut nichts, was Ihnen jeder Bauer in diesen Glens nicht ebenso gut berichten kann. Jedermann hier kennt die ganze Geschichte: das Verbrechen,

den Beweggrund, seine Folgen. Der Beweggrund war ein zusammengesetzter, — Eifersucht und Geldgier. Mein Onkel stand zwischen Desmond und einem bedeutenden Vermögen — —"

„Das schließlich an Lucas Adare fiel."

„Ja, Sie scheinen wirklich gut unterrichtet zu sein," sagte Somerled, sie verwundert ansehend.

„Was ich einzeln hörte, fügte ich zusammen und überdachte dann das Ganze; es beschäftigt mich, wenn ich abends allein bin. In Amerika haben wir dergleichen Geschichten von alten Familien nicht, Betty Macalister, die ich täglich um mich habe, ist felsenfest von Arthur Desmonds Unschuld überzeugt und sie hat mich vielleicht angesteckt, denn ich teile ihren Glauben. Arthur Desmond ist für mich ein Held geworden, dessen guten Namen ich für mein Leben gern wieder herstellen möchte."

Rovy wurde eifersüchtig auf Arthur Desmonds Schatten. Wenn sie abends doch an ihn — den lebenden Mann — denken wollte, der nicht durch ein begangenes Verbrechen interessant geworden war! Aber diesen Wunsch behielt er klüglich für sich.

„Es tut mir leid, Sie enttäuschen zu müssen," sagte er; „Mave Adares Geliebter würde von keinem Gerichtshof für unschuldig erklärt worden sein, selbst Ihre milde, liebreiche Gesinnung würde ihn nicht rein waschen können. Machen Sie kein so betrübtes Gesicht; daß Sie es so ernst nehmen, ahnte ich nicht und — —"

„Nehme ich es ernst?" fragte sie tonlos. „Es ist meine Weise so," setzte sie, sich besinnend, hinzu.

„Wirklich? Möchte sie mir zu gute kommen," dachte er.

„Ja," sagte sie nach kurzer Pause lächelnd, „ich will es versuchen, das Ganze leichter zu nehmen, möchte aber doch wissen, ob jemand Zeuge von Desmonds Untat war."

„Nun, ich meine, einer jener elenden Adares, die damals in Achtung und Ansehen standen."

„Und gute Menschen waren?"

„Das vermag ich nicht zu sagen."

„Obgleich Sie denselben Achtung und Ansehen zugestanden haben? Wohl denn, ich — ich wette eine jener gelben Lilien aus dem Wasser dort, daß Lucas Adare Arthur Desmond ganz heimlich verleumderischerweise des Verbrechens beschuldigte."

„Er gab aber doch Roderich Fingall den Tod."

„Konnte derselbe nicht von der Klippe in den Abgrund niedergefallen sein?"

„Kaum. Sie werden Ihren Helden aufgeben müssen. Desmond wird als ein leidenschaftlicher und geldgieriger Mensch geschildert und er wurde nur allzu glimpflich behandelt, indem man die grausige Tatsache vertuschte und ihn nach Amerika ziehen ließ. Um des Interesses willen, das Sie ihm zollen, möchte ich fast wünschen, es wäre ihm dort besser ergangen als er verdien — —"

Bawn hatte sich erhoben. Mit flammenden Augen stand sie Rovy gegenüber. Sie öffnete die Lippen, um zu sprechen, besann sich noch zeitig genug, wandte sich ab und bekämpfte ihre Erregung.

„Welch ein Mädchen!" dachte er.

Er beobachtete sie, als sie in einiger Entfernung von ihm am Rande des nächsten Teiches hinschritt, aber für den Ausdruck ihres Gesichts fand er keine Erklärung. Wenn ihre herzliche Güte für das, was sie umgab, so warm war, konnte sie nicht immer so kalt und hart gegen ihn sein. Freilich war sie ihm jetzt rätselhafter als je zuvor, und er wußte die Gegensätze ihres inneren Lebens nicht miteinander in Einklang zu bringen, aber es fesselte seine Gedanken mehr und mehr an sie. Wie verstand sie es, sich äußeren Einflüssen zu verschließen, wie nüchtern und beharrlich gab sie sich ihrem hausmütterlichen Streben hin! Wie stark zeigte sie sich im Kampfe mit der Schwäche ihres Herzens in Bezug auf ihn! Wie klüglich und geschickt wußte sie ihre Absicht zu verwirklichen, ohne seine gebotene Hilfe anzunehmen! Wie befriedigt schien sie in ihrer Abgeschiedenheit zwischen den Bergen zu leben und — Butter zu machen! Und doch bei alledem und im Besitz ihrer gleichmäßigen Heiterkeit und Kraft war sie der eifrigen Parteinahme für einen schwerbeschuldigten Mann fähig, der, tot oder ausgestoßen, mit einem Verbrechen belastet wurde.

Hier wurde sein Gedankengang unterbrochen. Bawn kam zurück zu ihm. Ihre Lilie trug sie in der Hand.

„Finden Sie es nicht seltsam," sagte sie, „daß diese Lilien geknospet und geblüht haben — geblüht, während jene Tragödie so in der Nähe in Scene gesetzt wurde, und daß sie die ganzen langen Jahre hindurch und noch heute trotzdem in vollem Glanze prangen? Der letzte Akt jener Tragödie ist noch nicht aus, kann nicht zu Ende gehen, solange jenes armselige Wesen lebt. Nicht," setzte sie in Gedanken hinzu, „solange wir beide leben und durch den Glauben an Arthur Desmonds Schuld voneinander getrennt sind. Sie — diese Lilien," fuhr sie laut fort, „sind so frisch, so glänzend, so wunderherrlich, als ob die Luft, welche sie nährt, nie von einer abscheulichen Lüge vergiftet worden wäre."

Also dachte sie doch noch an die Geschichte! Wie beharrlich sie war, mochte sie ihren Weg nach Irland zurücklegen, Butter zum Verkauf machen, oder eine Lanze für einen Verbrecher brechen.

„Die Natur befaßt sich nicht mit unseren Tragödien," entgegnete er. „Wollte sie es tun, dann könnte sie nicht so frisch, so friedevoll, so jung und mächtig bleiben — uns zu gute," setzte er nachdenklich hinzu. „Ihre Luft, ihre Taufrische vermag uns zu erquicken, ihre Flüsse und Quellen können uns kräftigen, neu beleben, weil unsere bösen Leidenschaften nicht die Macht haben, sie zu schwächen, weil unsere Stürme ihre Atmosphäre nicht beunruhigen."

Während Bawn auf seine Worte lauschte, hatte sie sich, fast ohne sich dessen bewußt zu sein, wieder neben ihn gesetzt.

„Dennoch ist eine Sympathie vorhanden," sagte sie. „Könnte man sich nicht denken, jene Bäume wüßten, was sich hier zugetragen hat?"

„Ja, dennoch knospen und blühen sie von Jahr zu Jahr und gewähren vielleicht einst einer Gesellschaft fröhlicher Kinder Schutz, welche den vollkommensten Gegensatz zu den elenden Menschen bilden, denen sie jetzt mitleidsvoll eine Abgeschiedenheit sichern. Dies verwilderte Hollow verwandelt sich möglicherweise im Laufe der Zeit in ein von Singvögeln belebtes Wäldchen, und die Menschen, welche sich in demselben vergnügen, ahnen nicht einmal, wie viel und wie schweres Menschenelend hier gehaust hat."

Einige Minuten lang schwiegen beide. Bawn dachte, daß der gute Name ihres Vaters mit der Ruine für immer in Trümmer falle, während die Kinder spielen, die Vögel vergnüglich zwitschern, alles ringsumher blühen und grünen würde.

„Erzählt man sich nicht, daß Mave Adare wie alle anderen von Arthur Desmonds Schuld überzeugt war?" fragte sie plötzlich.

„Sie bewies es durch die Tat. So viel ich weiß, sprach sie nie ein Wort zu seiner Verteidigung."

„Dann muß sie im Laufe der Jahre zu einer anderen Ueberzeugung gelangt sein."

„Wieso?"

„Als ich bei ihr war, schrie sie laut und angstvoll: ‚Geh hinweg, Lucas, laß mich — laß mich mit ihm sprechen! Laß ihn seine Hände auf mich legen, und dieser Schmerz — diese Angst wird mich verlassen!' Fällt Ihnen das nicht auf? Könnte die Unglückliche so bitten, wenn sie Arthur Desmond des Mordes schuldig glaubte? Was denken Sie?"

„Ich glaube, das Mave Adare verrückt geworden ist, und daß die Vergangenheit sie in ihren Delirien mit Stoff versorgt."

„Sie sind entsetzlich hartnäckig."

„Ihnen zu liebe könnte ich fast sprechen, wie es Ihnen recht sein würde; ich fürchte jedoch, es könnte Sie nicht befriedigen, weil Ihnen eine derartige Unwahrheit meinerseits bald genug klar sein müßte."

„Ja, nur Wahrheit!"

„Nichts anderes."

---

31. Eine Einladung.

In diesem Augenblick trug ihnen die Luft den Schall von Stimmen zu. Nicht die Stimmen von Landleuten, welche ihre verirrten Tiere zur Ordnung verwiesen, auch nicht die von Kindern, die von ihren Schulwegen abgeirrt waren, sondern Damenstimmen — Leute, welche in dieser Abgeschiedenheit am wenigsten erwartet werden konnten; und gleich darauf erschien Lady Flora mit Manon de St. Clair und Major Batt. Ein Weißdorngebüsch hatte ihr Nahen verdeckt; nun standen sie Rovy Fingall und Fräulein Ingram von Angesicht zu Angesicht gegenüber, als diese sich langsam, aber weder erschrocken noch verlegen von ihren Sitzen erhoben.

Lady Flora betrachtete beide, besonders Bawn, durch ihr Augenglas, und ein Ausruf des Erstaunens drang vernehmlich durch die Stille. Manon wandte das Gesicht mit einem Ausdruck zur Seite, welcher die Wirkung ihres schönen Kostüms beeinträchtigte, und Major Batt, der von der ungewohnten Anstrengung eines weiteren Spazierganges auf unebenen Wegen atemlos und erhitzt war, beeilte sich, Fräulein Ingram seine Verehrung zu bezeigen.

„Heute muß ein Etwas in der Luft liegen, das die Füße befreundeter Seelen einen Weg einschlagen läßt," sagte Rovy. „Erst finde ich Fräulein Ingram in dieser Einsamkeit, und nun ganz unerwartet — —"

„Dort grasen wohl Ihre Kühe, und Sie sind gekommen, um sie zu beaufsichtigen?" fragte Manon, die ihr Gesicht wieder geglättet hatte und sich nun sehr süß zu Bawn hinneigte. „Dies muß der mühseligste Teil Ihrer Arbeit sein."

„Leider sind es nicht meine Kühe," entgegnete Bawn lachend. „Wenn sie es wären, würde ich mich freuen, besonders die rote möchte ich haben; ich besitze übrigens eine ganze Herde."

Sie verschmähte es, ihre Anwesenheit zu erklären, und fand, daß Rovy dieses hinreichend getan hatte. Aber Manon schenkte ihre Aufmerksamkeit bereits einem anderen Gegenstande.

„O, welch ein wundervoller Hund," rief sie, als sie Sorley Boy erblickte. „Herr Fingall, er gehört Ihnen; o bitte, schenken Sie mir das Tier."

„Leider ist mir das nicht möglich," antwortete Rovy lächelnd, „denn ich habe Sorley Boy bereits Fräulein Ingram geschenkt. Er versteht sich auf die Beaufsichtigung der Kühe noch besser als seine Herrin."

„Ein anderer Hund wird das ebenso gut verstehen, und diesen möchte ich haben. Fräulein Ingram wird ihn mir selbstverständlich gern lassen, wenn Sie es wünschen."

Auf diese Weise suchte sie, wie Lady Flora, Fräulein Ingram ihre rechte Stelle anzuweisen. Ihr Gastfreund mußte sich aus Höflichkeitsrücksichten gezwungen fühlen, ihren Wunsch zu erfüllen; wenigstens dachte sie das, und sie freute sich ihres Sieges, wie kleinlich derselbe auch sein mochte.

„Ist nicht möglich!" sagte Rovy. „Der Hund würde um sich beißen, wenn man wagen wollte, ihn von hier fort zu bringen. Wenn Sie wirklich einen zu haben wünschen, Fräulein de St. Clair, werde ich mich bemühen, einen anderen Hund zu erhalten."

„Ich wünsche diesen zu besitzen, keinen anderen," beteuerte Manon, „und ich muß ihn haben."

„Was sagt Fräulein Ingram dazu?" fragte Somerled, indem er den Kopf des Hundes streichelte.

„Ich kann mich von Sorley Boy nicht trennen," sagte Bawn lächelnd. „Ueberdies finde ich es nicht passend, fortzugeben, was man geschenkt bekam. Sie sollten Ihren Wunsch früher geäußert haben, Fräulein de St. Clair."

„Ach, mein Fräulein," wandte sich Rovy an diese, „da bleibt Ihnen ja nichts übrig als Ergebung. Ich sorge für einen anderen Hund, verlassen Sie sich darauf."

Manon war zu Lady Flora getreten, die sich das Ansehen gab, als ob sie die Landschaft durch ihr Augenglas betrachtete, der aber nicht ein Wort von der Unterhaltung entgangen war.

„Die kecke Amerikanerin muß mit fester Hand niedergehalten werden," dachte sie; und nun redete Major Batt, der die Damen unterwegs getroffen hatte und heute selbst Lady Flora lästig wurde.

„Meine Damen," sagte er, „eine bessere Gelegenheit, mit einer

kleinen Bitte hervorzukommen, möchte sich mir schwerlich — schwerlich bieten. Das Wetter ist so — so — entzückend, und — und Lisnawilly nimmt sich gerade jetzt so — so schön aus — daß — daß — eine kleine — kleine Gartengesellschaft am Platze sein — sein würde. Beglücken Sie mich — mich, bitte, nächsten Donnerstag durch — Ihren Besuch. Lord Aughrim und zwei oder drei — —."

„Wie liebenswürdig — wie entzückend!" rief Lady Flora hoch erfreut über diese Unterbrechung. Diese Gesellschaft kam allzu erwünscht; sie gab Rovn die beste Gelegenheit, sich ganz Manon zu widmen. „O, Herr Major, Sie sind wirklich allzu gütig, uns allen ein so großes Vergnügen zu bereiten."

„Lady Flora," erwiderte der geschmeichelte Mann, „das Danken kommt mir zu, wenn Sie alle mich durch Ihre Zusage erfreuen wollen. Fräulein Ingram, darf ich hoffen, daß Sie mir ebenfalls Ihre Gegenwart schenken werden?"

Lady Flora ließ vor Schreck ihr Augenglas fallen. Einen Augenblick war sie starr vor Verwunderung; aber sie faßte sich. Jetzt oder nie mußte die anmaßende junge Person auf den ihr gebührenden Platz hinuntergedrückt werden.

„Fräulein Ingram wird keine Muße für derartige Zerstreuungen haben," sagte sie hochmütig.

Bavn sah sie an. Sie hatte die Einladung dankend ablehnen wollen, aber nun überkam sie die Lust, Lady Flora durch Annahme derselben in Furcht zu jagen.

„Am Donnerstag bin ich frei von Geschäften," sagte sie ruhig. „Freitag ist mein Buttertag."

Lady Flora machte eine unbeschreibliche Grimasse.

„Dann habe ich die Freude, Sie erwarten zu dürfen," fiel der Major vergnügt ein.

„Wenn es nicht regnet und kein anderes Hindernis eintritt, werde ich so frei sein," sagte Bavn. „Aber dort ist Peggy, um mich heim zu begleiten. Mein Wagen erwartet mich jenseits des Bergpasses. Guten Morgen."

Sie verbeugte sich und schritt neben Peggy dahin, und wenn sie sich auch sagte, daß sie die Zusage bereuen würde, die sie, einer augenblicklichen Erregung folgend, gemacht hatte, so konnte sie doch ihrer frohen Laune nicht wehren. Voll Freude blickte sie auf Sorley Boy, der ihr getreulich folgte, und — ja, dort kam auch sein früherer Herr mit großen Schritten nach.

„Erlauben Sie mir, Ihnen beim Einsteigen zu helfen," bat er.

„Was werden sie aber sagen?“ fragte Bawn.

„Was ihnen gefällt. Ich freute mich Ihrer Tapferkeit; nun müssen Sie Ihr dem Major gegebenes Versprechen auch halten. Ich mache es mir zur Pflicht, für Ihr Hin- und Zurückkommen zu sorgen.“

32. Die Gartengesellschaft des Majors.

In der Stille und Einfachheit ihres Hauswesens wurde es Bawn erst recht klar, daß sie durch ihre halbe Zusage, zu dem Gartenfeste in Lisnawilly zu kommen, von dem geraden Wege ihres Vorhabens abgewichen war. Als unabhängige Amerikanerin wollte sie allein in einer großen Gesellschaft erscheinen und als Dame in den Verkehr mit Leuten treten, deren Lebensstellung sie weit über die Verhältnisse erhob, denen Bawn augenblicklich anzugehören wünschte. Es beunruhigte sie; aber Somerled hatte sie gleichsam zu der Zusage gedrängt. Der kleine Triumph, den sie gefeiert hatte, versank in nichts der Tatsache gegenüber, daß Somerled ihr Erscheinen wünschte. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß eben dieser Wunsch seinerseits sie veranlassen sollte, daheim zu bleiben; aber sie hatte einen Punkt erreicht, von dem aus ein kluges Versagen sich wie unnötige Härte anließ.

Somerleds Ueberzeugung von Arthur Desmonds Schuld ließ sie am Gelingen ihres Unternehmens fast verzweifeln, und wenn sie auf das zurückblickte, was sie an diesem Tage gesehen und gehört hatte, mußte sie befürchten, daß Wind und Regen den Einsturz des verfallenen Hauses vervollständigen konnten, bevor sie zu der Erreichung ihres Zweckes nur einen Versuch gemacht hatte.

Der Tod der alten Leute, den eine stürmische Nacht herbeiführen konnte, vernichtete ja mit einem Schlage die schwache Hoffnung, mit welcher sie dem Bekenntnis der Wahrheit entgegensah — noch jetzt entgegensah. Aber, ach, wie möglich, wie wahrscheinlich war es doch, daß sie sich in kurzer Zeit völlig geschlagen und gezwungen fühlen mußte, so unerwartet aus diesem Teile der Welt zu verschwinden, wie sie gekommen war. Früh am Morgen wollte sie gehen auf Nimmerwiederkehr. In Liverpool wollte sie einen Rechtsanwalt ermächtigen, das Pachtgeld und den Lohn ihrer Dienerinnen und Arbeiter für ein Jahr zu bezahlen, um ihre wunderliche Handlungsweise einigermaßen gut zu machen. Daß Somerled ihr nach Amerika folgen würde, war nicht anzunehmen, tat er es dennoch, dann wollte sie ihm dort ihre wahrheitsgetreue Geschichte erzählen, und er mußte erken-

nen, wie unmöglich eine Verwirklichung seines Wunsches war. Schon jetzt glaubte sie den Blick zu sehen, mit welchem er sich von Arthur Desmonds Tochter für immer abwenden würde, und sie — sie? O, wenn dies überwunden war, wollte sie es zu ihrer Lebensaufgabe machen, in Amerika für die armen Auswanderer zu sorgen, deren trauriges Geschick sie hier so viel besprechen hörte.

Das war die Zukunft, in welche sie jetzt hineinblickte; sie war kalt und öde genug. Warum sollte sie sich jetzt, angesichts derselben, den einen freudenvollen Tag versagen, der ihr mit so vieler Dringlichkeit geboten wurde?

Von diesem Denken beherrscht, bestellte sie sich ein einfaches weißes Kaschmirkleid mit dazu passendem Hute; als die Kiste aber am Tage vor dem Feste anlangte, war sie, von ihren Mädchen umgeben, in voller Arbeit in ihrer Milchkammer, sah alles mit anderen Augen an und hatte den festen Entschluß gefaßt, dem Vergnügen den Rücken zu kehren. Die Kiste wurde fortgesetzt, und ruhig sah Bawn den Morgen von Major Batts Gartengesellschaft in ihr Zimmer lugen. Mit zurückgeschlagenen Kleiderärmeln stand sie in der Sonne und fütterte ihre Hühner, als Shana und Rovy Fingall vorfuhren, um sie abzuholen.

„Noch nicht fertig?“ rief Shana, vom Wagen springend.

„Wir haben noch Zeit,“ sagte Rovy, nach der Uhr blickend. „Lassen Sie uns die Kücken versorgen, Fräulein Ingram, während Sie Toilette machen.“

„Ich will daheim bleiben,“ erwiderte Bawn.

„Nachdem wir Ihretwegen den weiten Umweg gemacht haben, und ich mit der Sonne aufstehen mußte, um früh genug abfahren zu können?“ fragte Shana.

„Es ist wohl besser, wenn ich nicht mitgehe,“ gestand Bawn. „Warum so töricht handeln und aus meiner Lebensstellung heraustreten —“

„Ihrer Lebensstellung schadet Ihr Mitgehen nicht im geringsten, und die unserige ist im Vorteil dabei,“ versicherte Shana.

„Fräulein Ingram, ich gestatte Ihnen eine halbe Stunde zu Ihrer Toilette,“ bestimmte Somerled. „Sollten Sie es wünschen, so bin ich bereit, bis dahin die Kühe zu melken, oder was Ihnen sonst notwendig erscheint.“

„Besten Dank. Das einzige, was Sie für mich tun könnten, ist, daß Sie meinem geschwächten Menschenverstande wieder aufhelfen und — —“

„Zu dieser Arbeit fehlt mir die Lust," lachte Somerled, „wenigstens mag ich sie nicht so unternehmen, wie Sie es jetzt wünschen."

Bawn blickte ihre Freunde gedankenvoll an. „Es ist wirklich unklug," sagte sie nachdenklich, „aber — ich will mich fertig machen."

Sie ging in das Haus. Shana schaute sich um, bewunderte die Verbesserungen, welche sich hier nach so kurzer Zeit Bahn gebrochen hatten, und den in Ordnung gehaltenen Garten und kam nebenbei zu dem Schluß, daß Fräulein Ingram in Ermangelung eines Gesellschaftskleides lieber daheim geblieben wäre. Es tat ihr leid; eine Schönheit, wie Fräulein Ingram, konnte jedoch im einfachsten Kattunkleide erscheinen, und wer erwartete denn hier, sie in eleganter Toilette zu sehen?

Aber — Shana Fingall traute ihren Augen nicht, als Bawn nun in der schönen weißen Gesellschaftsrobe auf der Türschwelle stand.

„O — Fräulein Ingram," rief Shana, „Sie sehen aus wie eine Prinzessin, und — Sie müssen eine solche in Verkleidung sein. Der Gedanke kam mir schon früher einmal."

„Alles aus Milch zusammengewoben," sagte Rory erstaunt und voll Bewunderung. „Fräulein Ingram treibt Magie in Ihrer Milchkammer."

„Ich schrieb um ein einfaches Kleid," versicherte Bawn ganz schüchtern, „und finde es nun zu schön für mich."

„Niemand als Flora wird das denken," erwiderte Shana.

Der Wagen rollte auf der Landstraße hin. Bawn fühlte sich zu glücklich, um sprechen zu können, und sie wagte nicht zurückzublicken auf die Schätze Klugheit und gesunden, nüchternen Verstand, welche sie nebst ihrem Hauskleide und ihrer Arbeitsschürze in ihrem Schlafzimmer zu Shanganagh zurückgelassen hatte.

Lisnawilly ist ein schönes altes Landgut in einem entzückenden Winkel von Glendun. Major Batt hatte ein gewisses Recht, stolz zu sein auf seine Gärten, Parkanlagen, Rasenplätze und die vielen Kostbarkeiten, welche sein elegant möbliertes Haus schmückten. In Anbetracht seiner schönen Besitztümer, seines guten Einkommens konnte er nicht umhin, sich für einen beneidenswerten Mann zu halten, den manche Mutter heiratsfähiger Töchter nur zu gern zum Schwiegersohn gehabt hätte. Aber er machte große Ansprüche, war sehr vorsichtig und allezeit auf seiner Hut im Verkehr mit den nach oben strebenden Damen seiner Bekanntschaft.

Die Gäste aus Shanganagh fanden ihn inmitten der Elite der

Grafschaft. Lord Aughrim mit seiner Mutter, Lady Crommelin mit sechs Töchtern, die hochgeborene Frau M'Quillan nebst Töchtern und Nichten, Oberst Macaulay, drei Fräulein M'Donnells, Lady Flora und Gemahl, Rosheen und Manon nebst noch einigen Herren und Damen waren um ihren Gastgeber versammelt.

In diese glänzende Gesellschaft trat Bawn ein. Shana hatte recht; sie glich einer Prinzessin in dem weißen Kleide, deren einziger Schmuck ihr schönes goldiges Haar war und — einige Rosen, welche ihr gleich nach der Abfahrt von Shanganagh in die Hand gedrückt worden waren.

Die Herren und Damen kannten einander genau, vielleicht zu genau: ein neues Gesicht mußte Aufsehen erregen. Wer oder was war die Dame, und woher kam sie? Diese Frage, die von Mund zu Mund lief, blieb unbeantwortet. Der Gastgeber und die Herrschaften von Glennalurcan glaubten Gründe zu haben, sie zu überhören. „Eine liebenswürdige Amerikanerin — Fräulein Ingram, die einige Zeit in dieser Gegend verweilen wird," war alles, was Major Batt sagte.

Lady Flora war entsetzt über Rovys und Shanas Benehmen, fand es aber geboten, nichts zu sagen. Der Familie wegen mußte es geheim gehalten werden, daß man mit der Pächterin von Shanganagh verkehrte, die Butter machte und verkaufte.

Ach, von Vergnügen für die arme Lady Flora konnte an diesem Tage nicht länger die Rede sein, denn — war es nur möglich? — Lord Aughrim wetteiferte ja mit Major Batt um Fräulein Ingrams Gunst, und Rovy, der für Manon eben nur die gebotene Höflichkeit hatte, kam nicht aus ihrer Nähe fort. — Lady Crommelin und ihre sechs Töchter hatten sich endlich Lord Aughrims bemächtigt und ihn von Bawn getrennt. Das hatte es Major Batt ermöglicht, sie in das Haus und durch verschiedene Zimmer zu führen, um ihr seine vielen kostbaren, seltenen, antiken Schätze zu zeigen.

Es läßt sich mit Worten nicht beschreiben, wie hoch Fräulein Ingram in der Gunst des Majors gestiegen war durch die Bewunderung, welche Lord Aughrim ihr entgegenbrachte. Der arme Mann fing an zu fühlen, daß, wenn er sich nicht auf der Stelle versicherte, Lord Aughrim sicherlich ein zu fürchtender Mitbewerber werden würde.

Der Major vergaß dabei freilich noch Bawns Armut und niedrige Lebensstellung nicht, und die von Zeit zu Zeit zurückkehrende Besorgnis, daß er im Begriff sei, sich wegzuwerfen, konnte er nicht

von sich abschütteln, doch er überwand dies alles und faßte den Entschluß, Bawn zu seiner Lebensgefährtin zu wählen.

„Fräulein Ingram, betrachten Sie diesen Schrank voller Kuriositäten," sagte er. „Dieser Becher gehörte einst der Familie Borghia, und — alle — ihre Opfer, welche sie vernichten wollte, mußten aus — aus diesem Becher trinken. Sehen Sie, er ist von getriebenem Golde und mit Juwelen besetzt. Das Gift befand sich zwischen dem kunstreich gearbeiteten Boden des Gefäßes, vermischte sich infolge eines Druckes der verborgenen Feder unterhalb mit dem Getränke und brachte dem Trinker gewissen Tod. War das nicht klüglich ausgedacht? Hier ist die Weste des verehrungswürdigen Beda; diese Steine in der Stickerei, die als Knöpfe dienten, sind echt — wirklich echt, Fräulein Ingram. Interessieren Sie sich für indianische Schnitzerei, dann kommen Sie hierher. An diesem Kunstwerke arbeitete ein Indianer volle hundert Jahre, Fräulein Ingram; ich habe den Burschen mit meinen Augen gesehen u— —"

„Als er noch jung war?" fragte Bawn ernsthaft.

„O, Fräulein Ingram — hahaha! Sie sind allzu — allzu — zu bewunderungswürdig. Nein — nein, er — er war alt, als ich ihn sah; man ver — versicherte aber, daß er jung — jung gewesen wäre. Nun — Fräulein Ingram, bemühen Sie sich die Treppe hinauf, um — um meine Gemälde zu sehen. Ich — ich zeige Ihnen einen Titian, der eine auffallende Aehnlichkeit mit — mit Ihnen hat; auf mein Wort, Fräulein Ingram."

Bawn folgte ihm die Treppe hinauf und sah die Gemälde.

„Wie Sie sehen, Fräulein Ingram, ist mein Haus vollständig eingerichtet. Nichts — absolut nichts — fehlt, als — als — als" — — „eine Herrin" wollte er sagen, aber ein Gefühl von Angst schreckte das verhängnisvolle Wort von den Lippen zurück. Der arme Mann atmete tief und fügte mit schwacher Stimme hinzu: „ein — Claude Lorraine."

„Haben wir nicht eben einen gesehen?" fragte Bawn.

„Ach — ja — jawohl — ja; ein zweiter Claude Lorraine, wollte ich sagen, — selbstverständlich — selbstverständlich, Fräulein Ingram. Einer ist in vielen Sammlungen zu finden, zwei nur in wenigen. Aber hier — o, hier — ist der — der Titian, von welchem ich sprach. Sehen Sie, Fräulein Ingram, diese Schöne mit dem goldigblonden Haare. Ich habe seit lange gewünscht, daß es mir möglich sein möchte, sie zu Frau Major Batt zu machen; aber — eine Dame auf der Leinwand kann man doch nicht heiraten. Was meinen Sie dazu?"

„Kaum."

Er sah sie an, und der Ausdruck ihres Gesichtes samt ihrer Antwort machte ihn wieder sicher. Nein, er wollte sie nicht gehen lassen, ohne sie gewonnen zu haben. Er wollte mutig sein und einen zweiten Versuch machen. Durch das Fenster sah er Lord Aughrim, der jemand zu suchen schien — vermutlich Fräulein Ingram.

„Diese wundervollen Sachen, Fräulein Ingram, habe — habe ich seit — seit Jahren zur Freude der — der Dame hier — hier gesammelt, die — die — die ich eines Tages zur Herrin dieses — dieses Hauses machen würde. Sie werden begreifen, wie — wie schwer es mir — mir wurde — eine — eine Jungfrau zu finden, die — die würdig genug — —"

„Ja, Herr Major, das begreife ich, und ich möchte fast bezweifeln, daß eine würdig genug sein kann."

„Da scheinen Sie doch etwas — etwas allzu weit zu gehen. Viele haben sich für vorzüglich passend — passend gehal — —"

„Ja, diese Kostbarkeiten werden bereits viele Herzen gebrochen haben, Herr Major."

Der Major blickte verstohlen in den gegenüber hängenden Spiegel. War sie so schlau, ihm in schmeichelhafter Weise anzudeuten, daß sie seine Person zu diesen Kostbarkeiten hinzuzählte? Eine imponierende Erscheinung war er jedenfalls.

„Ein Mann kann nur einmal heiraten, Fräulein Ingram," sagte er würdevoll. Sein Blick ruhte prüfend auf Bawn.

„Wird es aber nicht Zeit sein," sagte jetzt Bawn ernst, „daß wir hinunter gehen, Herr Major? Ich sehne mich nach einer zweiten Tasse Tee u — —"

„Nein, Fräulein Ingram, bleiben Sie — bleiben Sie, sage — sage ich. Verhehlen kann — kann ich es nicht länger. Ich fürchte, Sie — Sie unverantwortlich lange in in der Schwebe hingehalten zu — zu haben, Fräulein Ingram. Sie — Sie —, ach — Sie sind es ja — die Wahrheit muß zuletzt heraus — ja, Sie sind es, die ich zur Herrin von Lisnavilly zu machen be — beabsichtige."

Bawn war vor Verwunderung starr. Mit weitgeöffneten Augen schaute sie ihn an. Die Stimme versagte ihr; aber bald gewann sie ihre volle Geistesgegenwart wieder.

„Ach," sagte sie lächelnd, „das beabsichtigen Sie? Leider kann ich Ihnen darin nicht beistimmen, Herr Major."

Sie verbeugte sich, eilte die Treppe hinunter und war so glücklich, mit Rosheen und Rovy zusammenzutreffen, die sie gesucht hatten.

33. Nicht pflichtvergessen.

Am folgenden Tage war Bawn wieder die alte; die feine Dame war verschwunden, das Milchmädchen stand wieder an seiner Arbeit. Das schöne Kleid lag in der Kiste; ob es wohl je wieder herausgenommen würde? Ihre Arbeit war getan. Sie nahm ein kleines Buch, das ihrem Vater gehört hatte und das sie meistens bei sich in der Tasche trug, und ging hinaus in den Obstgarten. Unter dem alten Apfelbaume setzte sie sich nieder, und ein wunderherrliches Panorama, das ganze Glen mit den dunklen Höhen als Hintergrund, breitete sich zu ihren Füßen aus.

Es war ein köstlicher Tag zu Anfang des Herbstes. Weiche, bunte Farbenpracht schien durch das Tal zu schweben, als der Sonnenschein von einem reizenden Punkte zu dem anderen zog. In Bawns Herzen kämpften Unruhe und Freude. Sie schlug ihr altes Erbauungsbuch auf, in dem sie oft mit ihrem Vater zusammen gelesen hatte. Und indem sie las, fühlte sie sich zurückversetzt in das alte Heim zu Minnesota, trat die ergreifende Tatsache von dem Lebenskampfe ihres Vaters vor ihren Geist. Sie vernahm seine Stimme, schloß zuweilen ihre Augen, um sich sein liebes Gesicht, seinen Blick, seine ganze Haltung zu vergegenwärtigen.

Betty Macalister unterbrach ihr Sinnen mit der Meldung, daß Fräulein Fingall gekommen sei. Bawn sprang empor, ließ ihr Buch fallen und eilte in das Haus, wo sie Shana mit hochroten Wangen und vor Aufregung glänzenden Augen fand.

„Fräulein Fingall —"

Shana schloß die Tür und warf sich schluchzend in Bawns Arme.

„Ich suche Obdach bei Ihnen," sagte sie mühsam, „denn — ich bin fortgelaufen. Nicht von Alister, sondern von Flora, die ganz entsetzliche Dinge zu mir und von mir gesagt hat. Sie nehmen mich doch bei sich auf?"

„Nur zu gern und auf so lange, als Sie bleiben dürfen. Jetzt setzen Sie sich erst und hören Sie auf zu weinen. Ich hole Ihnen Tee, und wenn Sie sich erfrischt haben, müssen Sie mir alles erzählen."

Shana war allzu zornig über das ihr zugefügte Unrecht, um lange weinen zu können. Ruhe und Tee belebten ihren Mut, und als sie dann erzählte, was sie nach Shanganagh getrieben hatte, tat sie es mit charakteristischer Offenheit.

„Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich seit Monaten einen gewissen Herrn Callender liebe."

„Ich sah Sie gestern im Gespräche mit einem Herrn," sagte Bawn.

„Das war er," erwiderte Shana, und ein schönes Lächeln durchbrach und verscheuchte den zornigen Ausdruck ihres Gesichtes.

„Er schien ein sehr liebenswürdiger junger Mann zu sein," versicherte Bawn. „Keiner von Ihnen brauchte sich seiner zu schämen."

„Zu schämen?" rief Shana, und hohe Röte überflutete ihr Gesicht. „Nein — o nein, zu schämen brauchen wir uns nicht. Er ist mir in jeder Weise ebenbürtig, auch darin, daß er arm, aber entschlossen ist, fleißig zu arbeiten. Hätte ich eine Mutter, dann würde ich ihr mein Geheimnis nicht einen Tag vorenthalten haben, selbst einem Vater nicht; aber ich habe nur einen Bruder, der in richtiger Uebersetzung gleichbedeutend mit einer Schwägerin ist. Die Gleichheit in Mangel an Geld ist die einzige Gleichheit, welche Flora in diesem Falle anerkennt; um dies einzusehen, bedurfte ich ihrer Hilfe nicht. Ich wußte, daß mein Bruder zu wählen haben würde zwischen seinem guten, liebevollen, mit uns sympathisierenden Herzen und seiner Klugheit, seinem Verlangen nach Ruhe und Frieden im Hause, und daß er seiner Frau beistimmen mußte, um dies gewinnen zu können. Da ich nun sein häusliches Leben nicht zu einem Fegfeuer für ihn zu machen wünschte, schwieg ich von meiner Liebe. Ich vermied jedes Beisammensein mit Callender und sah ihn nur selten einmal in Gegenwart meiner Schwester und der Kinder. Wir hofften beide, daß sich ein Weg für uns öffnen werde, wenn wir geduldig warteten. War das ein großes Vergehen?"

Mit dieser Frage, die ein halb bittender, halb herausfordernder Blick begleitete, schloß Shana ihren Bericht.

„Besser würde es immerhin gewesen sein, wenn Sie offen mit Ihrem Bekenntnis hervorgetreten wären; alles Geheimhalten ist mir verhaßt," sagte Bawn, indem sie sich der Schwere des ihrigen so schmerzlich bewußt war. „Ob oder wie unrecht Sie gehandelt haben, kann ich nur sagen, wenn ich alles weiß."

„Seit einiger Zeit wußte ich, daß ihm eine sehr einträgliche Stelle in Neu-Seeland angeboten war. Als ich ihn neulich sah, hatte er noch keine bestimmte Nachricht; heute aber bat er schriftlich um eine Zusammenkunft am Ende der Allee, weil er mir etwas mitzuteilen habe. Er hatte die Stelle erhalten und wollte morgen mit meinem Bruder sprechen. Etwa eine Viertelstunde lang wanderten wir auf der Landstraße hin und her, dann kam ein Bote von Flora, der mich augenblicklich zu ihr beschied."

Shana brach ab. Ihre Augen sprühten Feuer; sie vergegenwärtigte sich offenbar die Scene, welche sie mit ihrer Schwägerin gehabt hatte.

„Was sie mir sagte, kann ich nicht wiederholen. Mein Bruder war nicht daheim; in seiner Gegenwart hätte sie sich das nicht herausnehmen dürfen. O, wie konnte ich es nur anhören?“ rief das erzürnte Mädchen, am ganzen Körper bebend.

„Geduldig gewiß nicht,“ bemerkte Bawn, die mit gefalteten Händen am Tische saß und Shana beobachtete. „Gestehen Sie nur, Fräulein Fingall, daß Sie Lady Flora ebenfalls nicht schonten.“

Shana wurde sogleich ruhig und stellte ihr Wandern ein.

„Ja,“ gestand sie, „ich antwortete ihr im Zorne und — ich sagte ihr, was sie nicht wieder vergessen wird! Ach, wie tut es mir doch so leid, daß sie Alisters Gattin ist!“

„Und dann eilten Sie hierher? Warum gingen Sie nicht nach Thor zu Ihrer Großmutter?“

„Weil ich heute abend nicht mehr so weit kommen konnte und — weil ich mich nach Ihnen sehnte,“ gestand Shana. „Großi ist eine gute, liebe alte Seele; sie ist herzensgut und mitleidig, hat aber eigenartige Ansichten, von denen sie sich nicht abbringen läßt. Sie sagt, daß ein Mädchen nie selbständig handeln darf, sondern immer von denen geleitet werden muß, welche Gewalt über sie haben.“

„Wirklich?“ fragte Bawn mechanisch.

„Flora macht ihr genug zu schaffen, dennoch kennt sie dieselbe nicht, wie ich sie kenne, und ich möchte die liebe alte Großi nicht dadurch betrüben, daß ich ihr meine Geschichte so an den Kopf werfe, wie ich sie Ihnen daran geworfen habe. Wenn ich sie nach einiger Zeit sehe, werde ich mich abgekühlt haben und zu ruhigem Erzählen imstande sein. Ich möchte ihr keinen Kummer machen, habe ihr niemals welchen gemacht, denn — ach, Fräulein Ingram, Großi hat Entsetzliches erlebt. Denken Sie nur, ihr Lieblingssohn wurde von seinem Freunde ermordet u — —“

Bawns Gesicht, daß Shana voll zugewandt war und den Ausdruck gedankenvollen Interesses trug, veränderte sich plötzlich so sehr, daß es selbst der erregten Shana auffiel.

„Was fehlt Ihnen? Habe ich Sie so erschreckt oder ermüdet?“ fragte sie.

Bawn fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Nein, so leicht bin ich nicht zu erschrecken oder zu ermüden,“ entgegnete sie. „Ich denke, daß Ihre gute Großmutter recht hat, und

daß junge Mädchen nicht zu rasch und eigenwillig vorgehen sollten, wenn es sich um ihre Zukunft handelt."

„Diesen Ausspruch glaubte ich von Ihnen am wenigsten zu hören, da Sie so unabhängig sind und so selbständig handeln," versicherte Shana. „Ob Sie nun recht oder unrecht haben, pflichtvergessen werde ich niemals handeln."

Sie sprach mit bebender Stimme, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Nein, pflichtvergessen sind Sie nicht, und ich bin es auch nicht," sagte Bawn. „Das ist etwas ganz anderes, und – der Rückblick macht nichts besser."

34. Grosji legt sich ins Mittel.

Früh am anderen Morgen, als Bawn in der Nähe des Hauses auf dem Felde beschäftigt war, erschien ein junger Herr.

„Habe ich das Vergnügen, Fräulein Ingram zu sehen?" fragte er, den Hut zum Gruße lüftend.

Fräulein Ingram verneigte sich bejahend.

„Herr Callender?"

„Zu dienen. Kann ich Fräulein Fingall sehen?"

„Nein."

„Sie ist doch nicht krank?"

„Nein."

„Sie ist hier — bei Ihnen?"

„Ja."

„Weshalb kann ich sie nicht sehen?"

„Weil ich augenblicklich der Familie gegenüber verantwortlich für sie bin, kann ich ihr nicht gestatten, Besuche zu empfangen."

„Fräulein Ingram, sind Sie ebenfalls gegen uns?"

„Durchaus nicht; ich finde aber, daß Sie beide viel zu achtlos sind. Sie werden sich noch früh genug sehen und sprechen, wenn Herr Alister Fingall zurück ist."

„Das wird erst in einigen Tagen der Fall sein. Nur wenige Minuten lassen Sie mich Shana sprechen, Fräulein Ingram."

„Nein, Herr Callender. Ich sage ihr nicht einmal, daß Sie hier sind; aber ich will Ihnen etwas mitteilen, das Ihnen nichts Neues ist und Sie beglücken muß, wenn Sie es von fremden Lippen hören. Sie haben ein treues Herz errungen. Können Sie sich da nicht einige Tage gedulden? Schaffen Sie Fräulein Fingall nicht vermehrtes

Leiden durch unzeitiges Vorgehen; Sie werden es beide büßen müssen."

Callender überlegte einige Minuten lang, dann klärte sich sein verdüstertes Gesicht auf.

„Ja," sagte er, „Sie haben recht; ich will sie nicht sehen. Besten Dank für Ihren freundschaftlichen Rat. Guten Morgen."

Bawn ging ins Haus, um Shana Bericht zu erstatten.

„Das war grausam und ungastlich von Ihnen, Fräulein Ingram," schmollte diese. „Er wird denken, ich hätte mich einschüchtern lassen — und — ich wünschte ihm zu sagen — —"

„Ich habe ihm alles gesagt, und wie die Sachen augenblicklich stehen, war das jedenfalls besser."

Bawn kehrte auf das Feld zu ihrer Arbeit zurück und dachte über die Liebe der Menschenkinder nach. Doch bald wurde sie wieder in das Haus gerufen. Ein Wagen hielt vor der Tür, und die Generalin, Rosheen und Manon de St. Clair stiegen aus, als Bawn eben anlangte. Ein langer Brief von Shana, den ein berittener Bote am gestrigen Abend nach Schloß Thor bringen mußte, hatte die alte Dame zu der weiten Fahrt gezwungen.

Sie blickte Bawn prüfend an. Konnte dies liebe, unschuldig aussehende, verständige Mädchen so hinterlistig und dreist sein und alle die Eigenschaften besitzen, welche Lady Flora demselben beigelegt hatte?

„Fräulein Ingram," sagte sie, „ich komme, um mit meiner Großtochter zu sprechen, die sich sehr ungebührlich betragen hat, und um Ihnen zu danken, daß Sie dieselbe für die Nacht behalten haben, wenn," setzte die alte Dame ernst hinzu, „ich versichert sein kann, daß Sie ihre Absichten nicht gekannt und sie in ihrem Unrechte nicht bestärkt haben."

„Ich würde keinen Hund von meiner Tür fortjagen, der ein Obdach suchte," erwiderte Bawn, „und was das übrige anbetrifft, wird Fräulein Fingall Ihnen genügenderen Bericht abstatten, als ich es vermag."

Shana stand mit ineinander gehaltenen Händen und wechselndem Gesichtsausdruck in der Mitte des kleinen Gemaches, als ihre Großmutter eintrat.

„Shana," sagte die alte Dame, „wie soll ich mir Dein Betragen erklären?"

Shana hatte sich in die Arme der Großmutter flüchten wollen; diese Worte und das strenge Gesicht derselben hielt sie zurück.

„Weshalb hast Du das Haus verlassen, Shana?“ lautete die nächste Frage.

„Weil Flora mir das Bleiben unmöglich machte,“ entgegnete Shana ohne Besinnen. „Ich würde gegangen sein, wenn ich in einem Graben hätte übernachten müssen, und ich bin Fräulein Ingram sehr dankbar, daß sie mir Obdach gewährte.“

„Herrn Callender, welchem wir begegneten, hast Du hier empfangen?“

„Ich habe ihn nicht gesehen, wie leid es mir auch war; aber Fräulein Ingram gestattete es nicht. O Großi, er ist so vortrefflich,“ rief Shana erregt. „Wenn ich bedenke, wie Flora von ihm sprach, wundere ich mich nur, daß ich ihr nicht — ein Leid antat!“

„Aber, Shana, ich bin entsetzt über Dich und will weiter nichts hören. Mache Dich bereit, mich zu begleiten. Du mußt erst wieder zu Verstande kommen, bevor ich Dir erlaube, zu sprechen.“

„Ja, Großi, ich gehe mit Dir, aber nicht zu Flora. Wenn Du mich ausgescholten hast, wirst Du mich reden lassen. Von mir und über mich kannst Du sagen, was Du willst; Willi Callender darfst Du nicht angreifen.“

„Mein liebes Kind, dies letztere ist nicht meine Absicht; ich habe ihn allezeit für einen liebenswürdigen, arbeitsamen jungen Mann gehalten. Wie kam es nur, daß Du kein Vertrauen zu mir fassen konntest, Shana?“

Shana brach in Tränen aus und verbarg ihr Gesicht im Kleide der alten Dame.

„O Großi, liebste Großi, wenn ich Dir doch alles gesagt hätte! Ich wollte Dich nicht beunruhigen und — ich fürchtete mich vor Flora. Ich hatte ihn ja nicht gesehen, hatte nichts von ihm gehört, und nun nannte sie mich hinter — — nein, ich kann das abscheuliche Wort nicht über die Lippen bringen. Und wir hatten doch stille und geduldig gewartet. Gestern abend kam er nur, um mir zu sagen, daß er die Stelle erhalten habe und nun mit Alister sprechen wolle, und Flora — —“

Die Großmutter konnte sich das übrige denken; sie seufzte, strich über Shanas Haar mit liebreichem Bemühen und überlegte.

„Aber, Kind, willst Du uns verlassen und nach Neu-Seeland gehen?“ fragte sie bewegt.

„Großi,“ sagte Shana, „ich liebe ihn, kann ihm nützen, und er — er bedarf meiner. Major Batt kann ich nicht leiden.“

„Major Batt?“ fragte Großi verwundert.

„Ja; seinetwegen ist Flora ja so aufgebracht. Sie möchte mich ja so gern mit ihm vermählen, und — Großi, glaube mir, er möchte mich nicht haben, wenn ich ihn auch nehmen wollte. Er denkt an Fräulein Ingram."

„Hm!" sagte die Generalin.

„Nun gehe ich mit Dir, Großi," versicherte Shana, „und — an Alister habe ich geschrieben."

35. Menschendiebstahl.

Das alles war nun vorüber. Shana war in Thor, und Bawns Gedanken weilten wieder in dem geheimnisvollen Hollow. Der Herbst schritt mit seinen köstlichen Farben und immer vermehrter Schöne durch das Glen; köstliche Wolken türmten sich hinter Höhen auf, und die Nächte wurden stürmischer. Wilde Windstöße fuhren um Mitternacht von den Berggipfeln nieder, begruben den Mond in Finsternis und trieben ihr Unwesen auf Höhen und in Tiefen, bis der Morgen heraufdämmerte.

Unerquickt nach oft gestörtem, unruhigem Schlafe erwachte Bawn nach solchen Nächten. Mehr als einmal hatte sie den völligen Einsturz des Herrenhauses im Hollow im Traume erlebt, und ihr Entschluß war gefaßt.

„Betty," sagte sie eines Morgens, „ich habe etwas vor, muß mich aber auf Ihre Hilfe verlassen."

„Ja, bin meiner Herrin zu Diensten."

„Ich beabsichtige, Fräulein Mave Adare hierher zu bringen."

„Aber — Herrin!"

„Sie soll mein Zimmer haben; ich schlafe auf dem Sofa. Ich habe keine Ruhe vor dem entsetzlichen Gedanken, daß das Dach einbricht und sie begräbt."

„Gottes Segen über Sie, Herrin; allein — sie kommt nicht."

„Das möchte ich doch nicht behaupten, Betty. Hier und in meiner Pflege hat sie es ja besser als im Armenhospitale. Zögern darf ich nicht länger, wenn ich in mir zur Ruhe kommen will."

Betty schaute ihre junge Herrin verwundert an, schüttelte bedächtig ihr Haupt, schlug die Hände zusammen, machte ein ärgerliches Gesicht, ergriff Bawns Hände, küßte dieselben, warf ihre Schürze über den Kopf und eilte aus dem Zimmer.

Bawn sah ihr nach. Ein plötzlich eintretender Schmerz krampfte

ihr Herz zusammen, denn das letzte Gebaren der alten Frau erinnerte sie an die Worte ihres Vaters. Als sich alle — Freunde und Bekannte — von ihm abgewandt hatten, hatte sie ihm ihre Teilnahme bewiesen, dann ihre Schürze über ihr Gesicht geworfen und sich eilig entfernt. Wie gern würde Desmonds Tochter der treuen Betty jetzt gefolgt sein, sie geherzt und geküßt haben, wenn Klugheit dies nicht verboten hätte!

Am Nachmittage fuhr sie in einem jener eigenartigen, altmodischen Fuhrwerke, die in Irland „bedeckte Karren" genannt werden, nach Shanes Hollow. Andy hatte den Befehl, so nahe als möglich an das Haus zu fahren und dann zu warten, bis er gerufen werden würde. In der Allee stieg Bawn aus, fand Peggy ihrer harrend und folgte derselben, wie das erste Mal, in das Innere der Ruine.

Sie fand dasselbe noch entsetzlicher als damals. Während der Nächte hatte es viel geregnet. Eine schimmelige Feuchtigkeit bedeckte die Wände und den Boden und erhöhte die Gefahr des Vordringens. An den Baumstämmen, welche die Decke stützten, war die Feuchtigkeit niedergeflossen und bildete Sümpfe ringsumher.

Als Bawn hinter Peggy die schaukelnden Treppen hinanstieg, versicherte diese flüsternd, daß Fräulein Mave sich jedem Versuch, sie aus dem Hause zu bringen, widersetzen und daß ihre Brüder aus ihren Höhlen hervorkommen würden, dies zu verhindern.

„Dennoch will ich es wagen, Peggy," sagte Bawn, „Ihr müßt sogleich zu Herrn Lucas gehen und seine Erlaubnis zu einer Spazierfahrt seiner Schwester mit der jungen Amerikanerin erbitten."

Bawn fand das arme Wesen in seinem Bette noch abgezehrter, gespenstischer und beklagenswerter als bei ihrem ersten Besuche. Als die Unglückliche sie aber mit schwacher, heiserer Stimme willkommen hieß und sich offenbar bemühte, ihr eine Höflichkeit zu erzeigen, die einen auffallend und unbeschreiblich traurigen Gegensatz zu der Umgebung bildete, erschien sie Bawn doch viel menschlicher und wesenhafter, als diese bis dahin für möglich gehalten hatte.

„Die Luft ist so schön, Fräulein Adare," sagte sie, „daß ich Sie zu einer Spazierfahrt abholen will. Der Wagen ist vor der Tür."

„Zu einer Spazierfahrt?" rief das arme Geschöpf mit kreischender Stimme, „mich? — O, Sie träumen wohl, oder Sie reden irre? Ich träume und rede irre und deshalb kann ich Sie begreifen. Sie denken, ich könnte noch ausfahren und reiten wie — wie vor Zeiten, meine Liebe; aber — ach, das ist so lange — so lange her und — wie wunderbar, ich meine — meine, es sei erst gestern gewesen!"

„Fräulein Adare," sagte Bawn, „heute — heute sollen Sie mit mir fahren. Peggy und ich hüllen Sie gut in Decken, die ich mitgebracht habe, und — es wird Ihnen gefallen, draußen in der schönen, erquickenden Luft."

„Warum sagen Sie mir das — mir? Was geht mich die schöne, frische Luft jetzt an? Lassen Sie mich allein mit den Ratten und Eulen. Nachts sehe ich sie alle, und — o, meine Liebe, vor einer Ratte fürchte ich mich; ja — o ja, vor einer Ratte und vor Gespenstern, und — und doch nicht so sehr als vor — —"

Sie phantasierte; aber Bawn rief sie in die Wirklichkeit zurück: „Fräulein Adare, Sie machen mir die Freude und begleiten mich!"

„Sie wissen nicht, was Sie bitten," rief die Unglückliche. „Lucas wird es nicht gestatten."

„Peggy bittet Ihre Brüder," versicherte Bawn liebreich. „Sie werden mir diese Freude nicht versagen. Ach, da ist Peggy."

„Sah Herrn Edmund, Fräulein, der übernahm's mit Herrn Lucas," meldete Peggy. „Kam und sprach und sagte zu mir: ‚Haben nichts einzuwenden,' sagte er, ‚wenn eine Dame von einer anderen Dame zum Ausfahren abgeholt wird,' sagte Herr Edmund. ‚Hoffen jedoch, daß unsere Schwester nicht ausgesetzt wird später Abendluft,' sagte er."

In dieser stolzen Anmaßung und Stattlichkeit lag etwas so Lächerliches und Wundersames bei dieser Umgebung, daß Bawn hätte weinen und zugleich lachen mögen, und da sie beides nicht konnte, schwieg sie, bis Fräulein Adare sie in die schauerliche Wirklichkeit zurückrief.

„Das verändert alles, Peggy," sagte die Arme. „Das stellt alles in ein anderes Licht. Und — o, wie gern — wie gern möchte ich mit; aber, Peggy, Liebste, wie sollte ich hier hinauskommen? O, mein Gott — mein Gott — — ist's mir wirklich beschieden, wieder in den Sonnenschein — —"

„Ja — jedenfalls," versicherte Bawn.

Sie stand auf und schaute Peggy an, und die arme Kranke streckte ihre abgezehrten Arme nach beiden aus, unter dem schmutzigen, zerlumpten Ueberzug hervor.

„Hinunter geh'n, Herrin — Sie — und sogleich," flüsterte Peggy. „Hinter den Bäumen verstecken. Wenn Sie aus dem Wege sind, will ich's Herrn Edmund antun mit schönen Worten, daß er mir hilft, sie hinunter zu bringen. Sie und ich vermögen's nicht, und sind Sie fort, wird er's tun. Haben wir sie im Wagen, rufe ich."

Bavn gehorchte, nachdem sie geholfen hatte, der Kranken durch die mitgebrachten Kleidungsstücke ein menschliches Ansehen zu geben.

Bavn ging über den Rasenplatz unter den Bäumen hin und versteckte sich hinter dem Stamme einer der Riesenbuchen.

„Hier höre ich das Rufen," dachte sie, „ohne etwas zu sehen oder gesehen zu werden."

Aber, ach — kaum hatte sie ihre Stellung eingenommen, als sie jemand sah und von jemand gesehen wurde, den sie nicht erwartet hatte. Royn Fingall näherte sich ihrem Verstecke von dem alten Garten her.

„Fräulein Ingram!" sagte er, als er vor ihr stand.

„O bitte, halten Sie sich ruhig," flüsterte sie. „Verbergen Sie sich hinter dem Baume, wenn Sie nicht alles verderben wollen."

„Was verderben?" fragte er sehr erstaunt. „Was haben Sie hier vor, wenn ich mich darnach erkundigen darf?"

‚Menschendiebstahl."

„Krähen, Eulen und Ratten? Haben Sie Fallen aufgestellt?"

„Fräulein Mave Adare will ich stehlen. Halten Sie sich ruhig; — es ist ein vorsichtig angelegter Plan. Sie denkt, ich will sie spazieren fahren; ich beabsichtige aber, sie nach Shanganagh zu entführen und dort zu behalten."

„Bavn, Sie sind ein wunderbares Mädchen."

„Wirklich? Wunderbar, weil ich nicht ruhig abwarten kann, daß ein morsches Dach einstürzt und einen Mitmenschen lebendig begräbt? Um solche Vorgänge philosophisch betrachten zu können, müßte ich in Irland geboren sein. In Amerika haben wir solche Dächer nicht, und auch keine so stolzen, hilflosen Menschen, die unter denselben in täglich schwebender Lebensgefahr krank und elendiglich verkommen. Meine ‚amerikanische Aufdringlichkeit', wie eine vornehme Dame es nannte, trieb mich in die Ruine hinein, solange es noch Zeit ist, um ein unglückliches Wesen vor solch grauenvollem Tode zu bewahren."

„Es könnte in anderer Weise geschehen sein," sagte Royn, „ich habe darüber nachgedacht. Aber während ich dachte, handelten Sie — sich selbst vergessend. Bavn, Gott segne Sie! Sie sind gut — —"

„Loben Sie mich nur nicht," rief sie erregt, indem sie sich zur Seite kehrte und an das dachte, was ihr Verfahren leitete. „Ich bin nicht so gut, als Sie glauben."

Ach, was wußte er von den Beweggründen, die sie trieben, für das verkommene Wesen zu sorgen, was von dem Widerwillen, den seine Familie ihr einflößte?

„Nennen Sie mich nicht gut," sagte sie ernst, einen Schritt zurückweichend. „Sie kennen mich nicht und wissen nur wenig von mir. Ich tue nur, was ich nicht lassen kann."

„Ja," entgegnete er seufzend, „ich weiß nicht viel von Ihnen, bin aber sehr geneigt, Sie für das edelste Wesen der Welt zu halten."

„Ach," sagte sie traurig, „warten Sie mit Ihrem Urteil über mich, bis ich tot oder fort von hier bin. Aber — o, da kommen sie. Bitte, o bitte, verbergen Sie sich!"

Er kam einen Schritt vorwärts; sie standen nahe bei einander hinter der großen Buche. Blauer Schatten umhüllte sie; goldig überhauchtes Gras leuchtete zu ihren Füßen; durch das schützende Blätterdach schauten sie auf die geschwärzte, zerbröckelnde, vom Sonnenlichte verschönte Gartenmauer und über diese hinaus in eine Welt voll Sonnenschein hin, welche von dem fernen, in grauer Dämmerung schlummernden Walde begrenzt wurde.

„Wer kommt?" fragte Roby leise. „Wie haben Sie es durchgesetzt, Mave Adare trotz der schwankenden Treppe und der grimmen Brüder ins Freie zu führen?"

„Die Brüder erlauben es, daß Fräulein Adare mit einem anderen Fräulein eine Spazierfahrt macht. Herr Edmund hilft, sie herunter zu bringen, deshalb müssen wir uns verbergen. Haben Sie diese Leute je gesehen, Herr Fingall?"

„Diesen Lucas nicht; Edmund zerklopfte früher in einem Verstecke hinter dem Hause Steine, die er gekauft haben wollte und uns aus Gefälligkeit — wie er ausdrücklich betonte — zum Straßenbau überließ. Eines Tages traf ich ihn beim Umstürzen einer gefüllten Karre. Der kleine schmächtige Mann mit dem langen weißen Barte und in wunderlicher, offenbar zusammengesuchter Kleidung stand auf einem Steinhaufen, verschwand aber sogleich, und Steine zum Ausbessern meiner Straßen wurden mir nie wieder angeboten. Der Schlimmste der Familie ist Edmund nicht."

„Dort kommt er mit der Kranken! Nun liegt sie im Wagen. Er flieht zurück in seine Höhle. Bitte, kommen Sie nicht in unsere Nähe, Herr Fingall. Guten Morgen."

Sie streckte ihm die Hand entgegen, er lüftete den Hut, und — fort war sie.

Mave Adare lag wie tot in den Kissen und Decken, die Bawn zu diesem Zwecke mitgebracht hatte.

„Müde von der Anstrengung," flüsterte Peggy.

Es war ein trauriger Anblick. Die gelblichweiße, abgezehrte Ge-

stalt glich einer Wachsfigur; aber die belebende Höhenluft, die durch die geöffnete Tür in den Wagen drang, stärkte sie sichtlich während der langsamen Fahrt.

„Nicht zu lange, nicht zu lange," murmelte die Arme, ganz verwirrt zu ihren Begleiterinnen aufschauend. „Sie werden sonst ärgerlich. Ach, diese köstliche Luft!"

Sie atmete tief und mit sichtlichem Wohlgefallen und fiel dann in den früheren todähnlichen Zustand zurück.

Als sie spät abends aus ihrer Betäubung erwachte, befand sie sich in Bawns Schlafzimmer, und Peggy saß vor ihrem Bette.

„Peggy," flüsterte sie, „wo sind wir?"

„Sind bei der Dame aus Amerika, sag' ich, und — bleiben bei ihr, ist meine Meinung."

„O Peggy, ich muß zurück — sogleich — sogleich, Peggy. Lucas wird toben, und — o, was — was wird Lucas mir antun?"

„Stille liegen bleiben und ruhen, Herrin. Die Herren geben's zu, das Hierbleiben — zeitweilens, Fräulein Mave. Brauchen nichts zu fürchten, sie wird's ins Gleiche bringen mit Herrn Lucas, alldieweil sie von Amerika 'raus kam, sage ich. Weiß Dinge gerade zu bringen, die quer lagen, sage ich, und hat zusammengebraten und -gekocht, was köstlich zu riechen ist; wird ihr's Herz brechen, wenn's Fräulein Mave nicht genießen täte."

Aber Peggy mußte zu ihrem Manne, und Bawn hielt mit Betty Rat in der kleinen Küche.

„Ihr wollt freundlich mit ihr sein und mir helfen, sie zu pflegen?" fragte Bawn.

„Will tun, was menschenmöglich ist für die Arme. Brauchte nicht so weit mit ihr zu kommen, wenn sie's gehalten hätte mit Herrn Arthur. Wollte ihr 'ne schöne Heimat schaffen, Herrin; ja, das wollte er, wenn sie aufgestanden wäre für ihn. Was nun? Verrottet und vermodert muß sie's Angesicht verbergen vor den Menschenkindern."

„Jetzt, Betty, hält sie Herrn Arthur für unschuldig."

„Hat keinen Dank dafür, alldieweil sie keinen verdient," sagte Betty verächtlich. „Ist an der Zeit, daß sie's entdeckt. Aber, Herrin, haben nichts zu fürchten. Bin nicht das Ungeheuer, das es die Arme jetzt empfinden lassen wird."

Es war stille geworden im Hause. Der seltsame Gast lag wieder in seiner todähnlichen Ruhe. Betty und ihre Tochter schliefen; Bawn wachte. Nach der Aufregung dieses ereignisvollen Tages wollten sich ihre Augen nicht schließen.

Das Feuer war fast erloschen; die Lampe brannte schwach. Sie zog das Rouleau auf, um die Mondsichel zu sehen, die über dem gegenüberliegenden Berge stand. Die Hände auf dem Rücken, das Haupt erhoben, wanderte sie geräuschlos auf und ab und dachte an ihr erfolgreiches Bemühen in Bezug auf Mave, an ihre Unterhaltung mit Somerled, an seine beharrliche Bewerbung um sie.

Lauerte er ihr beständig auf, oder traf er allemal zufällig in Hollow mit ihr zusammen? Was sie sich auch sagen mochte, welchen Zwang sie ihrem Herzen auch antat, es schlug immer froher, wenn sie sein Gesicht erblickte, seine Stimme hörte.

Sie hatte ihn gewarnt; warum mied er sie nicht? Warum blieb er nicht ruhig in Schloß Thor und bemühte sich, Manon de St. Clair zu lieben?

Bawn stellte ihr Wandern ein; ihr Herz krampfte sich schmerzlich zusammen. Das natürliche Ende von allem war ja dies: Wenn sie nach Amerika zurückgekehrt war, wenn die Ruine in Hollow völlig am Boden lag und die Leiber der Adares deckte, wenn, wie Somerled prophezeit hatte, die Niederung in erneuter Lieblichkeit grünte und blühte, dann — ja dann lebte und atmete und freute sie Rovy Fingall, dann war er ein zufriedener Mann, ein beglückter Ehegatte einer zu ihm und seiner Familie passenden Frau!

Jetzt war der Mond so hoch gestiegen, daß er in hellem Glanze weit über der Bergspitze hing; eine Reihe Wolken schwebte ihm entgegen.

Bawn stand in der Mitte des Zimmers, sah sich die silberne Sichel an und hing den Gedanken nach, die ihre Phantasie in ihrem Scheine heraufbeschwor. Der Wind, der bis dahin leise um das Haus und in dem Dorngebüsch und den Ecken gesäuselt hatte, stieß einen heftigen Laut aus. Ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich Bawns, die an frühes Zubettgehen und frühes Aufstehen gewöhnt war, und zum erstenmal fürchtete sie sich, in tiefer Nacht so allein zu sein.

Als es ihr gelungen war, dies ungewohnte und unangenehme Gefühl zu beherrschen, trat sie an das Fenster, um das Rouleau niederzulassen; aber ein Etwas, für das sie augenblicklich keinen Namen hatte, ließ sie zusammenfahren. Sie meinte einen Schlag erhalten zu haben, und der Blutlauf in ihren Adern schien stille zu stehen.

Eine unheimliche, ungeschickte Gestalt stand draußen vor dem Fenster. Ein geisterhaftes, böswilliges Gesicht drückte sich an die Scheiben; hohle, mit Blut unterlaufene Augen traten aus ihren Höhlen hervor und strengten sich an, in das Zimmer zu sehen. Lange,

abgezehrte Hände klammerten sich in halber Höhe an das Fensterkreuz, und die Gestalt schien schwach und matt, einer Stütze bedürfend, so zu hängen. Ungekämmtes, unreinliches Haar, lange knochige Kinnbacken, ein hungriger Mund — dies waren Einzelheiten eines Gesichtes, das Bawn mit Grauen erfüllte und an ein wütiges Tier hinter dem Gitter seines Käfigs erinnerte.

Bebend wartete sie, um zu sehen, ob dies entsetzliche Wesen das Fenster öffnen und versuchen würde, in das Zimmer zu kommen. Sie wollte die Läden schließen und den Riegel vorschieben; aber — wenn es ein armer, hungriger, eines Obdaches bedürftiger Mensch wäre, der voll Sehnsucht durch das Fenster blickte, weil er nicht wagte, an die Tür zu klopfen?

Oder war es ein Wahnsinniger, der aus seinem Verwahrsam entsprungen war und an Raschheit der Bewegungen ihr zuvorkam? Rufen durfte sie nicht; die Kranke, für deren Ergehen sie jetzt verantwortlich war, legte ihr Zwang auf. Was sollte, was konnte sie tun?

Entschlossen trat sie zum Fenster hin, um den Laden sogleich zu schließen. Die Wolken waren eben vorübergezogen; der Mond war wieder frei, sein bleicher Schein fiel voll auf ihr Gesicht, in welches der entsetzliche Mensch mit sichtlicher Anstrengung seiner Sinne jetzt schaute. Und er war ebenfalls jetzt deutlicher sichtbar, da Bawn ihm näher stand. Ein wahnsinniges Verlangen nach etwas Unerreichbarem, boshafte Schlauheit, Verzweiflung: — diese Leidenschaften prägten sich in seinen Zügen, seinem Blicke aus. Zitternd streckte Bawn ihre Hand von sich, ließ das Rouleau niedergleiten und wartete dann, von Angst geschüttelt, welche Folgen ihr Vorgehen haben würde.

Aber alles blieb stille. So vergingen einige Minuten; dann wagte sie es, das Rouleau ein wenig zu heben und hinauszuschauen. Der entsetzliche Mensch war fort.

Sie schloß den Laden, sah alle Türen nach und eilte zur Ruhe. Lange Zeit wachte sie; es war ihr nicht möglich, das grauenhafte Gesicht zu vergessen. Der boshafte Ausdruck des Blickes, der sie getroffen, hatte ihr Mitleid verlöscht. Wer dieser Mensch auch sein mochte, er mußte ein böser Mensch sein.

36. Üble Nachrede.

Thor war wunderschön im Herbst, obgleich die melancholischen Fluten des Moyle ihr nie endendes Trauerlied mit weißen Lippen murmelten und die gewaltigen Wellen der Brandung zu den

Felsen des großen Thors hinaufsprangen, um mit donnerähnlichem Rollen sogleich zurückgeschleudert zu werden. In den schräg niederfallenden Wänden der Abgründe, welche grünlich vom Fels zum Meere aufgähnten, hingen hellängige, barfüßige Kinder scheinbar an den Haaren ihrer Köpfe, um die letzten, überreifen Heidelbeeren zu naschen, und wenn der frühe Sonnenuntergang, rascher als bis dahin, die Schritte eines fröstelnden Mittags überholte, gab seine farbenprächtige Glanzfülle dem Tage hinreichende Freundlichkeit.

Shana saß in dem kleinen Turmgemach, das sie in Schloß Thor allemal bewohnte, und schaute durch die hohen, schmalen Scheiben des Fensters hinaus in das Zwielicht. So rasch verdichtete sich dasselbe, daß Schottlands Klippen ein düsteres, kriegerisch gesinntes Aussehen hatten und das Wachtfeuer auf Mull of Cantire rötlich wie das Licht des Mars herüberschimmerte.

Der Brief, welcher vor Shana lag und eben beendigt worden war, berichtete davon, daß „Großi" sich der Liebenden angenommen hatte, daß Willi Callender zu einem befriedigenden Verständnis mit Alister gekommen war, und daß Neu-Seeland schon bald die Heimat der Schreiberin sein werde.

„Ich kann Sie jetzt nicht besuchen," so lautete der Schluß der langen Epistel. „Es ist mir verboten, und nach allem, was ich erlangt habe, fühle ich mich verpflichtet, gehorsam zu sein. Ihre Güte werde ich nie vergessen. Sie haben mich gastlich aufgenommen, sind für mich aufgetreten, und ich — o, ich will nichts von alledem glauben, was von Ihnen gesagt wird."

Und es wurde viel von ihr gesagt. Lady Flora benutzte die Stunde, in welcher sie sich mit der Generalin im Salon zusammenfand, um ihrem lange genährten Widerwillen in Bezug auf die Pächterin von Shanganagh freien Lauf zu lassen. Die aufeinander gepreßten Lippen und die in Falten gezogene Stirn der alten Dame bekundeten, wie unangenehm dies alles sie berührte.

„Was ich von Fräulein Ingram gesehen und gehört habe," sagte sie endlich, „war sehr nett und mußte mir gefallen. Wenn Du Shana gestattet hättest, Dir zu berichten, was sich zutrug, würdest Du Dich gezwungen fühlen, zu loben, wo Du jetzt tadelst. Fräulein Ingram wußte von der ganzen Geschichte nichts, bis Shana zu ihr kam und ihr alles erzählte, und ich bin überzeugt, Du wirst jener Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn Du selbst ruhig geworden bist."

„Gerechtigkeit?" fragte Lady Flora verächtlich. „Du läufst mir mit der ganzen Angelegenheit davon, meine liebe Großi. Ich mache

doch keine Anschuldigungen ins Blaue hinein. Wenn Du mich nur geduldig anhören willst, werde ich Dir zeigen, wie wünschenswert es ist, diese Person in gebührender Ferne zu halten, wenn nicht gar dahin zu verweisen, woher sie gekommen ist. Daß sie hier unter falschem Namen ihr Wesen treibt, weißt Du wohl nicht, und — —"

„Nein, Flora, das weiß ich nicht."

„Dann will ich es Dir sagen. Manon mußt Du in dieser Sache doch für eine vorurteilsfreie Beobachterin halten. Als sie und Rosheen mit Dir nach Shanganagh fuhren, gingen die Mädchen in den Garten, während Du im Hause mit — mit der künftigen Frau Callender sprachest. Unter einem Baume fand Manon ein Buch, das vermutlich dort hingefallen und übersehen war. Auf dem Titelblatt stand stand Fräulein Ingrams Taufname, d. h. wenn ein so ausländischer, wunderlicher Name so genannt werden kann, und — und der Familienname war nicht Ingram. Manon würde das Buch behalten haben, aber die junge Person erblickte es in ihrer Hand und nahm es ihr weg."

„Welcher Name stand in dem Buche?"

„Manon, als Fremde, welcher die englische Sprache noch nicht ganz geläufig ist, konnte den Namen nicht sogleich entziffern. Ingram war es keinesfalls; der Anfangsbuchstabe war ein D."

„Das Buch kann ihrer Mutter oder der Schwester ihrer Mutter gehört haben, und Vornamen, besonders nicht sehr gebräuchliche, erben in Familien fort; das erklärt den veränderten Zunamen."

„Daß Du einen Ausweg finden würdest, wußte ich vorher," höhnte Lady Flora. „Die Hast, mit welcher jene Person das Buch an sich riß, überzeugte Manon, daß nicht alles ist, wie es zu sein scheint. Mich ebenfalls, Großi, ich glaube, sie ist eine verheiratete Frau."

„Ach, Flora, wie redest Du!"

„Was ich meine oder denke, spreche ich nicht aus. Jedenfalls bin ich der Ansicht, daß eine verheiratete Frau unter allen Verhältnissen als solche auftreten sollte, und daß irgend ein Aber dabei ist, wenn sie das nicht tut! Dieses sogenannte Fräulein Ingram hat mir von Anfang an Mißtrauen eingeflößt, und ihr Benehmen bis zu dieser Stunde läßt dasselbe als sehr gerechtfertigt erscheinen. Unbeschützt und unbegleitet langt sie hier an und gibt sich für die Tochter eines Landmannes aus. Daß sie das nicht ist, und daß sie einer viel höheren Rangklasse angehört, wird niemand bezweifeln wollen. Sie gibt sich einen falschen Namen, und ich kann nicht umhin, liebe Großi, Dich darauf aufmerksam zu machen, daß Rory häufig mit ihr zu-

sammenkommt. Ich sagte Dir doch, daß wir — Manon und ich — sie in der Nähe von Shanes Hollow fanden."

„Halte ein, Flora; Du machst mich schwindlich."

„Ich will Dich unterrichten, Großi, nicht verwirren, deshalb spreche ich geradezu."

„Sehr geradezu, Flora."

„Damit Du Rovy Vorstellungen machen kannst, bevor es zu spät ist. Eine solche Person kann keine passende Gattin für den Herrn von Thor — für einen Fingall sein."

„Sagtest Du nicht, daß sie verheiratet ist?"

„Nun, sie wird geschieden sein. In Amerika macht sich das alles ohne große Umstände."

Lady Flora erhob sich, trat an das Fenster, wandte sich dann ab und verließ den Salon. Die arme alte Dame lehnte sich in ihrem Sessel zurück, legte ihre Hand an die Stirn und dachte über das nach, was sie gegen ihren Willen hatte anhören müssen.

Ja, an dem, was Flora gesagt hatte, konnte etwas Wahres sein, und um Rovy vor großem Unglück zu bewahren, mußte sie mit ihm sprechen. Von all ihren Großkindern stand er ihrem Herzen am nächsten. Er war ihr mehr ein Sohn als ein Großsohn, und seine Universitätsjahre abgerechnet, hatte er stets mit ihr zusammen gelebt. Er war nach ihrem Lieblingssohne genannt worden, der einen so unzeitigen schrecklichen Tod auf dem Jura gefunden hatte, und seine Natur war der ihrigen verwandt. Es würde sie unaussprechlich traurig gemacht haben, wenn er sich unglücklich verheiratet hätte. Ein armes, alleinstehendes Mädchen von zweifelhaftem Ursprung, das für seinen Lebensunterhalt arbeiten mußte, war keinesfalls die rechte Frau für den Repräsentanten der älteren Linie der Fingalls. Eine Heirat um Geldes willen war ihr unsympathisch. Aber sie wünschte Rovy im Parlamente zu sehen und war gewiß, daß er mit allen Kräften für das allgemeine wie für das Wohl seines Heimatsbezirkes wirken würde. Aber, ach, auf dem unfruchtbaren, felsigen Boden von Thor war das Geld nicht zu erwerben, das zur Erreichung so ehrenwerter Ziele für Rovy notwendig war.

Er war ein viel zu gütiger und gewissenhafter Gutsherr, um von seinen Pächtern zu fordern, was ihnen große Entbehrung auferlegen mußte. Die sorgende Großmutter hatte oft gefürchtet, daß er nie heiraten, daß er seinen menschenfreundlichen Gefühlen und Ansichten folgen, mit seinen beschränkten Mitteln so viel als möglich im kleinen Kreise Gutes wirken würde, um zu spät zu finden, daß sein Herd

verlassen, sein Herz unbefriedigt geblieben, daß er ein einsamer Mann sei.

Und nun erhob sich plötzlich das edle, aufrichtige Gesicht Bawns vor dem geistigen Auge der alten Dame, und sie sagte sich ohne Zögern, daß dies junge Mädchen ebenso gut und rechtschaffen wie schön sei. Aber — ist dem Gesichte eines Menschen allemal zu trauen? Die Welt ist betrügerisch, „und junge Amerikanerinnen," setzte die junge Dame in ihren altmodischen Anschauungen hinzu, „sind jedenfalls sonderlich." Und Manon —? Wenn sie die Gesichter und das Wesen beider Mädchen verglich, mußte sie notgedrungen Bawn den Vorzug geben.

Ohne tiefes Seufzen ging es nicht ab. Wandte sich ihr Großmutterherz wirklich von Floras Schützling ab, um sich der Fremden zuzuwenden? War Manon nicht die Großtochter ihrer Jugendfreundin? War sie nicht von guter Familie, konnte ihr großes Vermögen nicht die erwünschte Macht in Rovys Hand legen? Hatte Flora nicht dennoch recht, wenn sie behauptete, daß Manon Rovy befriedigt haben würde, wenn die Pächterin von Shanganagh dieser Gegend fremd geblieben wäre? Wie dem auch sein mochte, jetzt handelte es sich darum, daß Fräulein Ingram durch ihre mutmaßliche Unehrenhaftigkeit dem alten, hochangesehenen Hause von Thor Unglück bringen konnte, und — ja, es war Pflicht, heilige Pflicht der Großmutter, ernsthaft mit Rovy zu sprechen, selbst dann, wenn sie Schmerz bereitete und Schmerz empfand.

Der Abend schwand langsam dahin. Flora, welche zwischen dem Salon und dem Billardzimmer hin und her schwebte, berichtete, daß sich Rovy bewunderungswürdig zeige. Die jungen Leute belustigten sich dort, und er spare keine Mühe, Manons Spiel zu verbessern. Von Shana und Callender sprach Flora nicht und für ihren Eheherrn hatte sie nur tadelnde Worte, weil er die Verlobung der Liebenden anerkannte.

Einige Stunden später herrschte tiefe Stille. Alle waren zur Ruhe gegangen, nur die Generalin nicht. Sie schickte sich an, Rovy noch einen Besuch zu machen, der, wie sie wußte, noch bei seinen Büchern saß und seine Pfeife rauchte.

Mit sorgendem Herzen schritt sie die Treppe hinauf.

„O Großi," rief Rovy, indem er aufsprang und ihr seinen Sessel hinschob, „Dein Besuch ist mir eine unerwartete Freude! Aber warum kommst Du zu mir herauf, statt mich hinunter zu Dir bescheiden zu lassen?"

„Ich wünschte Dich ungestört zu sprechen," lautete die Antwort. „Ist es wahr, daß Fräulein Ingram sich Fräulein Adare nach Shanganagh geholt hat?"

„Ja. Sie hat getan, was einer von uns längst getan haben sollte."

„Der Fremden wurde vielleicht möglich, was uns unmöglich war. Es ist eine lobenswerte Tat, die ihr indessen großes Ungemach bringen kann."

„Sie ist ein sehr gutes, vortreffliches Mädchen, Großi."

Die Generalin wußte nicht, wie sie anfangen sollte. Verlegen schaute sie durch ihre Brille in das erwartungsvolle Gesicht ihres Großsohnes.

„Nun, liebe Großi, was möchtest Du mir noch sagen?" fragte dieser endlich. „Nur heraus damit; ich bitte Dich."

„Ich würde gern schweigen, wenn ich es jetzt nicht als Pflicht erkannt hätte, zu reden, Rovy. Ist — ist es klüglich, Rovy, daß Du — daß Du Dich so sehr für — für Fräulein Ingrams Angelegenheiten interessierst, sie so — so hochschätzest?"

„Großi," sagte Rovy nach augenblicklichem Schweigen leise, „ich hoffe und wünsche mich mit Fräulein Ingram zu verheiraten."

„Das dachte ich mir," erwiderte die alte Dame, ihre Aufregung bekämpfend, so ruhig, als es ihr möglich war, „und deshalb hielt ich es für meine Pflicht, Dich zu warnen. Weißt Du, daß sie hier unter falschem Namen lebt?"

„Nein."

„Es wurde mir gesagt; Du wirst erfahren können, ob es so ist. Festgestellt scheint es mir nicht zu sein. In einem Buche, das ihr gehört, fand sich ihr Taufname mit einem anderen Familiennamen zusammen — —"

„Eine höchst scharfsinnige Schlußfolge — vermutlich von Flora und Fräulein Manon de St. Clair. Angenommen, daß Fräulein Ingram zu einer Namensveränderung Gründe gehabt hätte, was ginge das andere Menschen an?"

„Man hält sie für eine verheiratete Frau."

Rovy fuhr zusammen. Sein wettergebräuntes Gesicht wurde einen Schein bleicher; aber dann lachte er gutgelaunt.

„Welch eine romantische Annahme!" bemerkte er.

„Daß sie — selbst den jungen Mädchen gegenüber — so hartnäckig über sich, ihre Familie und Verhältnisse schweigt, muß auffallen. Selbst Shana gibt zu, daß sie nicht ist, was zu sein sie so

geflissentlich betont, daß sie hinreichende Geldmittel haben wird, während sie für Geld arbeitet, und — und, Rovy, es wird behauptet, daß sie etwas — etwas leichtfer —"

„Liebste Großmama," sagte Rovy, die Rede der alten Dame unterbrechend, „nicht für Dich, aber für einige Deines Geschlechts steigt mir die Röte in die Wangen. Dir gegenüber habe ich gewißlich nicht nötig, Fräulein Ingram zu verteidigen. Du sagst mir dies alles gegen Deine Ueberzeugung, Großi; und wenn es Dich beruhigen kann, will ich Dir vertrauen, daß ich mehr und bessere Gelegenheit gehabt habe, mir ein Urteil über Fräulein Ingram zu bilden, und daß ich ihr traue. Die ihr zuerteilte Leichtfertigkeit ist eine Lüge. Sie arbeitet angestrengt, beeinflußt alle, die in ihre Nähe kommen, zum Guten, macht die Wüste blühen und zwei Grashalme wachsen, wo nur einer wuchs, hat Mitleid mit Armen und Kranken, wagt ihr Leben zur Rettung eines elenden Mitmenschen, gibt das eigene Behagen auf, um eine Widerwillen erregende Leidende zu pflegen, und — nein, Großi, Du kannst diesen elenden Verleumdungen keinen Glauben schenken. Deine Sorge um mich laß der Betrübnis weichen," setzte er ruhiger hinzu, „denn sie, die ich von ganzem Herzen liebe, entzieht sich mir mit einer Beharrlichkeit, die — —"

Rovy brach ab; die Stimme versagte ihm, und seine Großmutter sprach ebenfalls nicht. Trotz kluger Vorsicht schlug ihr Herz leichter. Ja, sie mußte ihm glauben, mußte annehmen, daß er mehr und bessere Gelegenheit gehabt hatte, das junge Mädchen kennen zu lernen. Aber konnte, durfte sie ihn dennoch ermutigen? Armut ist ein Hindernis, und die Großmutter mußte an das ehrenwerte Streben des geliebten Großsohnes denken und an die Ziele, die er sich gesteckt hatte.

„Mein lieber Junge," sagte sie bewegt, „ich fühle mit Dir, denke aber auch an Deine Zukunft. Was soll aus Deinem Wunsche werden, für das Wohl Deiner Mitmenschen zu wirken? Kann Deine Verheiratung mit einem armen Mädchen Dich für das entschädigen, was Du aufgeben mußt?"

Rovy strich mit der Hand über die Stirn und wartete einen Augenblick, bevor er antwortete.

„Als ich jene Pläne faßte," sagte er dann ruhig und bedächtig, „konnte ich nicht ahnen, daß ich sie — die einzige, welche ich meine Gattin nennen möchte — so in diesen Verhältnissen finden würde; und obwohl Du mich in großmütterlicher Zärtlichkeit Deinen Jungen nennst, bin ich doch ein Mann, und erst im reifen Mannesalter habe ich diese Einzige gefunden. Ich gebe die Hoffnung auf eine Laufbahn

nicht auf, welche es mir ermöglichen wird, meiner Generation zu nützen; aber, Großi, sie liebe ich doch mehr und inniger als Parlament und Auswanderer, und ich habe die Ueberzeugung, daß eine treue, hochherzige, edelgesinnte Frau ihrem Manne eine größere Hilfe ist als Geld. Nun, liebste Großi, lege Dich nieder und laß Dir den Schlaf nicht durch Floras Phantasieen verderben."

Nachdem sie gegangen war, saß Rovy noch lange in tiefes Sinnen versunken. Er hatte mutvoll gesprochen, weil er seine innere Unruhe nicht kund tun wollte, mußte sich aber doch sagen, daß er von dem Mädchen, dessen Einfluß auf sein Leben so groß war, absolut nichts wußte. Er dachte zurück an seine Unterhaltungen mit ihr an Bord des Dampfers, und der Eindruck, der ihn damals so mächtig ergriffen hatte, erwachte mit erneuter Stärke in ihm. Ja, ein schmerzlicher Umstand, der ihr Tun und Lassen regelte und den sie nicht aufdecken konnte oder wollte, nötigte sie, seine beharrliche Bewerbung abzuweisen. Verheiratet war sie keinesfalls. Mit welchem Erstaunen hatte sie ihn angesehen, als er eine derartige Vermutung ausgesprochen, wie entschieden verneinend hatte sie ihm geantwortet! Nie, nicht für einen Augenblick, hatte sie ihm auch nur die geringste Hoffnung auf eine mögliche Aenderung ihres Entschlusses gegeben. Aber was, wenn er es ruhig und parteilos betrachtete, konnte dies liebenswürdige, gebildete, feine Mädchen veranlassen, sich in einen so entlegenen Erdenwinkel zu vergraben, wenn nicht eine absolute Notwendigkeit, sich vor irgend jemand oder irgend etwas zu verbergen?

So, verloren in beunruhigenden Gedanken, saß Rovy Fingall die halbe Nacht. Als der Morgen aufdämmerte, verließ er das Haus und wanderte in den Bergen umher; aber es gelang ihm nicht, die Befürchtungen von sich abzuschütteln, die sich ihm so gewaltsam aufgedrängt hatten.

Er konnte — nein, er konnte nicht ruhig werden, bis er sie gesehen, gesprochen, bis er sie gleichsam in enges Verhör genommen und ihre Antworten kritisch beleuchtet hatte.

Ach, er bedachte in seiner Erregung nicht, daß er, als ein Mann, der abgewiesen und niemals ermutigt worden war, durchaus kein Recht hatte, sie zu befragen. Er meinte aber, daß sein Leben von ihren Antworten abhinge. Morgen — nein, heute, denn der Morgen brach ja eben an — wollte er zu ihr gehen; aber wo — wo sollte, konnte er sie finden? Mehr als einmal und sehr ernst, hatte sie ihm untersagt, in ihr Haus zu kommen, und nach allem, was seine Großmutter ihm mitgeteilt hatte, durfte er sie dort nicht aufsuchen.

37. Mave Adares Ende.

Falls Bawn gehofft hatte, Mave Adare würde sich geistig und leiblich erholen und ihr Aufschlüsse geben, die ihr zur Erreichung ihres Vorhabens dienen könnten, mußte sie sich bitterlich enttäuscht fühlen. Das elende Geschöpf schien seine ganze Energie in dem schrecklichen Kampfe mit Verlassenheit und Leiden in dem zerfallenden Hause aufgeboten zu haben. In dem Behagen und Frieden des jetzigen Zustandes verharrte die Arme in einer Teilnahmlosigkeit, aus welcher sie nur gelegentlich für Augenblicke erwachte und die Ueberzeugung aussprach, daß sie im Himmel sei. Bawns liebreiche Sorgfalt rang ihr kein Wort ab; kam aber Peggy, dann flüsterte sie derselben zu, daß sie in ihrer Abwesenheit von einem Engel gepflegt worden sei.

„Daher weiß ich auch, daß ich im Himmel bin, Peggy. Ich möchte immer nach jemand fragen, den ich zu treffen hoffte, und im rechten Augenblicke entfällt mir der Name. Der Engel, der mir solche Liebe erzeigt, hat seine Stimme, und das läßt mich den Namen vergessen; wenn er spricht, meine ich Arthur zu hören und dann bin ich zufrieden. Er ist es aber nicht, und ich begreife nicht, warum er nicht zu mir kommt, da er sicherlich im Himmel ist."

Bawn schloß aus diesen Worten, daß ein Etwas in ihrer Stimme die Kranke an Desmonds Stimme erinnern müsse, und sie überlegte, wie sie sich diese Aehnlichkeit dienstbar machen könne. Als sie in einer Nacht im Halbdunkel allein an Maves Bette saß und durch das gegenüberliegende Fenster einen letzten Schimmer der Landschaft erhaschte, kam ihr ein Gedanke, den sie sogleich zur Tat werden ließ.

„Arthur Desmond! Arthur Desmond! Arthur Desmond!" sagte sie leise, aber deutlich.

Die Kranke bewegte sich im Bette, öffnete die Augen und richtete das wachsbleiche Gesicht ihr zu.

„Wo ist Arthur Desmond?" fragte Mave Adare in einer Weise, die völlig klar und vernünftig war. „Ich habe mich nach ihm umgesehen, kann ihn aber nicht finden, und ich weiß doch, daß er hier ist."

Bawn antwortete ohne Besinnen. „Wie können Sie ihn hier finden, da Sie von seiner Schuld überzeugt sind?"

Die Worte waren so natürlich von ihren Lippen gefallen, daß sie sich selbst darüber wunderte. Nun wagte sie kaum zu atmen. Sie fürchtete, die Kranke leidenschaftlich erregt zu haben, oder eine bedeutungslose, phantastische Antwort zu erhalten; aber sie irrte sich.

„Weil ich durch das gnadenvolle Erbarmen meines HErrn und

Heilandes meiner Sünden los geworden bin," sagte Mave deutlich und offenbar klaren Geistes. „Jahrelang habe ich schwer gelitten; jetzt habe ich die freudenvolle Gewißheit, daß Gott und mein Geliebter mir vergeben haben."

Bawns Herz erweiterte sich, als sie dies feierliche, tröstliche Bekenntnis aussprechen hörte.

„Ja," sagte sie, „Sie werden Arthur Desmond bald sehen. Noch sind Sie nicht im Himmel, aber der Friede, den Sie empfinden, ist bereits ein Vorschmack des Himmels. Wollen Sie mir nicht vertrauen, wie es kam, daß Sie Arthur für schuldig halten konnten? Wer sagte Ihnen, daß er das Verbrechen begangen hätte?"

Die Sterbende fuhr zusammen.

„Lucas hatte es gesehen," erwiderte sie. „Lucas glaubte es gesehen zu haben und er erzählte es mir. Aber in einer Nacht — in einer jener erschrecklichen Nächte, in denen das Dach einfiel, kam Arthurs Geist zu mir und sagte, daß er unschuldig ist und — und im Himmel. Dies — dies machte mich willig, zu leiden, dies machte mich so — so zufrieden."

Mave fiel zurück und schlummerte wieder ein, und Bawn hatte die Wahrheit aus ihrem Munde vernommen. Lucas hatte gesagt, daß er gesehen habe, wie Arthur Desmond das Verbrechen vollbrachte. Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen; mit Lucas — mit niemand außer ihm — hatte sie zu tun.

Wohl eine halbe Stunde saß sie regungslos und überlegte, wie sich das Gehörte wohl am besten verwerten lasse. Wann und wo konnte sie den Versuch wagen, Lucas Adares Gewissen aufzurütteln. Durfte sie fernere Auskunft von der Kranken erwarten?

Sie sehnte sich nach der kühlen Nachtluft, stand geräuschlos auf, setzte die beschattete Lampe hinter das Bett, damit die Schläferin durch den Lichtschein nicht gestört wurde, und trat ins Freie. Nach und nach wurde sie ruhiger und schritt durch den Garten wieder nach dem Hause hin.

Als sie dasselbe erreicht hatte, sah sie durch das Fenster, daß sich ein Schatten vor dem Bette der Kranken bewegte. Ob Betty Mave Adare hatte schreien hören und zu ihr hingeeilt war? Bawn trat dicht vor das Fenster und blickte durch die Scheiben in das Zimmer.

Ein abgezehrter, verwildert aussehender Mann, der sich in dem netten Gemache ganz besonders abschreckend ausnahm, streckte sich über das Bett hin, und was dann folgte, war so grauenvoll wie das, was die geängstigte Seele während eines Alpdruckes empfindet. Der

fürchterliche Mensch erfaßte die Hand der Kranken, rüttelte sie mittels eines Griffes an der Schulter, rief ihren Namen, bis sie erwachte und ihn voll Entsetzen anblickte. Dann schlang er die langen Knochenarme um sie und bemühte sich, sie aus dem Bette zu ziehen.

„O Lucas, Lucas!“ schrie das unglückliche Wesen. „Nein, o nein, Lucas, nicht wieder dorthin! O—o—o!“

Er stampfte auf den Boden, und dann begann ein Kampf mit sehr ungleichen Kräften. Plötzlich ließ der schreckliche Mensch sein Opfer fallen und lauschte. Sein Gesicht wandte sich der Tür und dann dem Fenster zu. Es war dasselbe schauervolle Gesicht, das vor wenigen Nächten durch das Fenster in das Gemach geschaut hatte.

Ja, Lucas Adare war gekommen, seine Schwester wieder zu holen. Bevor Bawn Zeit fand, zu ihrer Hilfe herbei zu eilen, trat Betty in das Zimmer, und Lucas mußte sein Vorhaben aufgeben. Wie ein wildes Tier schoß er an jener vorüber aus dem Hause.

Bawn eilte hinter ihm her und rief ihn mit einer Stimme, die so durchdringend war wie der Ton einer silbernen Trompete: „Lucas Adare, wartet einen Augenblick; ich habe Euch etwas zu sagen!“

Sie glaubte, er würde seinen Lauf noch beschleunigen, aber er blieb stehen und erwartete ihr Näherkommen.

„Was willst Du von mir?“ fragte er ingrimmig.

„Kommt zurück in das Haus und genießt etwas,“ sagte Bawn. „Eurer Schwester habt Ihr erlaubt, mein Gast zu sein; wollt Ihr selbst meine Gastlichkeit nicht annehmen? Ihr habt einen weiten Weg vor Euch.“

„Verwünscht sei Deine Falschheit,“ knirschte er. „Wer gab Dir die Erlaubnis, sie fortzuführen und sie mit Deiner unverschämten Fürsorge zu überschütten? Sie sollte mit Dir ausfahren, nichts weiter. Warum hast Du sie nicht zurückgebracht in das Haus ihrer Ahnen?“

„Es war zu spät, und sie war erschöpft. Dazu hatte ich Gründe, mich zu freuen, sie unter mein Dach führen zu können; welche ich Euch sagen werde, wenn ich Euch wiedersehe.“

„Warum nicht sogleich?“ höhnte er.

„Weil es schon spät ist. Wenn Ihr nicht mit mir kommen wollt, muß ich Euch eine gute Nacht wünschen; was ich Euch aber sagen könnte und eines Tages sagen werde, muß Euch interessieren.“

„Ich verwünsche Dich!“ rief er wütend. „Daß Du falsch und feige bist, wußte ich, als ich zum erstenmal Deine Stimme hörte. Wie kannst Du Dir herausnehmen, seine Stimme nachzuahmen — —“

„Wessen Stimme?“ fragte Bawn, und ihr Herz schlug zum Erschrecken.

„Die Stimme eines Verworfenen, der vermutlich lange im Grabe liegt. Meinst Du, ich fürchtete mich vor Gespenstern? Ein Mensch, der mit Ratten verkehrt, kennt keine Furcht. Hüte Dich, ferner mit den Adares Dich zu befassen, wie Du es bis jetzt getan hast. Morgen hole ich meine Schwester, und in die Nähe von Hollow kommst Du mit Gefahr Deines Lebens.“

Er wandte sich ab. Bawn hatte die erste Zusammenkunft mit Lucas Adare gehabt; — die erste, und trotz seiner Worte sollte es die letzte nicht sein. Sie war entschlossen, und mit Frohlocken verzeichnete sie die Tatsache, daß sein Gewissen bereits angefangen hatte sich zu regen. Die Aehnlichkeit ihrer Stimme mit der Stimme ihres Vaters hatte die Herrin von Thor verwirrt, obwohl sie sich nicht klar darüber geworden war. Auf die krankhafte Phantasie Mave Adares hatte sie wie ein Zauber gewirkt und in jenem Elenden hatte sie Haß erweckt — Haß, welcher in der Sünde wurzelte, die der Hassende gegen seine Opfer verübt hatte; und dieser Haß wurde auf Bawn übertragen. O, daß Mave Adare am Leben bliebe, um ein Glied zwischen ihr und jenem Ungeheuer zu werden!

Bawn eilte in das Haus zurück und schlich sich geräuschlos in das Krankenzimmer; aber wie verändert fand sie alles!

Betty kniete vor dem Bette und betete laut. Die Kranke lag starr und geisterhaft in den Kissen. Das Fünkchen Leben, das in dem abgezehrten Leibe Mave Adares noch geglimmt hatte, war von tölpelhafter Hand verlöscht worden.

„O Herrin, es ist aus mit ihr,“ schluchzte Betty. „Der Schurke hat ihr das Leben ausgeblasen.“

Am folgenden Morgen fand sich ein zerknittertes Papier unter der Haustür, welches die Worte enthielt: „Die Adares wurden allemal bei Fackelschein in ihrem Erbbegräbnis auf dem alten Gottesacker zu Torme beigesetzt.“

Wer, wenn nicht Lucas Adare, konnte das geschrieben haben, um Bawn seinen Willen kund zu tun?

„Das war ja immer eine ihrer verrückten Grillen,“ sagte Betty. „Andere Leute kommen ins Grab, wenn die Sonne scheint, die Adares müssen zur Nachtzeit hingeleuchtet werden.“

Bawn ließ die Jugendgeliebte ihres Vaters bestatten, wie es in der Familie derselben gebräuchlich gewesen war. Ein verwilderter, abgezehrter Mensch folgte der Leiche in einiger Entfernung und so,

daß er dem Fackelschein nicht zu nahe kam. Was alle anderen auch denken mochten, ihm war es eine Genugtuung, daß seine Schwester mit den herkömmlichen Ehren bestattet werde.

38. Der Einsturz.

Rovy war entschlossen. Er wollte noch einmal ohne Rückhalt mit Bawn reden und versuchen, ob er sie nicht zum Aussprechen über ihre Vergangenheit bringen konnte; er wußte es nur noch nicht anzufangen.

Mit ihr beschäftigt, kam er an einem nassen, stürmischen Herbsttage an Hollow vorüber und erschrak fast, als er sie unter den Buchen vor dem Herrenhause stehen sah. Sie hatte ihren Plaid eng um sich gezogen, blickte unverwandt zu den zertrümmerten Fenstern empor, und der Ausdruck ihres Gesichtes wie ihre ganze Haltung bekundete die tiefste Niedergeschlagenheit. Sie an diesem Orte zu finden, war auffallend und geradezu unerklärlich. Mave Adare war tot. Für sie hatte Bawn offenbar großes Interesse gehabt; ihr hatte sie große Liebe und Güte geschenkt. Was hatte sie aber nun noch in dieser unheimlichen Gegend zu tun? Wen konnte sie jetzt hier zu sehen hoffen? Wie war es zu erklären, daß nur diese Menschen mit ihren Sünden und in ihrer Verkommenheit sie so anzogen?

Rovy näherte sich ihr; sie sah ihn und fuhr zusammen. Wie allemal, so schien sie auch jetzt vor seinem plötzlichen Erscheinen zurückzubeben.

Sie hatte sich soeben klar gemacht, wie völlig unwahrscheinlich das Gelingen ihres Vorhabens war. Herbststürme, diese Vorboten des nahenden Winters, hatten sich bereits eingestellt; sie war an diesem Vormittage gekommen, weil sie den völligen Einsturz des Hauses — das Grab Lucas Adares zu finden fürchtete. Daß das noch nicht der Fall war, kam ihr wie ein Wunder vor. Wie lange konnte es noch währen, — bis morgen, bis nächste Woche? Jedenfalls hielt sein Haß, seine Ahnung in Bezug auf ihre Person den verstockten Sünder in seiner Verborgenheit fest.

Blieb ihr noch ein Fünkchen Hoffnung, die Verleumdung widerlegen zu können, die das Leben ihres Vaters verdüstert hatte, die das ihrige jetzt verdunkelte, indem sie eine unübersteigbare Mauer aufrichtete zwischen ihr und dem Manne ihrer Liebe?

Sie fühlte sich verpflichtet, diesem in jeder Weise auszuweichen,

ihm so wenig Leid als möglich zuzufügen, ihr ganzes Betragen ihm gegenüber so einzurichten, daß er einsehen mußte, wie unmöglich eine Verbindung mit ihr — ja, selbst Freundschaft mit ihr war.

War ihr Erschrecken, als sie ihn so plötzlich neben sich sah, nicht sehr natürlich? Er sah es, und es verletzte ihn.

„Fräulein Ingram," sagte er, „verzeihen Sie, daß ich Sie in Ihrem Nachdenken unterbreche. Sie an diesem stürmischen Morgen hier zu finden, konnte ich mir nicht einmal träumen lassen."

Bawn hatte ihre Selbstbeherrschung wiedererlangt.

„Das glaube ich Ihnen; aber ich kann dem Zauber dieser Oertlichkeit nicht widerstehen."

„Hat das, was Sie vollbracht haben, Sie noch nicht befriedigt? Was können Sie mehr tun oder erhoffen?"

„Noch andere Leben sind in Gefahr dort."

„Meinen Sie, zwei verwilderte, halsstarrige Männer beeinflussen zu können? Sie lassen sich nicht fortschaffen, wie ihre Schwester es tat."

„Leider wohl nicht."

„Wie können Sie sich nur so um sie sorgen?"

„Wie? — Ach ja, wie kann ich das?"

„Lange leben können sie keinesfalls mehr, und das Leben ist für beide nur eine leidenvolle Bürde."

Bawn erschauerte und zog ihren Plaid noch fester um sich. Sie war ersichtlich dünner geworden. Ein tieftrauriger Ausdruck beschattete ihr Gesicht, — dies noch vor einem Monat so sonnige Gesicht, das niemand mit traurigen Gedanken in Verbindung gebracht hätte.

„Bawn," sagte Rory, „ich bitte Sie, lassen Sie diese Menschen fahren, denken Sie an sich u — — Bawn, an mich. Ich glaube, Sie kommen hierher und sorgen sich um diese elenden Menschen, um anderen Gedanken zu entfliehen. Ein Leid, ein Geheimnis quält Sie, das Sie mit niemand — selbst mit mir nicht teilen wollen. Bawn, vertrauen Sie mir?"

Sie machte eine Bewegung, sagte aber nichts.

„Sie dürfen mich nicht zurückweisen, Bawn; Sie wissen, daß Sie mich lieben. Entweder haben Sie ein entsetzliches Geheimnis, das kennen zu lernen ich berechtigt bin, oder Sie brechen Ihr Herz in sündhafter — — —"

Er brach ab, von seinen Empfindungen überwältigt; und als Bawn nun sprach, kamen ihre Worte nach seiner großen Erregung nur zögernd, wie ein schmerzliches Flüstern.

„Ja," sagte sie bebend, „ich habe ein entsetzliches Geheimnis."

Das Rauschen der gefallenen Blätter und das Tropfen von den laublosen Zweigen schien dies Flüstern aufgefangen zu haben und dem Hause zuzuwehen.

„Ich habe ein entsetzliches, ein kaum zu ertragendes Geheimnis," fuhr Bawn nach kurzem Schweigen fort, „ein Herzeleid, das mich über den Ozean trieb und hierher brachte. Was die Leute von mir sagen, und was Sie mich fragen möchten, weiß ich. Ingram ist nicht mein Name, und ich bin nicht, was zu sein ich vorgebe. Ich hoffte einen Fleck von meinem wahren Namen abwaschen zu können, aber diese Hoffnung ist erloschen, und der Fleck muß bleiben. Dies alles mußte ich Ihnen sagen; ich glaube, es Ihnen bereits auf dem Schiffe angedeutet zu haben, aber — Sie haben es wohl vergessen."

„Ich habe es vergessen und ich will es wieder vergessen, wenn Sie es mir nur gestatten."

„Das ist mir nicht möglich. Sie müssen sich fern von mir halten, dürfen nicht länger an mich denken. Wüßten Sie, wer ich bin, würden Sie sich von mir abkehren und mich nie mehr zu sehen wünschen."

„Dies alles glaube ich nicht, bis ich genau und nach allen Seiten hin unterrichtet bin. Junge Mädchen machen sich oft übertriebene Vorstellungen von Dingen; ich muß selbst urteilen. Was andere von Ihnen denken oder sagen, hat keinen Einfluß auf mich."

Bawn blickte ihn erschrocken an, und ihr Gesicht färbte sich etwas.

„Es besteht," sagte sie, „ein Hindernis zwischen uns, und der Tag wird nicht ausbleiben, an welchem Sie das erkennen."

„Warum nicht heute schon -- zu dieser Stunde, Bawn?"

„An dem Tage, an welchem ich Ihnen alles sage, muß ich fort von hier; denn ich kann nicht bleiben, um zu sehen, daß Sie sich von mir abwenden."

„Bawn! Bawn!"

„Nein — nein," rief sie, seinem Näherkommen wehrend, „bleiben Sie mir fern! Ein Etwas steht gebietend zwischen uns. Sehen — o, sehen Sie mich nicht so an und — —"

„Ich berühre nicht einmal Ihre Hand, wenn Sie sich nur nicht entfernen wollen, Bawn."

„Dennoch muß es sein. Immer mehr wird meine Entfernung nötig; doch erst, wenn — —"

„Wenn — ?"

„Das kann ich Ihnen heute nicht sagen; ich habe bereits allzu viel

gesagt. Wenn Sie mich wirklich lieben, dann lassen Sie mich ziehen, dann denken Sie an mich wie an eine Tote."

Sie wandte sich ab und verließ ihn mit eiligen Schritten.

Er stand, wie sie ihn verlassen hatte, und er dachte nicht daran, ihr nachzugehen. In dieser Gemütsverfassung konnte er sie zu nichts bringen, mußte er vielmehr fürchten, sie durch weiteres Vordringen in die Flucht zu jagen. Einmal hatte er sie verloren; soweit es von ihm abhing, wollte er sie nicht wieder verlieren.

Ueber ihre Worte und ihr Aussehen nachdenkend, schritt er auf und ab. Flora und selbst die gute Großmutter würden ihm raten, mit ihren Zugeständnissen zufrieden zu sein und jedem Gedanken, sie je seine Gattin zu nennen, jetzt und für immer zu entsagen. Sie hatte ihm vertraut, daß ihr Name befleckt war und daß sie nicht länger hoffen konnte, denselben rein zu waschen; aber - - wie war ein derartiges Hoffen mit ihrem Hierherkommen in Einklang zu bringen? Hatte sie sich hier eben nur verbergen wollen und vor wem oder vor was? — Je länger er sann, desto verwirrter wurde er. Das Eine nur war ihm zur Gewißheit geworden: - - er mußte alles gehen lassen, wie es ging, wenn er sie aus der kleinen Freistätte nicht verjagen wollte, in welcher sie geborgen war. Sie hatte bestimmt erklärt — und sie war ganz darnach angetan, ihr Wort zu halten — daß sie an dem Tage, an welchem sie ihm ihre Geschichte erzählen würde, für immer aus seinem Gesichtskreise schwinden wollte. Dazu konnte er sie nicht treiben. Was es ihn auch kosten mochte, er mußte warten.

Wie lange er so mit seinen Gedanken beschäftigt hin und her geschritten war, als sich ein heftiger Regenschauer entlud, wußte er nicht. Mechanisch suchte er Schutz unter einem vorspringenden Giebeldache des baufälligen Hauses und nahm dann seine Wanderung unter den Bäumen vor der morschen Giebelwand wieder auf. Die zertrümmerten Fenster in derselben, die ziemlich tief angebracht waren, schienen früheren Vorratsräumen oder Wohnungen der Dienerschaft anzugehören. Indem Rody unter diesen hinschritt, glaubte er eine laute, herrische Stimme zu vernehmen; verwundert blieb er stehen und schaute sich um. Der Wind war heftig. Pfeifend fuhr er durch die Bäume und peitschte den Regen, der in Güssen kam, mit den wehenden Zweigen bald hierhin, bald dorthin.

Rody glaubte sich geirrt zu haben und setzte seine Wanderung fort. Sich der vollen Wucht dieses Unwetters preiszugeben, schien ihm nicht ratsam; er wollte warten, bis der Regen nachließ.

Da hörte er zum zweitenmal die rauhen Töne, und — nein, er

täuschte sich nicht, es war eine menschliche Stimme. Heiser und zornig stieß sie Worte aus, die Rovy nicht verstand, die aber eine seltsame Bedeutung zu haben schienen. Nun erkannte er auch, daß sie aus einem der kleinen, schmalen Fenster drang, die mit gerosteten Eisenstangen versehen, aber ohne Glas waren.

Vermutlich machte einer der Männer, die hier in selbstgewählter Gefangenschaft lebten, seinem Zorne Luft, als er den Eindringling sah, der sich so nahe an den alten Familiensitz der Adares herangewagt hatte.

Ein Gesicht zeigte sich nicht; aber die grobe Stimme wurde so heftig, daß Rovy, der noch immer kein Wort verstand, annahm, die beiden elenden alten Männer in der Ruine zankten sich. Nach einiger Zeit fand er, daß nur einer sprach, und zwar mit sich selbst. Es war eine lange, polternde Rede, und der heftige Zorn, der die Worte nur so hervorstürzen ließ, wich nach kurzem Schweigen höhnenden Bemerkungen; dann folgte krampfhaftes Stöhnen und endlich kurzes, widerliches Aufschreien. Die schauerliche Einsamkeit mußte den elenden Menschen zu dieser Art Unterhaltung treiben; wenigstens dachte das Rovy und er zweifelte nicht, daß es Lucas Adare war. Lucas — nicht Edmund — ließ die Bitterkeit seiner Seele in dieser selbstgewählten, grauenvollen Abgeschiedenheit überströmen.

Rovy wandte sich voll Abscheu und doch auch mitleidsvoll ab, um zu gehen, als die Stimme sich abermals erhob — lauter, brüllender, aber verständlicher als zuvor, und Rovy fing einige Worte auf, die ihn erschreckten.

Zwei Worte nur klangen wieder und wieder vor seinen Ohren und sie waren so seltsam, daß er kaum glauben konnte, sie gehört zu haben. Wie konnte er — er selbst aber — Rovy Fingall — auf diese Worte kommen, wenn er sie nicht gehört hatte?

Und — ja, sie waren gesprochen worden, zornig und voll Verachtung, und Rovy hatten sie erschüttert, die Worte: — „Desmonds Tochter!"

Woher kamen diese Worte? Was bedeuteten sie? Konnten sie besondere Bedeutung haben, selbst wenn Lucas Adare sie in seinen wahnsinnigen Phantasieen ausgestoßen hatte? Wie kam er, Rovy, nur dazu, denselben solche Wichtigkeit beizulegen?

Und während er so fragte, wurden die Worte noch einmal gesprochen, — noch lauter, noch ingrimmiger und viel deutlicher. Der Sprecher mußte näher an die Fensteröffnung gekommen sein, und es

klang fast so, als ob er sich bemühte, jemand oder etwas von sich fortzutreiben.

„Desmonds Tochter! Hinweg! Hinweg! — Desmonds Tochter, — hier — gekommen, um — um zu spionieren und zu — zu verfolgen!“

Höhnendes, wildes Gelächter folgte und erstarb wieder in wütenden, unartikulierten Tönen.

Rovy trat dicht an das Fenster und lauschte aufmerksam und gespannt; aber Lucas Adare — wenn er der Sprecher war — hatte seinen Zorn erschöpft. Völlige Stille herrschte in dem zertrümmerten Hause, doch der Wind erhob sich von neuem, heulend fuhr er um die wankenden Schornsteine und trieb die blätterlosen Zweige der Bäume gegen die triefende Giebelmauer.

Der angestrengten Spannung des Lauschens enthoben, dachte Rovy Fingall über die mögliche Bedeutung der leidenschaftlich hervorgestoßenen Worte nach. Wahnwitz — ja, es mochte Wahnwitz sein, aber welche Vorstellung zog sich durch diesen Wahnwitz hin? Desmonds Tochter! — Wer war Desmonds Tochter?

„Desmonds Tochter — hier — gekommen, um zu spionieren und zu verfolgen!“

„Wer — wie — o, Bawn!“

In einem Blitzstrahle des Verständnisses — des Erkennens erblickte Rovy Fingall Bawn. Im glänzenden Lichte der Wahrheit stand sie vor ihm; — sie, ihre Verhältnisse, ihre Absichten, ihr Vorhaben, ihr Traum.

Ja, sie — sie war Desmonds Tochter und sie war gekommen, um hier auf dem Schauplatze des Verbrechens ihres Vaters zu erfahren, daß ein Verbrechen nicht vorgelegen habe. Ach, die Arme hatte dies ja nicht erfahren können, und sie — war die Tochter des Mannes, der Rovy Fingalls Oheim ermordet hatte!

Von diesen elenden Adares hatte sie Aufklärung erwartet. Vermöge ihrer Willenskraft, ihres kühnen Mutes hatte sie gehofft, Schwarzes weiß machen zu können. Und — o, war es nicht dennoch möglich? Ein Geheimnis, zu welchem sie den Schlüssel hatte, mußte vorhanden sein, wie hätte dieser Lucas Adare sonst bei ihrem Anblick in diese entsetzliche Wut versetzt werden können?

Ja, Rovy Fingall drängte sich eine Schlußfolgerung auf, und er — nein, er konnte nicht ruhen, bis er aus Bawns Munde gehört hatte, ob sie Desmonds Tochter war.

Er eilte nach der Hütte, in welcher er sein Pferd stehen gelassen

hatte und sprengte mit Windeseile durch Wind und Regen nach Shanganagh.

Bawn war erst kurz vor ihm in ihrem Wagen dort angelangt. Sie erduldete eine Seelenangst, eine Verlassenheit, die sie völlig darnieder warf. Das Bekenntnis, das sie heute abgelegt hatte, schien ihre ganze Natur verändert zu haben. Sie hatte das ausgesprochen, was sie bis dahin mit so viel Selbstbeherrschung in sich verschlossen behalten. Ihre innige Hingabe an ihren toten Vater hatte sie über den Ozean getrieben, hatte ihr durch so viele, so schwere Hindernisse hindurch geholfen; aber die letzte Niederlage — und sie war so nahe, o, so nahe! — war entscheidend. Was konnte sie anfangen mit der Last lebensvoller Liebe, die ein gebrochenes Herz über Land und Meer, durch viele, viele Jahre, vielleicht bis zur letzten Stunde einer langen Lebenszeit tragen mußte?

Ihre Dienerinnen waren fern vom Hause. Sie war allein. Sie kniete vor dem Herde, dessen Feuer die kleine Küche erhellte. Die Dämmerung brach herein. Da wurde die Tür, welche sie nicht ganz geschlossen hatte, plötzlich aufgestoßen, und — Somerled stand vor ihr.

Ihr Herz schlug laut, dann schien es stille zu stehen. Im nächsten Augenblick bemerkte sie, wie naß er war, und voll weiblicher Fürsorge dachte sie nur an sein Behagen.

„Herr Fingall," sagte sie, „Sie sind entsetzlich durchnäßt; legen Sie, bitte, sogleich Ihren Mantel ab."

Er warf das triefende Kleidungsstück auf einen Holzschemel und trat ihr mit ausgestreckten Händen näher.

„Bawn," begann er, „ich komme in diesem Unwetter und zu so später Stunde, um Ihnen eine Frage vorzulegen, die Sie mir beantworten müssen, — müssen, Bawn. Ist die Jungfrau, die meine Liebe so lange abgewiesen, so beharrlich abgewiesen, die zu mir gesprochen hat von einem geheimen Kummer, einem befleckten Namen, — ist sie Arthur Desmonds Tochter?"

Bawns Augen hatten sich weit geöffnet. Ihr erstaunter, erschrockener Blick ruhte fest auf des Fragers Antlitz; in dem tieftraurigen Ausdruck dieser Sterne stand die Antwort mit großen Buchstaben geschrieben. Sie atmete tief und krampfhaft. Ein deutliches „Ja" kam über ihre Lippen, dann trat sie einen Schritt zurück und schlang die Hände hinter ihrem Rücken ineinander. Wie ausdrucksvoll zeigten diese unwillkürlichen Bewegungen ihre Vereinsamung und Trennung an!

Ich würde mein Geheimnis noch etwas länger bewahrt haben,"

sagte sie ruhig, mit bleichen Lippen. „Wer hat es Ihnen verraten? — Lucas Adare? Er allein ahnte, wer ich bin. Ich bin sehr unbesonnen, sehr kühn gewesen, und meine Strafe hat mich ereilt. Ich meinte Lucas Adare besiegen zu können, aber er hat mich besiegt."

„Was erwarteten Sie von ihm?"

„Geständnis, Ehrenerklärung meines Vaters, Reue über das demselben zugefügte Unrecht."

„Wollen Sie damit sagen, daß er — Lucas Adare — getan hat, was Ihr Vater büßen mußte?"

„Nein. Aber er weiß, wie es sich zutrug, und er könnte den Namen meines Vaters von dem ungerechterweise aufgedrückten Fleck reinigen, wenn er sprechen wollte; allein er will nicht sprechen und er wird sterben, ohne gesprochen zu haben. — Wie der Wind tobt!"

„Hat Ihr Vater ihn beschuldigt?"

„Mein Vater beschuldigte niemand; er litt, ohne zu klagen."

„Woher können Sie es dann wissen?"

„Was wissen? Daß mein Vater unschuldig war? O, Sie würden es auch wissen, wenn Sie ihn — wenn Sie sein Leben, sein liebreiches Herz, seinen ehrenwerten Charakter gekannt hätten! Sie würden gefühlt haben, würden überzeugt gewesen sein, daß die Beweggründe, die Sie ihm zuschrieben, als wir einmal von ihm sprachen, unmöglich Platz in ihm haben konnten."

„Nur wenig Männer sind plötzlich aufkeimender Leidenschaft unfähig."

„Mein Vater war es. Daß Sie mir glauben, erwarte ich nicht. Sie erkannten die geflüsterten Verleumdungen an, die seinen guten Namen zerstörten. Sie trieben ihn fort — hinaus in — —"

„Halten Sie ein, Bawn! Halten Sie ein! Das tat ich nicht. An dem, was die Meinigen an jenem Tage Ihrem Vater zusprachen, bin ich so unschuldig, als Sie an seinem Tun sind."

„Ich nehme alles, was er tat, auf mich."

„Das dürfen Sie nicht, Bawn, meine teure, innig Geliebte. Sie haben einen wilden Traum geträumt, als Sie sich einbildeten, Lucas Adare würde Sie in Ihrem liebevollen, edlen Unternehmen unterstützen. Ich bin der einzige, der außer jenem Ihr Geheimnis kennt, und ich werde handeln und tun, als ob ich nichts davon wüßte. Ich bin bereit, zu glauben, daß Arthur Desmond war, wie Sie ihn beschreiben, und ich weiß, daß mein Onkel ein Hitzkopf war und daß ein leidenschaftlicher Streit verhängnisvolle und unvorhergesehene Folgen haben kann. Mehr als dies ist nach meiner Ansicht nicht not-

wendig. Die Tragödie gehört der Vergangenheit an und ist beinahe vergessen. Seien Sie die Meine, Bawn; vertrauen Sie mir. Niemand soll je erfahren, daß Arthur Desmond Ihr Vater war."

Bawns Augenlider zuckten, ihre Lippen bebten, aber sie behielt die vorige Stellung bei und schüttelte das Haupt.

„Sie trauen mir nicht, Bawn?"

„Ich traue Ihnen und ich traue mir selbst nicht genug. Ich wage es nicht, Sie oder mich in eine so unnatürliche Stellung hineinzuzwängen. Ich fürchtete, der Tag würde nicht ausbleiben, an welchem ich die Frage in Ihren Augen entdecken müßte: ‚Wie kommt die Tochter eines Mörders an meinen Herd?' Und ich weiß nicht, ob ich dann nicht aufspringen und entfliehen würde in einer Verzweiflung, die ich mir sogar jetzt vergegenwärtigen kann. Wenn ich mich von Ihnen trenne — was ich sehr bald tun muß —, dann nehme ich wenigstens eine süße Erinnerung für mein ganzes Leben mit und das Bewußtsein, Ihr Lebensglück nicht gestört zu haben. Ich lasse Sie nicht zurück in der Verbindung mit einem Schreckniſſe, dem Sie nicht zu entfliehen vermögen."

„Bawn, Sie wissen nicht, wie Sie mich zurücklassen. Die Veränderung in mir, welche, wie Sie fürchten, mit der Zeit stattfinden könnte, ist eine törichte Einbildung. In meinen Augen werden Sie nie etwas anderes sehen, als was Sie jetzt sehen müssen: — Liebe, Zärtlichkeit, Hochachtung, Mitleid mit allem, was Sie erdulden. Bawn — —"

Sie atmete schwer, ließ ihm ihre Hand für einige Minuten und sah ihn tieftraurig an; dann zog sie ihre Hand fort und trat wieder einige Schritte zurück.

„Könnte ich aus selbstischen Beweggründen an das eigene Glück denken? Könnte ich glücklich sein und die Erinnerung an meinen Vater zurückdrängen, ihn verleugnen? Könnte ich seine Vortrefflichkeit, seine Unschuld vergessen, — vergessen, daß ich da bin, sie zu bezeugen? Könnte ich es anhören, ohne aufzuschreien, wenn von ihm als von einem schuldigen Manne gesprochen wird? Nein — nein, ich würde es nicht können. Sie müssen mich ziehen lassen."

Mit diesen Worten eilte Bawn in das angrenzende Zimmer und verschloß die Tür.

Roby wagte es nicht, ihr zu folgen. Er wanderte hin und her, bemühte sich seine Aufregung zu beherrschen und nährte die schwache Hoffnung auf ihre Wiederkehr. Aber sie kam nicht. Endlich nahm er seinen Mantel wieder um und verließ das Haus.

Wind und Regen stürmten auf ihn ein, als er den Weg nach Raths Castle einschlug, wo er die Nacht zu bleiben dachte; aber das Unwetter war so entsetzlich, daß er bald absteigen und sein Pferd am Zügel führen mußte. Der Donner rollte von Berg zu Berg, und der grelle Schein des Blitzes ließ ihn vor sich in der Tiefe das Tal erblicken. Dunkle Wolkenmassen drängten sich über den Engpaß hin, der nach Shanes Hollow führte. Rovy dachte an Lucas Adare, sah denselben nebst Bawns geschwundener Hoffnung unter dem endlichen Einsturz des alten Hauses begraben und trieb sein Pferd nach dem Engpaß hin. Er wollte eine verzweifelte Anstrengung wagen, um Shanes Hollow zu erreichen und den elenden Menschen aus den Klauen des Todes zu retten; denn mußte eine Nacht wie diese nicht seinen Untergang bringen?

Aber Rovy Fingall mußte jeden Versuch aufgeben und war genötigt, in einem Bauernhause an der Landstraße Schutz für sich und sein Pferd zu suchen. Die guten Leute, die bereits schliefen, trauten ihren Augen nicht, als sie in dem Anklopfenden den Herrn von Thor erkannten. Ein möglichst bequemes Strohlager vor dem Herdfeuer war bald hergerichtet, und der ermüdete Wanderer ruhte, bis der Morgen heraufdämmerte und die tobenden Elemente ausgewütet hatten. Dann brach er auf und ritt direkt nach Shanes Hollow hin.

Je näher er dem verwilderten Orte kam, desto mehr erkannte er die Verwüstung der stürmischen Nacht. Gestürzte Bäume versperrten den Zugang zu dem Hause, abgerissene Zweige bedeckten den Erdboden. Rovy arbeitete sich mühsam hindurch, und der erste Blick auf das einstige Herrenhaus zeigte ihm, daß das lange gefürchtete Ende gekommen war. Der Teil des Gebäudes, der gestern noch gestanden hatte, war eingestürzt; der Stammsitz der Adares war zertrümmert.

Hatten Lucas Adare und Somerleds Aussicht auf Erdenglück hier ihr gemeinsames Grab gefunden?

Er wollte es nicht glauben. Trübe umschritt er Schutt und Steine und suchte nach dem Fenster, durch welches er erst gestern Lucas Adares wundersame Verkündigung gehört hatte. War diese Stimme für immer erloschen? Daß der elende Mensch noch lebte, in seiner Höhle verschüttet noch lebte, ließ sich kaum annehmen; falls es dennoch möglich, falls er noch fähig war, die Wahrheit auszusagen, Fragen zu beantworten — !

Wenn er, Rovy Fingall, ihn noch lebend auffand und sein Bekenntnis entgegennehmen konnte, dann mußte alles noch gut werden. Aber — ob Lucas Adare wirklich etwas zu bekennen hatte?

Für den Augenblick hatte Rovy Bawns Ueberzeugung zu der seinigen gemacht. Seine ganze Aussicht auf eine glückliche Zukunft hing von einer Möglichkeit ab; von der Möglichkeit, daß diese erbärmliche Seele noch nicht vor den Richterstuhl Gottes gerufen worden war.

Rovy fand das Fenster hinter dem gefallenen Steinhaufen, arbeitete sich hindurch, entfernte die morschen Stangen und kletterte in das Innere. So sorgfältig als möglich durchsuchte er den Raum und fand sogar ein Ueberbleibsel der Feuerstelle. Ja, hier mußte Lucas Adare gehaust haben.

Rovy vergaß die Gefahr, welcher er sich aussetzte. Er tappte weiter in der Finsternis, rief laut und immer lauter; aber die gehoffte Antwort blieb aus. Endlich sah er die Fruchtlosigkeit seines Strebens ein und war im Begriff, sich dem Lichte des Tages wieder zuzuwenden, als er über etwas stolperte, das weicher war als die Steine, durch die er sich so mühsam hindurchgearbeitet hatte.

Er zündete ein Schwefelholz an, um sehen zu können, und in dem schwachen, ungewissen Schimmer erkannte er eine geballte Faust und einen mit Lumpen bekleideten menschlichen Arm, der unter einem Schutthaufen hervorsah. Der Leichnam war vermutlich hier begraben. Entsetzt mühte er sich nach dem Fenster zurück und gelangte durch dasselbe wieder ins Freie.

Die Arbeit war bald in vollem Gange. Schutt und Steine wurden zur Seite geschafft, und der Tote — offenbar Lucas Adare — wurde gefunden; aber alles Suchen nach Edmund Adare, der ebenfalls in der Ruine gelebt hatte, blieb vergeblich. Nach einigen Tagen mußte das Graben eingestellt werden; eine gerichtliche Verhandlung angesichts der gefundenen Leiche fand statt, und Lucas Adare wurde neben seinen Vorfahren auf dem Gottesacker zu Torme beigesetzt.

39. Ein Geist.

Die Nachricht von dem Einsturz des alten Hauses war keine Ueberraschung für Bawn, traf sie indessen wie ein unerwarteter Schlag. Nach Ablauf einer Woche war ihr Gesicht völlig farblos, und ihre Kleider hingen lose an ihr nieder. Es war eine regnerische, stürmische Woche, und Betty Macalister schrieb das veränderte Aussehen ihrer Herrin einer Erkältung und der Furcht vor dem Sturme zu.

„Hatte allezeit meine Bedenken, ob unser Winter Ihnen behagen

könnte," sagte Betty. „Zur Sommerzeit hat's nicht viel auf sich mit dem Alleinsein; im Winter ist's 'ne schwere Last."

„Ich leide vielleicht am Heimweh," entgegnete Bawn lächelnd. „Dies Klima bekommt mir nicht. Wollt Ihr mit nach Amerika — Ihr, Betty und Nancy, falls ich dorthin zurückkehren sollte?"

„Bin zu alt zu solcher Veränderung, Herrin, und die Zeit ist zu kurz, die Sie dem alten Lande gegönnt haben. Waren so brav zu Anfang und geben's auf, wenn der Wind daherbläst?"

Bawn senkte ihr Haupt und schwieg. Der Sturm, der in der Natur tobte, trieb sie nicht fort, wohl aber der andere, der ihrem Herzen so weh tat. War sie in Amerika und lag der Ozean zwischen ihr und dieser Versuchung, dann kehrte ihr alter Mut nach Jahren vielleicht wieder. Jetzt fragte sie sich nur, auf welche Weise sie am leichtesten fortkommen konnte.

Sie durfte nicht allzu sehr eilen, um keinen Stoff zu Vermutungen zu geben; mußte ihre Pachtung rechtzeitig kündigen, weil der irische Winter nachteilig auf ihre Gesundheit wirkte; mußte ihre Dienerinnen beruhigen und in jeder Weise entschädigen, und — bis das alles geschehen war, jede Zusammenkunft mit Rory Fingall vermeiden.

Er war verschiedene Male vor ihrer Tür gewesen, und sie hatte sich immer krank melden lassen. Ja, krank war sie auch, krank vor Kummer, daß sie ihn nicht sehen durfte und in der Abgeschiedenheit ihres Zimmers weilen mußte, der frischen Luft beraubt.

In einem leidenschaftlichen Briefe hatte er sie bestürmt, alles, alles zu vergessen, nur seine Liebe nicht, und diese Tragödie mit einem Worte zum Abschluß zu bringen; aber sie hatte nur erwidern können, daß es ihr unmöglich sei, ihren Entschluß zu ändern.

Ihre Vorbereitungen zur Abreise waren fast beendigt, als eines Tages die altmodische Kutsche der Generalin vor der Tür von Shanganagh anlangte. Mit schwankenden Schritten trat die alte Dame in das Haus, und ein Ruf des Schreckens entschlüpfte ihren Lippen, als sie Bawn so traurig verändert vor sich sah.

„Wie krank Sie aussehen, meine Liebe!" sagte sie. „Was fehlt Ihnen nur? Kann eine alte Frau, die es gut mit Ihnen meint, Ihnen nicht helfen? Haben wir Sie durch Unfreundlichkeit gekränkt, daß Sie uns durchaus verlassen wollen?"

„Nein, o nein, gewiß nicht," entgegnete Bawn. „Ich bin nur veränderlicher Natur und sehne mich nach Amerika zurück."

Die alte Dame reckte ihre kalten Hände dem Feuer entgegen und schaute Bawn nachdenklich an.

„Mein Kind," sagte sie, „ich habe die lange Fahrt nicht zwecklos unternommen: mein Großsohn ist mir sehr teuer, und Sie machen ihn unglücklich."

„Ich bin noch unglücklicher als er," erwiderte Bawn niedergeschlagen.

Die Dame beobachtete das junge Mädchen, das mit gesenktem Haupte und schlaff niederhängenden Armen vor ihr stand.

„Ein Geheimnis muß im Spiele sein," sagte sie ernst und bedächtig, „das mir verborgen ist. Ich denke, Sie fühlen sich durch einen von uns beleidigt, und Ihr Stolz verbietet Ihnen eine Annäherung."

„Falls ich je Stolz besaß, besitze ich ihn jetzt nicht mehr. Ich habe über niemand zu klagen; Sie alle sind nur zu gütig gegen mich."

„Was ist es dann? Können Sie mir nicht vertrauen? Liegt eine Schwierigkeit vor, die sich nicht beseitigen läßt?"

Das Gesicht der guten alten Großmutter zuckte, und ihre Stimme bebte. Bawn folgte einem augenblicklichen Impuls, kniete sich vor der ehrwürdigen Dame nieder und bedeckte die Hände derselben mit ihren Küssen.

„Es läßt sich nicht beseitigen. Wollte ich Ihnen sagen, was es ist, würden Sie die erste sein, die mich gehen hieße."

Bawns Tränen flossen. Sie weinte so heftig, daß ihr ganzer Körper bebte, und Rovys Großmutter zog sie an ihr Herz und weinte mit ihr.

„Ich fürchtete so etwas," sagte sie. „Vertrauen Sie sich mir an, sonst kann ich Ihnen nicht raten. Sie sind gut und edel gesinnt, und ich weiß, daß dies, was dem Glücke meines Großsohnes und dem Ihrigen entgegen steht, mit Ihrer Person nichts zu schaffen hat. Er weiß, was es ist, und er läßt sich dadurch nicht abschrecken; kann Sie das nicht befriedigen?"

Bawn hatte sich gefaßt, hielt aber die lieben alten Hände noch fest, die sie nicht lassen wollten.

„Ich will ihn vor mir bewahren," sagte sie, „will ihm künftiges Leid ersparen."

„Sie sprechen in Rätseln und verwirren mich dadurch mehr und mehr," entgegnete die Generalin. „Ich kam in der Hoffnung, Aufklärung von Ihnen zu erhalten, da Rovys Ehrenhaftigkeit mir dieselbe nicht geben kann."

„Wenn ich jenseits des Ozeans bin, will ich Ihnen alles schreiben; alles, was mich hierher gebracht hat und was mich wieder forttreibt. Sie werden mich dann nicht einladen, wieder zu kommen."

„Wenn ich es dennoch tue?"

„Sie werden es nicht tun, und ich bin mir jetzt nur über das Eine klar, daß ich fort muß."

Die alte Dame entfernte sich endlich. Ihr Herz trug Leid um Bawn; sie fürchtete aber, daß das bestehende Hindernis entsetzlich sei. Es war ja nicht denkbar, Rovys Liebe zu widerstehen, wenn nicht etwas unsagbar Schreckliches vorlag.

Von diesem Gedanken beherrscht, ließ sich die alte Dame nach Raths Castle fahren, wo sie einige Tage zu bleiben gedachte. Rovy, der sie dort treffen wollte, war der einzige, dem ihr Besuch in Shanganagh kein Geheimnis blieb.

„Meine Mühe war vergeblich," sagte sie, als er voll Spannung fragte. „Ich weiß und begreife nur, was Du bei ihrem Verluste empfinden mußt. Eine unübersteigliche Schranke ist da, Rovy, Du mußt sie ziehen lassen."

„Ich betrachte diese Schranke nicht als unübersteiglich," entgegnete er fest.

Als er aber seine Großmutter verlassen hatte und im Zwielichte allein durch das Tal schritt, mußte er sich gestehen, daß Bawns Furcht vor einer Verheiratung mit ihm nicht unbegründet war. Die schreckliche Beschuldigung, welche dem Namen ihres Vaters anhaftete, konnte nun nie mehr von demselben entfernt werden. Er war überzeugt, daß seine Großmutter Bawns Verfahren billigen und diese nicht zurückrufen würde, nachdem sie den versprochenen Brief aus Amerika erhalten und gelesen hätte.

Und konnte er bis in eine ferne Zukunft hinein mit solcher Sicherheit für sich einstehen? Konnte er jetzt mit Gewißheit sagen, ob er nicht vielleicht eines Tages mit Widerwillen empfinden werde, daß der Großvater seiner Kinder der Mörder seines Onkels gewesen war? Mit welchen Gründen wollte er den Glauben an Desmonds Unschuld stützen? Hatte er andere Gewähr als den Eindruck, den die leidenschaftliche Ergebenheit, Treue und Liebe, die unerschütterliche Ueberzeugung Bawns auf seine Phantasie machten?

Unzufrieden mit sich, dann auch mit ihr, mit blutendem Herzen schritt er mechanisch weiter und weiter in dem sich immer mehr vertiefenden Zwielichte. Er bemühte sich, zu den Gedanken und Anschauungen zurückzukehren, die er gehabt hatte, bevor er mit Bawn

zusammengetroffen war, und zu der Lebensstellung, die ihn so ziemlich befriedigt hatte; aber es gelang ihm nicht. Mit bitterem Schmerz mußte er sich gestehen, daß sein Denken und Empfinden ein anderes geworden war, daß das frühere Leben ihm nicht länger genügte. Was ihn ehemals vollständig beschäftigt, was sein ganzes Interesse in Anspruch genommen hatte, das gipfelte jetzt in dem Verlangen, ein liebreiches Wesen jederzeit neben sich zu haben.

Wäre es Bawn unmöglich gewesen, ihn zu lieben, oder hätte sie sich seiner Liebe unwürdig gezeigt, dann hätte er sie vielleicht vergessen, aus seinem Leben ausscheiden können; aber das Bewußtsein, daß ihre Liebe zu ihm ihr Leben ebenfalls verdunkelte und sie, innerlich geknickt, aus seiner Nähe fortgetrieben hatte, hinderte ihn zu vergessen, wie es gewesen sein könnte, beeinträchtigte seine Tatkraft, verscheuchte die Sonne aus seinem Leben.

Es war völlig dunkel geworden. Der Mond — derselbe, aber jetzt im Abnehmen begriffene Mond, der ihm nach dem Sturme in Shanes Hollow geleuchtet hatte — schickte einen schwachen Lichtschein auf die Erde, als wolle er einen Trauerschleier über die Welt ziehen.

Während Somerled seinen Weg verfolgte und seinen Gedanken nachhing, beobachtete er das Himmelsbild, und so kam es, daß er plötzlich mit jemand zusammenstieß.

„Bitte um Verzeihung," sagte eine matte Stimme; „es ist meine Schuld."

Somerled blickte auf und gewahrte ein Etwas im bleichen Scheine des Mondes, das ein zu Einbildungen geneigter Mensch für Edmund Adares Geist gehalten haben könnte.

„Mann," rief er in höchstem Erstaunen, „woher kommen Sie?"

„Woher sonst als von Shanes Hollow, dem Sitze meiner Ahnen," erwiderte der seltsame Gast, den ein hellerer Mondstrahl nun genauer beleuchtete. „Sie wissen vielleicht nicht einmal, daß Sie zu einem Adare reden?"

„Entschuldigen Sie mich," bat Rody höflich; „es ist so dunkel."

Einen Augenblick blieb er stehen, und eine wunderliche Verlegenheit beschlich ihn in der Gegenwart dieser elenden menschlichen Ruine.

„Es soll Ihnen vergeben sein," sagte Edmund Adare hochmütig.

Langsam schritt er weiter in der Richtung nach Raths Castle, und Somerled folgte ihm.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Entkommen, Herr Adare," sagte jener nach einiger Zeit. „Wir fürchteten, Sie hätten durch den Einsturz vergangene Woche Ihren Tod gefunden."

„Danke bestens," erwiderte Edmund besänftigt. „Es war ein schreckliches Ereignis, aber doch wohl kein unerwartetes. Mein armer Bruder wollte aber absolut in einem gefährlichen Teile des Hauses wohnen, und — diese alten, ehrwürdigen Stammsitze ahnenreicher Familien werden alle mit der Zeit gefährlich. Meine Erhaltung danke ich der klugen Einsicht, die mich andere Zimmer zu meiner Wohnung ausersehen ließ. Ich habe noch immer eine ganze Reihe und — —"

Heftiger Husten unterbrach die gewählte Rede, und dann folgte eine Schwäche, welche den armen Mann nötigte, sich an einen Baumstamm zu lehnen.

Rovy betrachtete ihn mitleidig. Das abgezehrte Gesicht, der lange, ungepflegte weiße Bart, die hohlen, glasigen Augen bildeten einen seltsamen Gegensatz zu der pomphaften Redeweise, die lächerlich gewesen wäre, wenn die Stimme gelegentlich nicht so ergreifend gebebt und ein Etwas in der ganzen Erscheinung nicht darauf hingedeutet hätte, daß die lange Leidenszeit bald abgelaufen sein würde.

Fingall erinnerte sich, daß Edmund Adare immer für den besten der Brüder gehalten worden war; und wie abstoßend dieser widerliche Hochmut sich auch ausnahm, wie der erbärmliche Mensch sich auch dagegen sträuben mochte, der Tod war doch nahe zu ihm herangetreten. Vermochte die christliche Liebe nichts zu seiner Erleichterung? Konnte sie ihm den letzten, schweren Kampf nicht versüßen?

„Sie scheinen krank zu sein, Herr Adare," sagte Rovy sehr freundlich. „Mögen Sie die Gastfreundschaft eines Nachbars nicht für kurze Zeit annehmen? Veränderte Luft und Umgebung würde vielleicht gut sein."

„Sie sind sehr freundlich," erwiderte der arme Mensch, indem er sich aufraffte und wieder weiter schritt, „aber die Adares liebten das eigene Heim allezeit mehr als jede Luftveränderung. Jetzt bin ich auf dem Wege nach Raths Castle, um eine Geschäftssache mit Herrn Alister Fingall — Ihrem Vetter, wie ich vermute — zu erledigen."

„Ja, und da ich ebenfalls dorthin will, erlauben Sie mir vielleicht, daß ich mich Ihnen anschließe. Sie scheinen nicht sehr kräftig zu sein; darf ich Ihnen meinen Arm bieten?"

„Hohes Alter, Herr Fingall, hohes Alter," stammelte der Arme, als Rovy die eiskalte, zitternde Hand durch seinen Arm zog und seine Schritte den schwankenden, schleppenden Schritten an seiner Seite anzupassen suchte.

Wie wunderbar, daß der letzte der Adares aus purem Erstaunen

fremde Hilfe annahm und sich durch die dunkle Nacht, wie ein Vater von seinem Sohne, führen ließ.

Rovy konnte das Gefühl nicht von sich abschütteln, daß sich etwas Wundersames ereignen werde. Er beeilte sich, seinem Vetter Alister mitzuteilen, daß der letzte Adare noch am Leben und nach Raths Castle gekommen sei, um ein Geschäft mit ihm abzuschließen.

„Ist der arme alte Mensch endlich gekommen, um meine Hilfe zu erbitten?“ fragte Alister überrascht. „Nun, wir müssen sehen, was wir vermögen.“

„Ich glaube es nicht,“ entgegnete Rovy; „versuche es aber, ihm ein Glas Wein aufzunötigen.“

Alister trat in das Bibliothekzimmer, und Rovy begab sich in den Salon, wo er Flora fand, welche höchst aufgeregt Großi eine Mitteilung machte. Die alte Dame schaute ganz verwirrt zu ihm auf und nicht ohne Grund. Der Gegenstand von Lady Floras Beredsamkeit war nämlich Manons Verlobung mit Major Batt; das große Ereignis war am Morgen dieses Tages in Scene gesetzt worden. — Doch nach kurzem Gespräch erschien der Diener, um Rovy zu Alister in das Bibliothekzimmer zu bitten.

40. Des Vaters Ehre gerettet.

Alister stand am Kamine, hielt ein Papier in der Hand, und sein gewöhnlich so gemütliches Gesicht trug einen verstörten Ausdruck.

Edmund Adare saß am Tische. Sein Kopf hing schlaff auf die Arme nieder, die sich über seiner Brust kreuzten, und vor ihm stand ein noch unberührtes Glas Wein und ein Präsentierteller mit Erfrischungen.

„Ich habe Dich rufen lassen, weil ich bei Ausübung meiner obrigkeitlichen Befugnis Deine Gegenwart für notwendig halte,“ sagte Alister, als Rovy eintrat. „Dieser Herr — Herr Edmund Adare — bringt mir da eine seltsame Kunde. Er hat mir dies Dokument überliefert, das eine überraschende Tatsache enthält, die aber zu ihrer Erklärung und Vervollständigung seines mündlichen Zeugnisses bedarf. Ich wünsche, daß Du dasselbe mit anhörst. Sie, Herr Adare,“ fügte er, sich zu diesem wendend, hinzu, „möchte ich bitten, zuvor den Wein zu trinken.“

„Ich danke Ihnen, denn ich esse und trinke niemals etwas außer-

halb meines Hauses," erwiderte der halbverhungerte Gast, indem er sich aus der Mattigkeit aufrüttelte, die ihn in dem durchwärmten, behaglichen Zimmer mit doppelter Gewalt übermannt hatte. „Ich bin sehr mäßig und würde mir die Abendmahlzeit verderben, wenn ich jetzt etwas genösse."

Alister und Rovy wechselten einen bedeutungsvollen Blick. Es war allzu wundersam, diese mit großer Anstrengung gesprochenen Worte zu hören und sich doch sagen zu müssen, daß der elende Mensch, der sie sprach, infolge allzu großer Entbehrung bald erliegen werde. Alister beeilte sich, alles Geschäftliche zu erledigen.

„Diese Aussage," begann er, auf das Papier in seiner Hand zeigend, „diese merkwürdige Aussage ist von dem verstorbenen Herrn Lucas Adare gemacht worden. Herr Edmund Adare sagt mir, daß er dieselbe vor einigen Jahren nach dem Diktate seines Bruders niedergeschrieben hat. Habe ich recht verstanden, Herr Adare?"

Edmund machte eine bejahende Bewegung.

„Ich muß Sie bitten," fuhr Alister fort, „daß Sie meinem Vetter den Hergang erzählen."

Der arme Mann richtete sich mit sichtbarer Anstrengung empor, erhob sein gelblich bleiches Gesicht und blickte die beiden Männer, die vor ihm standen, der Reihe nach an.

„Vor vier Jahren," sagte er dann, „war mein Bruder sehr krank, und der Gedanke ließ ihm keine Ruhe, daß er ein Bekenntnis zu machen habe. Er rief mich zu sich und verlangte, daß ich dasselbe niederschrieb."

„Glauben Sie, daß er damals völlig gesunden Geistes war?"

„Jedenfalls. Wenn ich das bezweifelte, würde ich jetzt nicht hier sitzen. Später zeigte er sich mitunter wohl etwas — etwas vergeßlich; damals nicht."

„Haben Sie die Güte, uns zu erzählen, was damals stattfand," gebot Alister.

Rovy hatte unterdessen das beschmutzte, zerknitterte Papier überblickt und war sehr blaß geworden.

„Lucas kam in mein Zimmer, das damals in einem entlegenen Flügel des Hauses war, und wir — wir hatten uns seit Jahren nicht gesehen. Mein Bruder Lucas war allezeit ein absonderlicher Mensch gewesen, aber, Herr Fingall, ein kluger und ein sehr umsichtiger Kopf. Hätte uns das Unglück nicht verfolgt, — und, Herr Fingall, nur zu oft die angesehensten, ältesten Familien, — würde mein Bruder Lucas sein Glück in der Welt gemacht haben.

„Als er an jenem Tage zu mir kam, sagte er: ‚Ich habe etwas auf meiner Seele, das mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt und wie eine Ratte an mir nagt. Was oder wie es ist und zugeht, weiß ich nicht', sagte er, mein Bruder Lucas. ‚Was die Menschen von einem Gewissen faseln, glaube ich nicht; ich meine aber ruhiger werden zu können, wenn Du niedergeschrieben hast, was ich Dir sagen will.'

„‚Was ist es?' fragte ich. ‚O,' antwortete er, ‚es ist das von Arthur Desmond.' ‚Von dem Manne, der Roderich Fingall ermordete?' fragte ich.

„‚Er ermordete ihn nicht,' sagte mein Bruder Lucas. ‚Roderich Fingall fiel von der Klippe nieder, und das ist es ja, was Du schreiben sollst.'"

Edmund Adare strich sich mit der abgezehrten Hand über die gesunkenen Augen, machte wieder eine Anstrengung und fuhr fort: —

„‚Wer kann das jetzt behaupten wollen?' fragte ich.

„‚Das kann ich,' sagte mein Bruder Lucas, ‚alldieweil ich zufällig auf der Höhe war, sah, wie die beiden zusammentrafen, und hörte, was sie sprachen. Arthur Desmond streckte seine Hand aus, aber Fingall legte die seinige nicht hinein, sondern trat einen Schritt zurück und stürzte hinunter. Desmond war nicht schuld.'

„‚Warum sagtest Du das nicht, als es an der Zeit war?' fragte ich meinen Bruder Lucas.

„‚Weil ich eines besonderen Zweckes wegen zu schweigen hatte. Ich flüsterte aber allen, die es hören wollten, ins Ohr, daß Roderich von Arthur Desmond gemordet worden sei. Ich hatte meine Gründe und ich handelte allzeit nur nach meinen Gründen. Ich wollte das Geld haben, das der alte Barbadoes Arthur Desmond vermachen wollte, und — ich bekam es. Es ist fort — fort, wie alles andere; das Geschwirr in meinem Kopfe ist geblieben und es wird wilder, wenn ich an die alte Geschichte denke, und — Edmund, ich kann's nicht lassen, dies Darandenken. Deshalb sollst Du es niederschreiben, sage ich.'

„Ich tat's, wie Sie sehen, meine Herren, und mein Bruder Lucas war zufrieden. Aber ich stopfte es fort — das Papier und würde nie mehr an den Plunder gedacht haben, wenn nicht mancherlei passiert wäre in der letzten Zeit."

„Was war es?" fragte Rody eifrig.

„Eine junge Dame machte eine Visite in Shanes Hollow," fuhr Edmund fort, und seine großartige Weise, die er mit erneuter Anstrengung wieder annahm, verließ ihn, als er weiter redete. „Sie war gütig gegen meine arme Schwester, die infolge unserer verän-

derten Verhältnisse sehr litt und nicht hatte, was Kranke zu ihrer Pflege und Bequemlichkeit haben müssen. Diese Dame, meine Herren, pflegte sie wie eine Tochter, nahm sie in ihr Haus und ließ sie in unserem Erbbegräbnisse zu Torme mit all den Ehren beisetzen, die einer Adare gebührten. Ihr Gesicht sah ich nie, aber ich hörte ihre Stimme, und diese erinnerte mich an den übelbehandelten Arthur Desmond. Dennoch würde ich sie vergessen haben, wenn mein Bruder Lucas in der letzten Zeit nicht immer von Desmonds Tochter gefaselt hätte und daß sie gekommen sei, ihn zu verfolgen. So kam ich auf die Idee, daß jenes Mädchen Arthur Desmonds Tochter sein müsse, und dann kam die Unruhe über mich. Ich wußte nicht, ob ich dies Dokument einem Gerichtsherrn übergeben sollte oder nicht. Der Schritt, den ich nun doch getan habe, ist mir schwer geworden, denn, meine Herren, wer lange das Leben eines Einsiedlers geführt hat, mag nicht mehr unter Menschen gehen; aber seit mein Bruder Lucas nicht mehr ist, bin ich die Angst nicht los geworden. Wie ihm, so ist's mir auch gegangen; es ist, als ob eine Ratte an mir nagte, und so — bin ich nun hier —"

Die Stimme versagte ihm. Er schaute sich wild um. Nachdem er alles gesagt hatte, schien er keine Kraft zu erneuter Anstrengung zu haben. Er wankte, und bevor Alister und Rody zuspringen konnten, sank er bewußtlos zusammen.

Sie taten zu seiner Wiederbelebung, was sie vermochten. Ein berittener Bote mußte sogleich fort, um den nächsten Arzt zu holen; aber dieser konnte nur sagen, daß der Tod bald eintreten werde. So lag denn der letzte Bewohner des eingestürzten Hauses der Adares in Lady Floras bestem Gastzimmer, ohne sich des seit Jahren ungewohnten Behagens einer geordneten, schönen Umgebung freuen zu können.

Eine Stunde vor seinem Tode kehrte das Bewußtsein zurück, und er konnte in Gegenwart des Arztes und einiger anderer Herren seine Aussage wiederholen. Um Mitternacht hatte der letzte der Adares seinen letzten Atemzug getan. —

Alister blieb es überlassen, Edmund Adares Geschichte seiner Gattin und seiner Großmutter mitzuteilen; Rody war bereits früh nach Shanganagh geritten.

Als er sich dem Hause näherte, erkannte er, daß bereits alles zum Aufbruche vorgerichtet war. Bawns Wagen stand angeschirrt vor der Tür, und — eben trat sie, zur Reise gerüstet, über die Schwelle.

„Wie unfreundlich," sagte er, „sich ohne Abschied von uns fortstehlen zu wollen."

Fröhlich lächelnd ergriff er ihre Hand, und Bawn, welche sich dieser letzten Prüfung hatte entziehen wollen, fühlte eine Anwandlung von Ohnmacht, als sie ihn so heiter sah. Nach allem Drängen und herzbeweglichen Bitten konnte er jetzt so ruhig sein. Wie bald war sie vergessen, sie, die jetzt und künftig allein in ihrem Leide stand!

Sie sah so bleich, so müde, so tief niedergeschlagen aus. Nachdem sie sich klar gemacht hatte, wie alles stand und daß sie nicht länger so in der Stille kämpfen konnte, hatte sie in ihrer Schwäche, ihrem Schmerze sich den Beobachtungen anderer nicht aussetzen wollen. Nun wurde sie auf ihrer Hausschwelle noch zu einem letzten Kampfe gerufen, und —ach, sie hatte so wenig Mut, so wenig Kraft!

„Ich war genötigt, meine Vorbereitungen in aller Eile zu treffen und schriftlich, für die mir erwiesene Freundlichkeit dankend, Abschied zu nehmen," sagte sie. „Betty begleitet mich und Nancy wird uns folgen, nachdem sie hier alles geordnet hat. An Herrn Fingall in Raths Castle habe ich geschrieben — —"

„Bawn," sagte Rovy, „lassen Sie uns in das Haus gehen und schenken Sie mir eine halbe Stunde. Der Wagen kann warten. Fürchten Sie nichts — es ist nicht meine Absicht, mich Ihnen zu einer zweiten Fahrt über den Ozean als Begleiter anzubieten. Was mich zu Ihnen führt, ist ganz anderer Art."

Sie folgte ihm in das Zimmer, das sie soeben verlassen hatte, um es nie wieder zu betreten. Aber — ach, wie elend fühlte sie sich! Die Freude, ihn noch einmal zu sehen, wurde ihr getrübt, der Trennungsschmerz ergriff sie heftiger, als er ihr so heiter entgegen trat. Wie wunderbar strahlten seine Augen, wie fröhlich klang seine Stimme! Konnte er so grausam sein, ihr zeigen zu wollen, wie leicht er ihr Fortgehen nahm?

Sie stand in dem leeren Gemach und hatte das elende Bewußtsein, daß sie unfähig war, zu verbergen, was sie empfand. Ihre Augen, ihr Gesicht, ihre ganze Haltung, selbst ihre Hände wurden zum Verräter an ihr; alles, alles ließ erkennen, daß sie dem Schauplatz ihres kühnen Unternehmens mit gebrochenem Herzen den Rücken kehrte.

Was sie Rovy gestanden hatte, bereute sie nicht; aber dies hätte er ihr ersparen können. Ihre Geistesstärke, die er so oft betont hatte, erwies sich als Schaum. Seine eingebildete Liebe zu ihr war von kurzer Dauer gewesen, hatte sich so leicht abschütteln lassen. Wie hätte er ihr jetzt so lächelnd gegenüber stehen können, wenn er sie je wirklich geliebt hatte?

„Bawn," sagte er, „legen Sie Hut und Handschuhe ab und hören Sie, was ich Ihnen mitzuteilen habe."

„Würde es nicht gütiger sein, wenn Sie mich jetzt gehen ließen?" fragte sie, und ihre Stimme zitterte. „Ich war sehr töricht, sehr wagehalsig und habe nun samt meinem Unternehmen Schiffbruch gelitten. Dankbar bin ich dafür, daß ich niemand als mich geschädigt habe. Lassen Sie mich nun gehen."

Er hatte ihre Hände ergriffen und hielt sie fest umschlossen; und er bemühte sich, in ihre Augen zu schauen, aber sie wandte dieselben von seinen strahlenden Blicken ab.

„Bawn," erwiderte er, „ich sage Ihnen, daß Sie nicht gehen müssen."

Erschrocken sah sie ihn an. Nein, so konnte er nicht aussehen, wenn sich nicht etwas Erfreuliches ereignet hatte! Aber — das war ja unmöglich.

„Es sei denn, daß sich die Wolken öffneten und die Wahrheit niederfallen ließen," sagte sie traurig, „oder daß jemand von den Toten auferstanden und uns berichtet — —"

„Meine Geliebte, die Wolken haben sich geöffnet, und von den Toten hat uns jemand Bericht erstattet. Gott hat uns einen Boten gesandt, der uns eine wundersame Kunde vermittelte. Lucas Adare hat gesprochen."

„Unmöglich," stammelte sie schwach. „Die Toten kehren nicht wieder. Wie können Sie mich nur so quälen?"

„Lucas Adare hat gesprochen."

„Ich habe ihn tot gesehen."

„Und ich habe Edmund Adare erst vor wenigen Stunden sterben sehen. Er war der Bote, und hier ist die Botschaft, welche er uns brachte — Dir, Bawn, und mir."

Rovy zog das Dokument aus seiner Brusttasche und legte es in ihre Hand; als er aber erkannte, daß sie nicht fähig war, es zu lesen, zog er es zurück und las es laut.

Verwirrt, zitternd, starr schaute sie in die Weite, dann aber sanken beide auf die Kniee und dankten Gott, der die Wahrheit an das Licht gebracht. Des geliebten Vaters Ehre war gerettet, und zwischen Rovy Fingalls und Bawn Desmonds Liebe war das Hindernis aus dem Wege geräumt.

Ende.

Licht von oben.

Lebenserinnerungen einer frühe Verwaisten.

Licht von oben.

Lebenserinnerungen einer frühe Verwaisten.

1. Einige notwendige Familien-Nachrichten.

Ich, Kornelia Jocundus, bin geboren im Jahre des Heils 1812, am Vormittage des ersten Advents, während in der nahen Anscharius-Kirche die Gemeinde sang:

„Das schreib dir in dein Herze,
Du hochbetrübtes Heer,
Bei welchem Gram und Schmerze
Sich häuft je mehr und mehr."

Zu diesem „hochbetrübten Heere" zählte auch ich schon, sintemal ich jämmerlich weinend auf diese Welt gekommen bin. Diese Gesangsstrophe aber ist mir Zeit meines Lebens ganz besonders lieb und wert gewesen, und ich habe sie stets als meinen Empfangsgesang betrachtet.

Weil ich am ersten Advent geboren bin, so ist mein Geburtstag auch stets ohne Datumberücksichtigung gefeiert worden; und hierdurch ist es wahrscheinlich gekommen, daß von Kindheit an mein Interesse mehr dem kirchlichen als dem bürgerlichen Jahre zugewendet gewesen ist.

Mein Vater, Johann Kaspar Jocundus, war Kantor an der St. Anscharius-Kirche hierselbst, welches Amt er zwanzig Jahre lang zur Zufriedenheit sowohl seiner Vorgesetzten als auch der ganzen Gemeinde verwaltet hat.

Mein Vater war ein geborener Herrscher; in welcher Lebensstellung er sich auch befunden haben möchte, überall würde er sich Achtung und Respekt zu verschaffen gewußt haben. Schon seine äußere Erscheinung hatte etwas Ehrfurcht Gebietendes; er war groß und kräftig gebaut, und sein Gang hatte etwas Militärisch-Straffes. In

der Schule führte er ein unnachsichtlich strenges Regiment und schwang den „Stab Wehe“ mit besonderem Nachdruck. Aber sein großer Gerechtigkeitssinn, welcher kein Ansehen der Person kannte, gewann ihm das Vertrauen und daher auch die Liebe aller seiner Schüler.

Einst belauschte ich als Kind ein Gespräch zwischen zwei Knaben. Der eine hatte am Morgen „die ungebrannte Asche“, wie mein Vater scherzend den Stock zu nennen pflegte, in ungewöhnlich großer Portion zu kosten bekommen, und der andere drückte ihm nun hierüber sein Beileid aus, indem er sagte: „Heute morgen hat's unser Kantor aber doch schier zu arg gemacht, er schien sich von Deinem Rücken ja gar nicht trennen zu können,“ worauf der erstere erwiderte: „Ja, es ist wahr, er hat mich barbarisch geschlagen, aber an seiner Stelle würde ich es nicht gelinder gemacht haben.“

Meine Mutter war eine zart gebaute, blaß aussehende, sehr kränkliche Frau; sie paßte, so zu sagen, nicht in ihre Verhältnisse. Da sie sich ihrer Gesundheit wegen nicht so um den Haushalt bekümmern konnte, wie es hätte geschehen müssen, so nahm derselbe auch keinen gedeihlichen Fortgang. Dies verstimmte meinen Vater, der durch und durch ein Mann der Ordnung und der Pünktlichkeit war, oft tief, aber dennoch habe ich ihn gegen meine Mutter nie anders als freundlich und nachsichtig gesehen.

Wir waren unser sieben Geschwister. Die Einnahme meines Vaters aber schien nicht auf sieben Kinder und eine kränkliche Frau berechnet zu sein; und daher kam es, daß wir Kinder schon früh an Entbehrungen mancherlei Art gewöhnt wurden, aber auch lernten, in vielen Dingen uns selbst zu helfen, und so zeitig für den Kampf dieses Lebens ausgerüstet wurden, was uns allen später trefflich zu statten gekommen ist.

Einst zerbrach unsere Gemüseschüssel, und da gerade Jahrmarkt war, so bat meine Mutter den Vater, doch gleich eine neue Schüssel zu kaufen. Er tat es und stellte die heim gebrachte Schüssel mit den Worten auf den Tisch: „Diese Schüssel hat unser HErrgott ganz expreß für uns anfertigen lassen; schaut nur hinein, Kinder!“

Es stand aber in der Schüssel der Spruch Ebr. 13, 5.: „Lasset euch genügen an dem, was da ist.“

Wir Geschwister haben keinen leichten Lebensweg gehabt; in unserer Jugend zumal haben wir uns viel drücken und bücken, auch wohl stoßen lassen müssen, da wir aber nicht weichlich, vielmehr wetterhart waren, so haben wir uns durch alle Drangsale unverzagt hin-

durchgeschlagen, und jetzt geht es uns allen, Gott sei Dank, sehr gut. Drei von uns haben schon heimkommen dürfen zur ewigen Ruhe, und denen geht es natürlich am besten; aber auch wir andern vier haben nur zu loben und zu danken. Meine älteste Schwester ist an einen wohlhabenden Kaufmann hier im Orte verheiratet; sie hat Kinder und Kindeskinder, und ihre behäbige Gestalt, sowie ihr freundliches rund rundes Gesicht drücken die äußerste Zufriedenheit aus. Ein Bruder befindet sich in Amerika; auch ihm geht es nach hartem Kampfe jetzt sehr gut: er hat Frau und Kinder und ein blühendes Geschäft. Mein jüngster Bruder, nach meinem Vater Johann Kaspar genannt, ist, wie mein Vater, Kantor an der hiesigen St. Anscharius-Kirche. Die Einnahme dieser Stelle ist seit dem Tode des Vaters bedeutend erhöht worden, so daß mein Bruder ohne Sorgen leben kann, obgleich auch er eine große Kinderschar besitzt.

Von seinen Kindern sind mir ganz besonders ans Herz gewachsen meine beiden Nichten Marie und Anna. Es sind Zwillinge, und ich bin zu beiden Gevatter. Sie zählen jetzt zwanzig Jahre. Ihre Namen verdanken sie einem Einfalle von mir. Da sie als Zwillinge doch noch ganz besonders zusammen gehören, ja gewissermaßen eins sind, so erschienen mir die Namen Marie und Anna, welche zusammen ausgesprochen einen Namen — Marianne — bilden, als vorzüglich passend für sie.

2. Mein erster Ausflug in die Welt.

Als ich sechzehn Jahre alt war, wurde mein Vater von einem hitzigen Fieber ergriffen und starb nach acht Tagen. Wir waren Waisen. Unsere Finanzen standen schlecht; die kleine Witwen-Pension meiner Mutter reichte kaum für sie und die beiden Geschwister; mein Bruder Johann Kaspar zählte damals noch kein volles Jahr.

Meine älteste Schwester und ich sollten von Haus und uns unsern Unterhalt selbst verdienen, so bestimmte es der Vormund. „Für die drei Brüder muß Gott im Himmel Rat schaffen, ich weiß keinen," setzte er hinzu.

Und der große und barmherzige Gott wußte und schaffte Rat. Es fanden sich bald mehrere Familien, welche bereit waren, für ein „Vergelt's Gott" an den armen Waisenknaben Elternstelle zu vertreten. So behielt meine Mutter nur die beiden jüngsten Kinder.

Außerdem rührte Gott einer wohlhabenden Kaufmannswitwe das Herz also, daß dieselbe sich meiner Mutter freundlich annahm und mit ihrem Ueberfluß den Mangel unseres Hauses deckte. Meine Mutter hat nur noch einige Jahre gelebt, aber in diesen Jahren hat es ihr weder an teilnehmender Liebe, noch an Nahrung und Kleidung gefehlt.

Der Stand der Witwen und Waisen hier auf Erden ist ein sehr betrübter; wird der Versorger und Beschützer von einer Familie genommen, dann ist dieselbe nicht selten wie eine Herde ohne Hirten, wie ein Garten ohne schützenden Zaun. Das weiß unser HErrgott im Himmel und deshalb bekennt er sich in seinem Wort so ausdrücklich zu diesem Stande und umgibt denselben durch seine Verheißung wie mit einer Mauer, wenn er 2 Mos. 22, 22. 23. spricht: „Ihr sollt keine Witwen und Waisen beleidigen. Wirst du sie beleidigen, so werden sie zu mir schreien, und ich werde ihr Schreien erhören."

Diese Stelle bewegt mir noch jetzt das Herz, so oft ich dieselbe lese. Und nehme ich dazu, was Ps. 10, 14. und Ps. 146, 9. geschrieben steht: „Du bist der Waisen Helfer! — Der HErr behütet die Fremdlinge und Waisen und erhält die Witwen," dann sehe ich die Verheißung meines Gottes wie durch ein doppeltes Siegel bestätigt.

Auch an mir und meinen Geschwistern hat der HErr seine Verheißung wahr gemacht. Fühlten wir auf der einen Seite die ganze Not und Bedrängnis des Waisenstandes, so durften wir auf der anderen Seite auch stets Gottes gnädige Durchhilfe erfahren. Der HErr läßt wohl sinken, aber doch nie ertrinken den, der sich auf seine Barmherzigkeit verläßt.

Für meine Schwester und mich fanden sich Stellen. Meine Schwester sollte zu einem alten kinderlosen Ehepaare, ich zu einer alleinstehenden alten Dame ins Haus. Die Herrschaft meiner Schwester wohnte einige Meilen von hier auf dem Lande, die meinige in dem sechs Meilen von hier entfernten Städtchen X. Wir sollten unsere Stellen an ein und demselben Tage antreten.

Der Abend vor unserem Abschiede aus dem elterlichen Hause war ein sehr betrübter; meine Mutter war krank, und wir Kinder saßen an ihrem Bette und weinten.

Ehe wir uns zur letzten Nachtruhe im elterlichen Hause niederlegten, las meine Schwester laut den 42. Psalm: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir!" Fand in diesem ersten Verse die Betrübnis und Angst unserer Seelen einen entsprechenden Ausdruck, so goß dagegen der zwölfte Vers mit

seiner köstlichen Glaubenszuversicht neuen Mut und neue Hoffnung in unsere verzagten Seelen: „Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist!"

Dieser Vers hat auch später in unzähligen Fällen seine trostreiche Kraft an mir bewiesen.

Als ich am andern Morgen Abschied von meiner Mutter nahm, konnte sie mir vor Weinen nichts anders sagen als diese Worte: „Harre auf Gott, mein Kind!"

Diese Worte sind zugleich ihr Vermächtnis an mich. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Irdische Güter konnte meine Mutter uns nicht hinterlassen, diese Worte aber sind mir mehr wert gewesen als Silber und Gold.

Es war ein kalter, unfreundlicher Aprilmorgen, an welchem ich in die Welt hineinfuhr. Eisenbahnen kannte man damals noch nicht. Zwischen hier und dem Städtchen X. fuhr allerdings zweimal wöchentlich eine Post, aber dieses Beförderungsmittel, so wenig Bequemlichkeiten es auch bot, galt doch für etwas, das sich nur Wohlhabende erlauben durften, und konnte daher für mich nicht in Betracht kommen. Die weniger Bemittelten, wenn sie einmal verreisen mußten, suchten sich eine sogenannte „Fahrgelegenheit", welche am häufigsten durch die vielen hier durchkommenden Frachtwagen geboten wurde. Eine solche „Fahrgelegenheit" entbehrte allerdings weit mehr noch als die Post jeglicher Bequemlichkeit, war aber ihrer Billigkeit wegen für jeden leicht erschwinglich.

Gegen eine sehr geringe Vergütung ließ sich ein Salzfuhrmann, der allwöchentlich einmal nach X. fuhr, bereit finden, mich und meine wenigen Habseligkeiten mitzunehmen. Mein kleiner Koffer wurde oben auf die Salzladung gestellt und ich aufgefordert, neben dem Fuhrmanne auf einem quer über den Wagen gelegten Brett Platz zu nehmen.

Da saß ich nun in meinen kleinen dünnen Mantel gehüllt und fuhr allein in die weite, unbekannte Welt hinein, über mir den grauen Himmel, der seiner Stimmung in einzelnen Regentropfen Luft machte, neben mir den schweigsamen Fuhrmann und in mir eine namenlose Traurigkeit!

Der Weg von hier nach X., den man jetzt per Eisenbahn in einer guten Stunde zurücklegt, nahm damals, einschließlich des nötigen und unnötigen Aufenthalts in den verschiedenen Wirtshäusern, sieben bis acht Stunden in Anspruch.

Doch auch diese Stunden, so lang sie mir wurden, nahmen ein

Ende; der Turm des Städtchens X. tauchte vor uns auf, und bald rasselten wir über das holprige Straßenpflaster dahin. Mein Fuhrmann, mit dem ich während der langen Fahrt allmählich etwas bekannter geworden war und der mir beim Frühstück sogar eine kleine „Herzstärkung" aus seiner Branntweinflasche angeboten hatte — die jedoch von mir dankend abgelehnt worden war —, erbot sich, mich vor das Haus meiner alten Dame zu fahren. Wir hielten still, ich stieg ab, der Fuhrmann setzte meinen kleinen Koffer vom Wagen, wünschte mir alles Wohlergehen, lüftete ein wenig seine Pudelmütze und fuhr davon.

Da stand ich nun mutterseelenallein mit meinem kleinen Koffer auf der Straße vor einem großen, düster aussehenden Hause. Ich fühlte mich in diesem Augenblicke unsäglich verlassen und elend. Ich hätte mich auf meinen Koffer setzen und weinen mögen, doch brachten mich noch rechtzeitig einige Kinder, welche stehen blieben und mich neugierig beobachteten, auf bessere Gedanken. Ich begriff, daß es klug sein würde, diesem Zustande so rasch wie möglich ein Ende zu machen; mit dem Mute der Verzweiflung ergriff ich daher den großen messingnen Türklopfer und klopfte.

Nach einer Weile wurde die Haustür geöffnet, und eine alte, sehr mürrisch aussehende Frau in einer ungeheuren Haube steckte den Kopf auf die Straße, musterte mich und meinen kleinen Koffer und fragte dann:

„Sie sind wohl die neue Jungfer, welche meine Herrschaft erwartet?"

„Ja, ich glaube," stotterte ich schüchtern.

„Na, dann fassen Sie nur Ihren Koffer mit an, hier auf der Straße können Sie doch nicht stehen bleiben."

Ich gehorchte, und wir trugen den Koffer ins Haus und mehrere Treppen hinauf bis auf den Boden. Hier öffnete meine Gefährtin eine Tür, wies in eine kleine niedrige Dachkammer und sagte:

„Dies wird Ihre Schlafstätte sein. Wenn Sie sich ein wenig zurecht gemacht haben, kommen Sie herunter, ich werde Sie dann zu meiner Herrschaft bringen."

Damit ging sie, und ich musterte nun meine neue „Schlafstätte". Zwar war ich in meinem elterlichen Hause weder an Luxus noch an Komfort irgend einer Art gewöhnt, die Ausstattung meines künftigen Schlafkämmerleins aber wollte mir dennoch als allzu uranfänglich erscheinen. Unwillkürlich mußte ich an Diogenes denken, denn der Grundsatz dieses alten Weisen, daß der am glücklichsten sei, der die

wenigsten Bedürfnisse habe, fand hier seinen tatsächlichen Ausdruck. Die ganze Ausstattung dieser Kammer bestand nämlich in einem Bett, das, wie ich mich am Abend überzeugte, nur sehr unzulängliche Bestandteile enthielt, einem dreibeinigen hölzernen Bock, die Stelle eines Stuhles vertretend, und einem kleinen Tisch, der seinem mitgenommenen Aussehen nach schon manchen Stoß ausgehalten haben mußte; ein Bein desselben war bedeutend kürzer als die andern, weshalb, um das nötige Gleichgewicht herzustellen, ein Holzklotz unter dasselbe geschoben war. Auf dem Tischchen stand einsam eine zinnerne Waschschale, die, was den Kampf ums Dasein betrifft, ihrem Träger jedenfalls an die Seite gestellt werden durfte, denn in meinem ganzen Leben ist mir nie wieder ein Gefäß mit so vielen Beulen und Schrammen vorgekommen, wie diese Waschschale aufzuweisen hatte. Nach einem Spiegel sah ich mich vergebens um.

Nachdem ich Mantel und Hut an einen Nagel an die Wand gehängt hatte — eine Garderobe oder gar ein Kleiderschrank würde natürlich in diese Diogenes-Einrichtung nicht gepaßt haben — setzte ich mich, müde an Seele und Leib, auf meinen Koffer. Am liebsten wäre ich in diesem Augenblicke gestorben; da hierzu trotz aller Müdigkeit noch keine Aussicht vorhanden war, so hätte ich wenigstens gern einmal gründlich geweint. Aber auch das ging nicht, denn in wenigen Augenblicken sollte ich vor meiner Herrschaft erscheinen und die alte Dame konnte möglicherweise eine Abneigung gegen rotgeweinte Augen haben. Ich besann mich also auch hier eines andern, öffnete meinen Koffer und nahm ein kleines Kruzifix — das letzte Weihnachtsgeschenk meines Vaters — heraus, um es über meinem Bette aufzuhängen. Einen kleinen Nagel hatte ich vorsorglich zu diesem Zwecke mitgenommen, aber womit denselben einschlagen? Ratlos blickte ich umher, da fiel mein Blick auf den Holzklotz; erfreut bückte ich mich und zog denselben unter dem Tischbein hervor, indem ich dachte: „Wenn jeder Mangel in diesem Hause sich so mit Nutzen verwenden läßt, dann soll es schon gehen!“

Als das Kruzifix über meinem Bette hing, erschien mir die Kammer schon um ein Bedeutendes wohnlicher; andächtig kniete ich nieder, um durch mein erstes Gebet diese Kammer zu meinem kleinen Separatheiligtum einzuweihen und gleichsam von demselben Besitz zu ergreifen. Aber meine Gedanken waren durch die vielen neuen Eindrücke so verwirrt, daß ich sie nicht zu einem zusammenhängenden freien Gebete zu sammeln vermochte. Unwillkürlich kam mir der Abschiedsspruch meiner Mutter auf die Lippen: „Harre auf Gott,

denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist!"

Der barmherzige Gott mußte wohl ein gnädiges Amen zu dem Seufzen meines Herzens gesprochen haben, denn ein wunderseliger Friede kam über mich; gestärkt und getröstet erhob ich mich und stieg wenige Augenblicke später entschlossen die Treppe hinunter.

Die alte Dienerin erwartete mich schon ungeduldig auf der Hausflur hin- und her trippelnd. Behutsam und leise öffnete sie eine mit grünem Tuch beschlagene Tür, dann eine zweite, und — ich stand vor meiner Herrschaft.

Das Gemach, in welchem ich mich befand, war groß und geräumig, und seine Einrichtung erinnerte in nichts an den Geschmack des Diogenes, entsprach vielmehr allen Anforderungen der Behaglichkeit und Bequemlichkeit. In einem großen, wohlgepolsterten Lehnstuhle saß mit einem mich boshaft anfletschenden Mops auf dem Schoß in einer tiefen Fensternische meine Herrin, Mamsell — die Titulatur „Fräulein" war damals noch nicht Sitte — Josefine Mummel.

Schüchtern blieb ich an der Tür stehen und machte eine Verbeugung, welche jedoch, wie ich leider gestehen muß, gänzlich mißglückte.

Mamsell Mummel betrachtete mich durch ihre große hörnerne Brille eine Weile, dann sagte sie nicht unfreundlich: „Treten Sie näher!"

Ich gehorchte. Der Mops ließ ein unwilliges Knurren hören, und sein boshaftes Gesicht verzerrte sich noch mehr. Seine Herrin streichelte ihn und suchte ihn durch Schmeichelnamen zu besänftigen. Eine Pause in ihren Liebkosungen benutzend, sagte sie zu mir:

„Nehmen Sie einen Stuhl und setzen Sie sich zu mir." Ich tat es. Das Knurren des Mopses ward drohender.

„Minörken, mein Liebchen, sei ruhig!" bat Mamsell Mummel. „Wie heißen Sie doch, mein Kind?"

„Kornelia!"

„Kornelia ist ein alberner Name, auch viel zu lang, zumal in den kurzen Wintertagen. — Minörken sei gut, mein Engel! — Ich werde Sie Nelly nennen. — Aber, Minörken, mein Herzchen, so sei doch lieb und freundlich, wie du es sonst bist! Sieh, Süßchen, das ist deine künftige Gespielin, Mamsell Nelly!"

Obgleich ich nicht einzusehen vermochte, weshalb der Name Nelly weniger albern sei als Kornelia, so war mir, in diesem Augenblicke wenigstens, diese Veränderung meines Namens doch ziemlich gleich-

gültig, weniger gleichgültig war es mir indes, dem häßlichen Mops als „seine Gespielin" vorgestellt zu werden.

Aber Mamsell Mummel ließ mir keine Zeit, meinen empörten Empfindungen nachzuhängen: sie begann mir meine künftigen Pflichten und Obliegenheiten herzuzählen. Es war deren eine ganz unendliche Menge; mir wurde beinahe schwindlig, doch versprach ich alles zu tun, was ich könne, bat aber zugleich um Nachsicht, falls ich anfangs etwas vergessen sollte.

Sie antwortete: „Ich hoffe, Nachsicht wird nicht nötig sein, denn Sie sind noch jung, und in der Jugend hat man ein gutes Gedächtnis. Außerdem ist es so wenig, was in meinem Dienste von Ihnen verlangt wird, daß Sie nichts zu vergessen brauchen."

Hiermit und mit der Weisung, mir von Lotte, der alten Dienerin, nähere Instruktion über Kaffee- und Teebereitung geben zu lassen, wurde ich entlassen.

Lotte empfing mich mürrisch, und ihre Instruktionen fielen sehr dürftig aus; sie schien mich als einen Eindringling in ihre Rechte zu betrachten.

Mittlerweile war die Teestunde herangekommen; Lotte brachte auf einem ungeheuren Teebrette alles zum Abendessen Erforderliche auf einmal in die Stube; und nicht ohne inneres Zagen und Zittern begab ich mich an meine erste Dienstleistung.

Mamsell Mummel siedelte nun mit Minörken vom Lehnstuhle nach dem Sofa über und überwachte von hier aus mit ihren stechenden grauen Augen jede meiner Bewegungen. In einem kleinen silbernen Teetopfe, welcher genau zwei Tassen faßte, mußte ich zuerst den Tee für meine Herrin bereiten, den sie sich mit dazu gehörenden Butterbröten und Zwiebäcken, nebst einer ansehnlichen Portion Belegen verschiedener Art, vortrefflich schmecken ließ.

Während dieser Zeit durfte ich dabei sitzen und an einer Unterjacke für meine Herrin stricken. Nachdem diese sich so recht mit Wohlgefallen gesättigt hatte und nun mit dem Ausdrucke völliger Befriedigung sich zurücklehnte, durfte ich den Teetopf noch einmal mit kochendem Wasser füllen, und diese zweite, verdünnte Auflage war für Minörken und mich bestimmt. Minörken bekam seine Portion Tee mit Zwiebäcken in einer zierlichen, mit Blumen bemalten Porzellanschale in einer Ecke des Zimmers serviert, während ich die meinige aus einer recht ordinären Tasse ohne Henkel zu mir nahm. Für mich lag eine dicke Brotschnitte auf dem Brette, welche ich mir ganz dünn mit Butter bestreichen durfte; von einem Beleg war keine Rede.

Während ich mein bescheidenes Abendbrot zu mir nahm, hielt Mamsell Mummel mir eine kleine diätetische Vorlesung des Inhalts, daß es am besten sei, sich des Abends nur halb satt zu essen, und daß besonders die Jugend in diesem Punkte gar nicht vorsichtig genug sein könne.

Als auch Minörken und ich unsere Mahlzeit beendigt hatten und Lotte das Teegeschirr fortgenommen, sagte Mamsell Mummel:

„Jetzt wollen wir unsere Abendandacht halten und zu Bett gehen."

Durch diesen Ausspruch meiner Herrin wurde ich sehr angenehm überrascht, denn ich dachte: „In einem Hause, in welchem Andachten gehalten werden, muß es sich doch immerhin leben lassen." Aber diese angenehme Empfindung wurde durch das nun Folgende nicht nur bedeutend herabgestimmt, sondern in das gerade Gegenteil verwandelt. Ich mußte meiner Herrin das Andachtsbuch reichen, es war Witschels rationalistisches „Morgen- und Abendopfer", und zugleich Minörken auf ihren Schoß setzen; derselbe war nämlich so dick, daß er den Sprung auf den Schoß seiner Freundin nicht mehr machen konnte. Er legte sich jetzt nicht auf ihren Schoß nieder, sondern legte sitzend seine beiden Vorderpfoten auf den Tisch, sein schwarzes, häßliches Gesicht über dem aufgeschlagenen Buche schnuppernd hin- und herbewegend. Mamsell Mummel las nun mit ihrer dünnen, scharfen Stimme schnell und monoton den Abendsegen; darauf küßte sie Minörken auf seinen dicken Kopf und sagte: „Was meinst du, Minörken, mein Herzchen, lesen wir jetzt auch gleich unsern Morgensegen?"

Minörken schien einverstanden, und Mamsell Mummel las nun auch den folgenden Morgensegen. Ich war von dem, was ich sah und hörte, so verwirrt und entsetzt, daß von dem Gelesenen kein Wort in meine Seele drang.

Als Mamsell Mummel das Buch zugemacht und ihre Brille abgenommen hatte, wünschte sie Minörken unter den zärtlichsten Liebkosungen eine gute Nacht und übergab ihn mir, um ihn zu Bett zu bringen. Minörken schlief in der Kammer seiner Freundin in einem zierlichen Korbe und wurde mit einer kleinen blauseidenen Steppdecke zugedeckt.

Dieses besorgt, durfte ich meiner Herrin beim Auskleiden behilflich sein, wobei dieselbe indes mehrere Male Veranlassung hatte, über meine Ungeschicklichkeit zu klagen.

Das Bett, welches meine Herrin zur Nachtruhe aufnehmen sollte, hatte in meinen Augen etwas Ungeheuerliches, denn es glich mehr

einem Turm als einem Bett, so viele Kissen und Pfühle waren hier aufeinander gehäuft. Um in dieses Federmeer hinein zu gelangen, mußte eine kleine Trittleiter benutzt werden. Auf meine Schulter gestützt, erstieg Mamsell Mummel dieselbe und versank dann mit einem Seufzer ins Federmeer, mir aus dessen Tiefe mit halb erstickter Stimme noch eine gnädige „gute Nacht" zurufend.

Ich war entlassen; geflügelten Schrittes eilte ich die Treppe hinauf in mein Kämmerchen. Die dürftige Ausstattung desselben starrte mich diesmal schon nicht mehr so kalt und frostig an, wie das erste Mal, denn das Kruzifix an der Wand breitete mir seine Arme entgegen, und mein erstes Gebet durchwehte noch wie ein warmer Hauch das Gemach. Ich nahm meine kleine Bibel und las den dreiundzwanzigsten Psalm: „Der HErr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." Dann befahl ich mich und meine Lieben dem gnädigen Schutze des allmächtigen Gottes und suchte mein Nachtlager auf. Obgleich dasselbe nur ärmlich ausgestattet war, so betteten doch Müdigkeit und Jugendkraft mich weich und warm. Ich fiel bald in einen festen, gesunden Schlaf, in welchem freundliche Traumgestalten mich umgaben und mich zu meinen Lieben in die Heimat führten.

Meine Geschwister und ich saßen in einem Kahn, welcher, von unsichtbarer Hand geleitet, auf einem großen, spiegelklaren See ruhig dahin glitt. Wir waren alle sehr vergnügt, wir lachten und scherzten. Plötzlich erhob sich ein heulender Sturm; unser kleiner Nachen ward gewaltsam hin- und hergeschleudert; ich hielt mich krampfhaft am Sitzbrett fest, um nicht über Bord geworfen zu werden.

Da erwachte ich und blickte in das mürrische Gesicht der alten Lotte, deren Hand meine Schulter erfaßt hatte und mich heftig im Bette hin- und herschüttelte. Mit ihrer heiseren Stimme rief sie mir in das Ohr:

„Aber, Mamsell Nelly, Sie haben ja einen Bärenschlaf! Einen solchen können wir hier nicht gebrauchen. Beeilen Sie sich, in die Kleider zu kommen; es ist die höchste Zeit!"

Erschrocken und verwirrt sprang ich aus dem Bette und stand wenige Minuten darauf in dem Schlafgemache meiner Herrin.

Mein Morgengruß blieb unerwidert, statt dessen ward mir aus der Tiefe des Federberges — zu sehen vermochte ich niemand — ein Verweis meines zu späten Erscheinens wegen mit daran geknüpfter Ermahnung, mich nie wieder einer solchen Pflichtverletzung schuldig zu machen.

Gern hätte ich meiner erzürnten Herrin erzählt, wie glücklich ich

im Traume daheim mit meinen Lieben gewesen, eine instinktmäßige Klugheit ließ mich indes schweigen. Dagegen begann ich, innerlich zwar etwas schaudernd, äußerlich aber mit einer gewissen Todesverachtung mein Tagewerk, dessen erstes Stück darin bestand, Minörkens Toilette zu besorgen. Ich mußte das dicke, unbehilfliche Tier auf meinen Schoß nehmen, es sorgfältig kämmen und bürsten und ihm mit einem kleinen Schwamm das häßliche Gesicht waschen, was nicht ohne Knurren und Zähnefletschen seinerseits abging. Jedes Knurren des Hundes fand einen sympathischen Widerhall im Federberge, aus dessen Tiefe — zu sehen vermochte ich noch immer niemand — auf jedes Knurren ein Seufzer über meine Ungeschicklichkeit als Echo zu uns zurücktönte.

Als ich fertig war und Minörken auf die Erde setzte, teilte sich der Federberg seitwärts etwas, und Mamsell Mummels Kopf kam zum Vorschein. Als ihr Blick über Minörkens runde, blankgeputzte Gestalt glitt, legte sich ein zufriedenes Lächeln um ihren Mund, und sie sagte wohlwollend zu mir:

„Ich hoffe, Minörken wird Sie mit der Zeit lieb gewinnen, es ist so ein süßes Tier!“

Jetzt mußte ich meiner Herrin selbst beim Aufstehen und Ankleiden behilflich sein. Das erstere war, wie das Erklimmen des Federberges am Abend, nicht ohne Schwierigkeit, und meine Herrin, die sich beim Herabsteigen der kleinen Trittleiter mit dem ganzen Gewicht ihrer nicht unbeträchtlichen Körperfülle auf meine Schulter stützte, hatte Veranlassung, sich über die Schwächlichkeit meines Körpers, in dessen Knochen gar kein Mark zu sein scheine, zu wundern. Bei dem Ankleiden dagegen hatte ich Gelegenheit, mich zu wundern — natürlich ganz in der Stille — über die Menge der Toilettenkünste, welche ich hier in Anwendung gebracht sah und von deren Existenz ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Als meine Herrin nach etwa einer Stunde frisiert und angekleidet vor mir stand, fiel mir ein Reim ein, den ich einmal als Kind auf einem Bilderbogen gelesen hatte: „Als Raupe aus dem Bette und als Schmetterling von der Toilette.“

Nun begaben wir uns alle drei, Minörken voran, in das Wohnzimmer, wo Lotte den Kaffeetisch zierlich und einladend gedeckt hatte. Ich bereitete den Kaffee zuerst für meine Herrin, und als diese drei Tassen nebst einer nicht unansehnlichen Menge leckeren Weißbrots in großer Seelenruhe und Behaglichkeit zu sich genommen hatte, durfte ich einen zweiten Aufguß für Minörken und mich machen. Der erstere erhielt seine Portion mit Zucker, Rahm und Zwiebäcken angerichtet,

ich dagegen nahm die meinige ohne Zucker, mit etwas dünner Milch versetzt, nebst einer dicken Scheibe Roggenbrot, die ich mir auf Mamsell Mummels Anraten — weil alles Fette der Jugend sehr schädlich sei — nur fast unsichtbar mit Butter bestrichen hatte, zu mir.

Als wir alle mit dem Frühstück fertig waren, mußte ich den Tisch abräumen, wobei die grauen Augen meiner Herrin mich scharf beobachteten. Als ich die Zuckerdose erfaßte, um dieselbe in einen im Zimmer befindlichen Schrank zu setzen, sagte sie: „Es sind noch acht Stück Zucker in der Dose, nicht wahr, Mamsell Nelly?"

Hierauf setzte sich meine Herrin in ihren großen Lehnstuhl am Fenster, und ich mußte ihr Minörken auf den Schoß geben, mit dem sie sich nun wohl eine Stunde lang liebkosend unterhielt. Dabei warf sie von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick auf die Straße oder in den am Fenster befestigten sogenannten „Spion" und machte irgend eine Bemerkung über die Vorübergehenden, die indes mit der Lutherschen Erklärung des achten Gebots: „Alles zum besten kehren" nichts gemein hatte.

Ich erhielt eine Näharbeit und mußte mich ihr gegenüber in die andere Fensternische setzen. Um mich der Versuchung zu überheben, auch zuweilen einen Blick auf die Straße zu werfen, war vor meinem Fenster eine kleine Mullgardine gezogen.

Diese Handarbeitsstunden, welche bis Mittag dauerten, waren mir verhältnismäßig angenehm, denn meine Herrin beanspruchte meine Unterhaltung nicht und richtete auch nur selten eine Frage an mich; ich konnte also meine Gedanken, während die Hände eifrig nähten — und fleißig mußte ich sein, denn die grauen Augen mir gegenüber sahen jede meiner Bewegungen — spazieren schicken. Dieselben schweiften natürlich hinüber in die Heimat, und ich malte mir den schönen Traum, aus dem ich am Morgen so unsanft aufgeweckt worden, nach Gefallen weiter aus.

Um zwölf Uhr mußte ich den Tisch decken, und wir setzten uns zu unserm Mittagsmahl nieder. Ein Tischgebet, wie ich es zu Hause gewohnt gewesen, war hier nicht Sitte. Das Essen war viel, viel besser, als ich es je zu Hause bekommen, und doch schmeckte es mir nicht halb so gut, wie es daheim der Fall gewesen.

Zuerst mußte ich eine Portion Fleisch sehr fein schneiden und dieselbe mit Bouillon und Weißbrot in der blumenbemalten Porzellanschale für Minörken anrichten. Dann bekam auch ich mein Teil. Meine Herrin war so gütig, mir eine zweite Fleischportion anzubieten, die ich aber in der Voraussetzung, daß äußerste Bescheidenheit von

mir erwartet werde, dankend ablehnte. Meine Herrin nahm diese Ablehnung augenscheinlich sehr gut auf. Während sie sich eine dritte ansehnliche Fleischportion auf den Teller legte, sagte sie, indem ihr Blick beinahe wohlwollend über meine schmächtige Gestalt glitt:

„Ich sehe mit Vergnügen, Mamsell Nelly, daß Sie wissen, was der Jugend ansteht; nichts ziert ein junges Mädchen mehr als Bescheidenheit; und durch Mäßigkeit in der Jugend erwerben wir uns ein gesundes und kräftiges Alter. Wie manches junge Mädchen hat nicht schon durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken ihre schlanke Taille und ihren feinen weißen Teint eingebüßt! Sie haben sich bis jetzt beides bewahrt, fahren Sie also fort, mäßig und bescheiden zu sein! — Minörken, mein Engel," und hiermit wandte sie sich an ihren dicken Mops, der schwanzwedelnd und zähnezeigend zu ihr herankam, „du möchtest noch ein Häppchen Fleisch, nicht wahr? Die Ente ist zart und fett, und Lotte hat sie uns vortrefflich gebraten. Mamsell Nelly, schneiden Sie doch dem Kleinen noch dieses Stück."

Nach dem Essen mußte ich meine Herrin zur Nachmittagsruhe auf das Sofa betten. Hierzu war eine ganz erstaunliche Menge Decken und Kissen der verschiedensten Größe erforderlich; und diese Arbeit ging nicht ohne einige stille Seufzer meinerseits und verschiedene laut geäußerte Klagen über meine Ungeschicklichkeit ihrerseits von statten. Als meine Herrin endlich ganz nach Gefallen gebettet und zugedeckt war, war nichts mehr von ihr zu sehen.

Ich erhielt nun den Befehl, mit Minörken bis drei Uhr spazieren zu gehen, „denn," schloß meine Herrin, „nach Tisch, das merken Sie sich, muß ich meine ungestörte Ruhe haben."

Mit diesem Bescheide war ich wohl zufrieden; ich setzte meinen Hut auf und trat mit Minörken, den ich zu diesem Zwecke an eine rote Leine nehmen mußte, meinen Spaziergang an.

Zunächst wanderte ich durch die Hauptstraßen des Städtchens, um mir dasselbe zu besehen. Unsere Promenade nahm aber nur langsamen Fortgang, denn Minörken hatte bei seiner Körperfülle und nach dem opulenten Mittagsmahl viel mehr Neigung zur Ruhe als zur Bewegung. Er legte sich häufig nieder und ließ sich dann nur schwer zum Weitergehen bewegen.

An einer Straßenecke begegneten uns mehrere Knaben; der eine rief: „Sieh da, Mummels Minörken mit seiner neuen Mamsell!" Hierauf riefen alle hurra! und fingen an, Minörken zu necken und zu zerren. Der Hund bellte, fletschte die Zähne und riß wütend an der Leine. Ich befand mich in einer üblen Lage; bald versuchte ich die

Knaben zu bewegen, von ihren Neckereien abzulassen, bald suchte ich Minörken zu besänftigen, aber beides vergebens. Da nahm ich als letztes Rettungsmittel den dicken, häßlichen Mops auf meinen Arm und suchte das Weite. Ich verließ die Stadt und wanderte nun ungesehen und ungestört zwischen Gärten und Hecken. Als die Turmuhr halb drei schlug, machte ich mich auf den Rückweg, denn so viel hatte ich schon gemerkt, daß meine Herrin neben Mäßigkeit und Bescheidenheit die Pünktlichkeit als eine Hauptzierde der Jugend schätzte.

Ich kam auch gerade rechtzeitig, um die soeben vom Schlaf Erwachte aus den vielen Decken und Kissen wieder herauszuschälen.

Unsern Nachmittagskaffee nahmen wir in der schon bekannten Reihenfolge zu uns; dann mußte ich mich zu meiner Herrin an das Fenster setzen und ihr vorlesen.

Eine Hauptbedingung bei meinem Engagement war gewesen: „Die Mamsell, welche ich zu meiner persönlichen Bedienung ins Haus nehme, muß verständlich und geläufig französisch vorlesen können."

Dies konnte ich, denn mein Vater, der in seiner Jugend mehrere Jahre in Frankreich gewesen war, hatte meiner älteren Schwester und mir französische Stunden gegeben. Lesen hatte ich in diesen Stunden gelernt, von der Grammatik aber nur wenig begriffen; und das war jetzt mein Glück, denn die Romane, welche ich meiner Herrin vorlesen mußte, gehörten, wie ich später begriff, zu den allerverwerflichsten der ganzen französischen Literatur. Hätte ich verstanden, was ich vorlas, so würde meine Seele ohne Zweifel Schaden genommen haben, so aber glitt das Gelesene wie ein vergifteter Strom an mir vorüber, ohne mich zu berühren. Und während die verderbte Phantasie meiner alten Herrin an leichtfertigen Bildern sich ergötzte, blieb meine junge Seele, Gott sei Lob und Dank für diese Gnade, bewahrt vor solchem Schmutze.

3. Mein Dachstübchen.

Die Tage, welche nun folgten, waren in ihrem äußeren Verlaufe dem beschriebenen ersten Tage sehr ähnlich. Eine Ausnahme machten die Sonntage. Während meine Herrin und die alte Lotte sich nur äußerst selten veranlaßt fühlten, das Gotteshaus zu betreten, durfte ich — dies hatte meine Mutter bei meinem Engagement besonders befürwortet — alle vierzehn Tage zur Kirche gehen. Außerdem durfte ich die schönen Sonntag-Nachmittagsstunden, vom eingenom-

menen Kaffee bis zur Teezeit, für mich auf meinem Dachkämmerchen verleben. In diesen Stunden bedurfte meine Herrin meiner nicht, denn dann hatte sie regelmäßig Besuch von einer alten Freundin, die leidenschaftlich Patience legte und sie mit ihren Kunststücken unterhielt.

Auf meinem Kämmerchen stand ein kleiner eiserner Kanonenofen, der allerdings seinen Platz dort wohl nicht der Fürsorge meiner Herrin verdankte, den ich aber doch mit ihrer Erlaubnis im Winter sonntagnachmittags heizen durfte. Freilich überreichte mir Lotte zu diesem Zwecke, selbst bei der empfindlichsten Kälte, nur eine sehr kleine Portion Kohlen; aber ich war ja an keinen Ueberfluß irgend einer Art, auch nicht an Wärmeüberfluß, gewöhnt, und das am nötigen Fehlende ersetzten Jugendkraft und ein alter wattierter Mantel.

Auf diese einsamen Sonntag-Nachmittagsstunden freute ich mich die ganze Woche. Sie sind mir nicht nur eine Erholung gewesen, sie sind mir auch zu einem großen Segen geworden; und das verdanke ich hauptsächlich dem Fenster oben in der schrägen Dachwand meiner Kammer. Das ging so zu:

Um das zum Schreiben und Lesen nötige Licht zu erhalten, schob ich den kleinen dreibeinigen Tisch nebst Holzklotz unter das Dachfenster. Auf diese Weise erhielt ich Oberlicht, und wenn ich von meiner Beschäftigung emporblickte, schaute ich gerade in den Himmel hinein, von der Erde sah ich nichts. Dies gab mir zu denken, und ich brachte nach und nach auch noch andere Dinge als nur Schreibmappe und Lesebuch in das Licht von oben, ja ich gewöhnte mich, zuletzt alles, was mir widerfuhr, im Oberlichte zu betrachten. Das hat mir viel Kummer erspart und mich manche Kränkung leicht verschmerzen lassen.

Allen jungen Mädchen, welche gleich mir in ihrem Schlafgemache das Licht nur durch ein kleines Dachfenster erhalten, wünsche ich von diesem den gleichen Segen!

Meine freien Sonntag-Nachmittagsstunden benutzte ich vor allem, um an meine Lieben in der Heimat zu schreiben. Da das Briefporto damals sehr hoch war, so mußte ich mich darauf beschränken, den Meinigen alle acht Wochen Nachricht von mir zu geben, und sie schrieben mir auch nicht öfter. Um nun aber keine Erlebnisse in meinen Briefen zu vergessen, so schrieb ich jeden Sonntag-Nachmittag die Ereignisse der Woche nieder. So entstand ein Tagebuch, das mir auch noch später viele Freude gemacht hat.

Meine Dachkammer erhielt dadurch einen Schmuck und außerdem für mich etwas Heimatlich-Warmes, daß ich kleine eingerahmte

Schattenrisse, welche ich von meinen Eltern und Geschwistern besaß, um das Kruzifix herum an der Wand gruppierte. Diese Schattenrisse ersetzten damals die Stelle der jetzigen Photographieen. An und für sich waren dieselben weder hübsch noch ähnlich, aber man hatte damals nichts besseres, und ein liebendes Herz erinnerte sich bei dem Anblick dieser kleinen schwarzen Gesichter doch der entfernten Personen, und das war bei den damaligen bescheidenen Ansprüchen genug.

Wenn ich selbst morgens und abends vor meinem Bette kniete, um mein Gebet zu verrichten, und zum Kruzifix emporblickte, dann sah ich im Geiste alle meine Lieben mit mir zu einem Gottesdienste vereinigt. Und dies hat mich in einer besonders innigen Gemeinschaft mit meinen Geschwistern erhalten. Meine kleinen Schattenrisse sind mir daher in der Fremde — und ich habe ja mein ganzes Leben in der Fremde zubringen müssen — ein Schatz von unbezahlbarem Werte gewesen, und ich glaube nicht, daß ein einziges der vielen großen, elegant ausgestatteten Photographie-Albums, welche die jungen Damen jetziger Zeit auslegen, sich rühmen kann, nur halb so viele Freude bereitet und halb so viel Segen gespendet zu haben als meine acht kleinen unscheinbaren und noch dazu ganz unähnlichen Schattenrisse an der Kammerwand.

Mein Dachkämmerchen, so ärmlich es auch ausgestattet war, wurde doch von mir stets sauber und ordentlich gehalten. Hierzu war ich von Kindheit an angehalten worden. Mein Vater pflegte zu sagen: „Von der Schlafkammer eines jungen Mädchens kann man auf ihr Herz schließen. Liegt in der Kammer alles bunt und unordentlich durcheinander, dann pflegt auch im Herzen nicht die richtige Ordnung gehalten zu werden. Wer Unordnung und Schmutz um sich haben mag, dem ist beides auch innerlich nicht zuwider."

Ferner lehrte mein Vater meine älteste Schwester und mich, unsere Schlafkammer als unser Separatheiligtum zu betrachten. Er sagte: „Eure Schlafkammer muß Euer Heiligtum sein, denn dort seid Ihr Priesterinnen; dort lest Ihr für Euch Gottes Wort, dort verkehrt Ihr im Gebete mit Eurem HErrn und Heilande. Gottes Wort und Gebet aber heiligen eine Stätte; hütet Euch also, dieses Heiligtum je zu entweihen! Legt Ihr Euch dort am Abend in Gottes Namen zur Ruhe nieder, dann könnt Ihr sicher schlafen, denn dann bewachen Euch die Engel Gottes und halten alles Schädliche, auch die sündlichen und erschrecklichen Träume von Euch fern."

Diese Lehre meines Vaters ist mir tief in das Herz gedrungen; und noch jetzt danke ich ihm für dieselbe, denn sie ist mir eine segens-

reiche Mitgabe fürs ganze Leben gewesen. So oft mir in meiner Schlafkammer ein Gedanke gekommen ist, der das Licht von oben nicht vertrug, bin ich doppelt erschrocken gewesen und habe nicht geruht, bis dieser böse Geist ausgetrieben und die durch ihn verunreinigte Stätte wieder geheiligt worden war.

Ich wollte, ich könnte dies teure Vermächtnis meines Vaters allen jungen Mädchen in das Herz schreiben!

Meine alte Herrin hat mich, zumal in den ersten Jahren, oft hart und unbarmherzig behandelt, aber die stillen Sonntag-Nachmittagsstunden, welche sie mir gewährte, haben alle Härte und Unfreundlichkeit wieder gut gemacht, denn der Segen, den diese Stunden über mich ausgegossen, überwiegt bei weitem alles Ungemach, das ich durch sie erduldet. Und das verdanke ich dem Lichte von oben.

4. Kleine Erlebnisse.

Es gibt einige Menschen, die erleben nie etwas Merkwürdiges, und andere, welche alle Tage etwas erleben. Ich bin so glücklich, zu den letzteren zu gehören, und deshalb hatte ich, obgleich mein Leben im Hause der alten Mamsell Mummel äußerlich sehr still und einförmig dahinfloß, doch jeden Sonntag-Nachmittag droben auf meinem Dachkämmerchen bei Oberlicht eine Menge Erlebnisse zu verzeichnen.

Ich glaube nun zwar, daß die meisten Menschen der Jetztzeit unter „Erlebnisse" etwas ganz anderes verstehen als ich und daher meine Erlebnisse damaliger Zeit, wie sie in meinem Tagebuche verzeichnet stehen, auch gar nicht als eigentliche Erlebnisse gelten lassen würden. Aber nach meinem Dafürhalten kommt es viel weniger darauf an, was man erlebt, als darauf, wie man dasselbe erlebt, ich meine, wie man das Erlebte auffaßt und auf sich wirken läßt. Alles, was wir erleben, soll zu unserer Erziehung beitragen; und diesen Zweck können die kleinen Erlebnisse ebensowohl erfüllen als die sogenannten großen.

Ueber manche meiner Jugenderlebnisse denke ich jetzt natürlich auch anders als damals, denn, wie ich schon bemerkt habe, war ich von Haus aus in keiner Weise verwöhnt und unter der Anleitung meiner alten Herrin mußte ich in der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit die umfassendsten Studien machen, und so kam es, daß ich auch in dem Bereiche der Erlebnisse mit geringem fürlieb nahm und manches

sammelte und aufbewahrte, was die meisten Menschen wohl nicht einmal bemerkt haben würden.

Mein Tagebuch liegt vor mir, und so will ich in diesen Erinnerungsblättern einige Proben meiner kleinen Erlebnisse niederlegen, in der Voraussetzung, daß meine beiden lieben Nichten, für welche diese Blätter zunächst bestimmt sind, so viel von dem Geist ihrer alten Tante und Pate haben, um die kleinen Begebenheiten, welche dieselbe in ihrer Jugend des Aufschreibens wert gehalten, nun ihrerseits auch des Lesens wert erachten werden.

Die Daten meines Tagebuchs lasse ich hier weg, denn die sind ja unwesentlich.

* * *

Gestern abend mußte meine Herrin sehr müde sein. Wir leben hier ganz nach der Uhr; alle unsere Handlungen richten sich nach dem Glockenschlage. In meinem elterlichen Hause war die Uhr unsertwegen da, in diesem Hause aber sind, glaube ich, die Menschen der Uhr wegen da. In der Stube meiner Herrin hängt neben dem Sofa eine kunstreich geschnitzte Schwarzwälder Uhr mit einem Kuckuck. Dieser Kuckuck und ich sind gute Freunde. Ich freue mich jedesmal, wenn er erscheint, seine Verbeugungen macht und so vernehmlich die Stunde ruft; und er nickt mir dann jedesmal freundlich zu, wenigstens meine ich es, denn ich möchte so gern, daß doch jemand hier freundlich gegen mich wäre.

Wenn der Kuckuck die neunte Abendstunde gerufen hat, gehen wir zu Bett. Oft ist meine Herrin so müde, daß sie in der Sofaecke einschläft, aber vor neun Uhr geht sie nicht zu Bett. Zuweilen muß ich ihr binnen einer Viertelstunde dreimal sagen, wie viel Uhr es ist, und jedesmal wundert sie sich dann, daß es noch nicht später an der Zeit. Gestern abend mußte ihre Müdigkeit und Ungeduld einen hohen Grad erreicht haben, denn als es dreiviertel auf neun war, sagte sie zu mir: „Mamsell Nelly, reichen Sie mir die Elle, welche dort hinter dem Schranke hängt.“ Ich tat es, und sie schob von ihrer Sofaecke aus mittelst der Elle den Zeiger der Uhr auf neun. Der Kuckuck erschien und rief die Stunde, und Mamsell Mummel sagte selbstzufrieden: „So, jetzt können wir mit Anstand zu Bett gehen, kommen Sie, Nelly!“

Heute morgen fragte meine Herrin: „Geht die Uhr richtig?“ Ich erwiderte: „Ja!“ denn ich hatte dieselbe, ohne daß meine Herrin

es gesehen, um eine Viertelstunde zurückgestellt. Da nickte sie mir freundlich zu und sagte: „Es ist gut!“

* * *

Endlich habe ich es erreicht, daß ich am Morgen von selbst aufwache! Gott sei Dank! Es war keine leichte Arbeit; meine Herrin hat manches zürnende Wort sprechen und ich manche Träne vergießen müssen, ehe ich es gelernt. Lotte wollte mich nicht mehr wecken; sie habe hierzu keine Zeit, sagte sie, ihre alten Beine hätten außerdem manchen sauren Tritt zu tun, und sie würde auch von niemand geweckt. Meine Herrin sagte, sie und Minörken wachten immer von selbst zur rechten Zeit auf, also müsse ich es auch können. Ich habe mir viele Mühe gegeben, und der liebe Gott hat meine Bitte erhört und mich ein Mittel finden lassen, wodurch es mir möglich wird, von selbst aufzuwachen. Ich denke mir nämlich kurz vor dem Einschlafen noch einmal so recht deutlich die Stunde, um welche ich aufstehen muß. Es ist dies fünf Uhr. Ich stelle mir dabei recht lebhaft vor, wie die Zeiger um fünf Uhr zu einander stehen, mein inneres Auge sieht meinen Freund, den Kuckuck, wie er seine Verbeugungen macht, und mein inneres Ohr hört fünfmal seinen vernehmlichen Ruf. So schlafe ich ein, und es ist mir diese ganze Woche lang gelungen, präcise fünf Uhr aufzuwachen. Um halb sechs muß ich im Schlafgemache meiner Herrin erscheinen; ich habe also hinreichend Zeit, mich anzukleiden und mich und mein Tagewerk der Gnade meines Heilandes zu befehlen.

Gestern hatte ich das Unglück, einen kleinen Teller zu zerbrechen. Meine Herrin war sehr böse, und ich sehr betrübt. Ich werde künftig sehr vorsichtig sein müssen. Ach, warum sind die Teller auch so zerbrechlich! Wenn bei uns zu Hause etwas zerbrochen wurde, dann machte mein Vater wohl ein ernstes Gesicht und sagte: „Kinder, Ihr müßt vorsichtig sein, es wird mir schwer, ein neues anzuschaffen.“ Damit war seinerseits die Sache abgetan; er schalt nicht und sprach auch nicht weiter darüber. Meine Herrin aber hat gestern den ganzen Tag von nichts anderem als dem zerbrochenen Teller gesprochen. Es war, als hätte ein großes Unglück dieses Haus betroffen. Meine Herrin war ganz aus ihrer gewohnten Seelenruhe herausgebracht, ich ging umher und weinte, Lotte war noch mürrischer als sonst, und Minörken noch viel bissiger. Ach, es war ein unglücklicher Tag! Heute, da ich denselben hier auf meinem Dachstübchen bei Oberlicht betrachte, erscheint er mir freilich viel weniger traurig, und ich glaube

einst, wenn ich erst im Himmel auf ihn zurückblicken darf, wird er mir gar nicht mehr traurig erscheinen. Ich will aber sehr, sehr vorsichtig werden, damit ich nie wieder etwas zerbreche.

Am Dienstag erhielt ich meinen ersten vierteljährigen Gehalt. Meine Herrin legte sechs blanke Taler in meine Hand und sagte: „Es ist viel Geld. In meiner Jugend zahlte man kaum halb so hohen Lohn, aber die Welt wird immer unverschämter. Gehen Sie nur recht sparsam mit dem Gelde um und denken Sie daran, etwas davon für Ihre alten Tage zurück zu legen, denn auch Sie werden einmal alt werden, und wer in der Jugend nicht spart, der muß im Alter darben."

Ich nahm die sechs Taler, dankte und eilte damit auf mein Dachkämmerchen, um mich zu freuen. Es ist sonderbar, beten und mich freuen kann ich so recht von Herzen nur hier oben. Hier bin ich oft ganz unbeschreiblich glücklich. Wenn ich auf meinem Dreifuß sitze, über mir ein Stückchen Himmel und vor mir an der Wand das Kruzifix und die Bilder meiner Lieben, dann sehe ich die Welt mit ganz anderen Augen an als unten; dann scheint mir meine Herrin viel freundlicher, Lotte nicht halb so mürrisch und selbst Minörken nicht ganz so häßlich zu sein.

Ich legte das Geld auf den Tisch und überzählte es. Ja, es waren sechs schöne, große, blanke Taler! So viel Geld hatte ich noch nie auf einmal besessen. Wenn ich es doch alle behalten und meiner Mutter und meinen Geschwistern etwas dafür zu Weihnachten kaufen könnte! Doch das wird nicht gehen, denn mir stehen bedeutende Ausgaben bevor. Zwei Paar Schuhe habe ich mir befohlen und ein Paar neue dazu machen lassen müssen. Die täglichen weiten Spaziergänge mit Minörken kosten entsetzlich viele Schuhsohlen! Und dann muß ich mir Wollgarn zu Winterstrümpfen kaufen. Da ich nur wenig Zeit habe, für mich zu arbeiten, so muß ich schon jetzt an den Winter denken und anfangen, mir wollene Strümpfe zu stricken. Auch zwei neue Schürzen, etwas Nähzwirn und noch einige andere Kleinigkeiten muß ich mir kaufen. Ach, es gehört so viel zum Leben, wo werden meine sechs Taler bleiben!

* * *

Ja, wo sind sie geblieben? Sie sind fort, alle fort! Heute, nachdem ich alles bezahlt, was ich schuldig war, bleibt mir nur noch ein Groschen, ein einziger kleiner, winziger Groschen! Ich legte denselben auf den Tisch, wo vor einigen Tagen noch meine stolzen sechs Ta-

ler gelegen, und hätte weinen mögen, so betrübt war ich. Da aber fiel durch mein Dachfensterchen ein Sonnenstrahl gerade auf meinen Groschen, und das brachte mich auf andere Gedanken. Ich dachte: „Es ist zwar sehr traurig, daß deine sechs Taler fort sind, aber es ist doch ein großes Glück, daß deine Ausgaben nicht größer gewesen sind als deine Einnahme und daß du sogar noch etwas übrig behalten hast.“ Da konnte ich nicht anders als meine Hände falten und Gott danken. Und weiter dachte ich: „Unser Gott, dem es ja einerlei ist, durch viel oder wenig zu helfen, der kann auch deinen Groschen also segnen, daß derselbe reicht, bis du wieder deinen Gehalt bekommst.“ Und mir fiel ein, was einst mein Vater in der biblischen Geschichtsstunde gesagt, als er uns die Geschichte der Witwe von Zarpath erzählt: „Dasselbe Wunder, wie dort in Zarpath, tut der HErr auch noch jetzt alle Tage; wo er offene Augen und ein gläubiges Herz findet.“ Ich faltete wieder meine Hände und bat Gott um beides. Dann wickelte ich meinen Groschen in ein Stück Papier und legte ihn in meinen Koffer. Und jetzt bin ich ganz getrost, der liebe Gott wird es schon machen!

* * *

Vor einigen Tagen wurde meine Herrin in eine Kaffeegesellschaft gebeten. Minörken und ich mußten sie begleiten; ob wir auch eingeladen waren, weiß ich nicht. Meine Herrin ging voraus, Minörken an ihrer Seite, ich, den Hund an der roten Leine haltend, hinter beiden.

Als wir uns dem Hause unserer Gastgeberin näherten, rief der kleine fünfjährige Sohn derselben, der, nach Gästen aussehend, in der offenen Tür stand, ins Haus hinein: „Mutter, sie kommen!“

„Wer?“ fragte diese.

„Tante Mummel und Onkel Minörken!“ war die Antwort des Kleinen.

Es war eine große Gesellschaft von beinahe lauter alten Damen. Es wurde viel Kaffee getrunken und sehr viel Kuchen gegessen.

Unsere Gastgeberin hielt mich, glaube ich, für recht ausgehungert, denn so viel ich auch dankte, so schenkte sie mir doch immer wieder ein und auf meinen Teller packte sie einen förmlichen Berg von Kuchen mit den Worten: „Essen Sie, essen Sie, mein Kind, es ist Ihnen von Herzen gegönnt!“

Es schmeckte mir auch sehr gut, ich kann es nicht leugnen.

Auf dem Heimwege sagte meine Herrin zu mir: „In Gesellschaf-

ten brauchen Sie sich nicht zu genieren, dann essen Sie nur tüchtig; Kaffee und Kuchen ist doch einmal angeschafft, und der Wirtin ist es eine Freude, wenn es den Gästen schmeckt."

Als Lotte uns die Haustür öffnete, erhielt sie die Weisung, für den Abend keinen Tee zu bereiten. „Wir sind alle drei hinreichend gesättigt bis morgen früh," fügte meine Herrin hinzu.

* * *

In der vergangenen Woche war Jahrmarkt, wir gingen hin; meine Herrin kaufte verschiedene Sachen. Am Abend drückte sie mir ein kleines Paket in die Hand, indem sie sagte: „Damit Sie doch auch wissen, daß Jahrmarkt gewesen ist." Ich eilte auf meine Dachkammer und öffnete das Paket; es lagen drei Paar Schuhbänder darin. Schon seit Wochen hatten mir meine Schuhbänder große Sorge gemacht, denn dieselben wollten gar nicht mehr halten. Ich hatte sie schon unzählige Male zusammengenäht, aber sie wurden immer mürber und immer kürzer. Kaufen durfte ich mir keine, wenn ich nicht meinen letzten Groschen daran geben wollte. Jetzt lagen drei Paar neue Schuhbänder vor mir auf dem Tische! Woher war meiner Herrin der Gedanke gekommen, mir gerade Schuhbänder zu schenken? Sie hatte doch gewiß nie nach meinen Füßen gesehen, und es gab ja so viel anderes, das sie mir hätte schenken können! Ich faltete meine Hände und blickte durch mein Dachfensterchen zum besternten Abendhimmel empor. Ja, ich wußte es wohl, woher meiner Herrin der Gedanke gekommen war, mir gerade Schuhbänder zu schenken.

* * *

Am Mittwoch ist mir etwas sehr Merkwürdiges begegnet. Am Morgen war ich traurig und hatte Heimweh; ich sehnte mich so sehr nach Briefen von den Meinigen. Aber ich hatte erst vor vier Wochen einen Brief gehabt und konnte also noch keinen wieder erwarten. Der Gedanke, noch vier Wochen auf Nachricht aus der Heimat warten zu müssen, machte mich ganz elend; da faßte ich mir ein Herz und erinnerte den lieben Gott daran, daß ihm ja alles möglich sei, daß er mir ja auch außer der Zeit würde einen Brief verschaffen können.

Am Nachmittage kam der Salzfuhrmann und brachte mir einen Brief; er war von meiner Mutter. Sie schrieb, es sei zwar noch nicht die Zeit zum Schreiben an mich, da sich aber eine so gute Gelegenheit böte, mir einen Brief zu senden, so wolle sie dieselbe benutzen.

In meiner Herzensfreude erzählte ich Lotte, daß ich heute mor-

gen den lieben Gott um einen Brief aus der Heimat gebeten, und daß er schon heute nachmittag meine Bitte erfüllt habe.

Lotte sagte: „Mamsell Nelly, Sie sind ein dummes Kind! Wenn Sie nachdenken könnten, so würden Sie wissen, daß es Unsinn ist, was Sie da schwatzen. Heute morgen, als Sie um den Brief baten, ist derselbe doch schon geschrieben gewesen, Sie würden ihn also auch ohne Gebet erhalten haben."

Ich stutzte und wußte Lotte nichts zu antworten. Jetzt aber weiß ich eine Antwort; ich habe sie heute nachmittag in meiner Bibel gefunden. Sie steht Jes. 65, 24.: „Und soll geschehen, ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören."

Hier sagt Gott selbst ganz bestimmt, daß er unsere Gebete im voraus erhören will, und er hat daher auch auf mein Gebet schon mehrere Tage vorher sein gnädiges Amen meiner Mutter in die Seele gesprochen, und deshalb hat sie mir den Brief schreiben müssen.

Wenn ich hinunter gehe, werde ich Lotte die Bibelstelle vorlesen. Ich fange an Mitleid mit Lotte zu haben; ich glaube, sie fühlt sich gar nicht glücklich, und deshalb ist sie immer so verdrießlich. Die Arme! Sie hat aber auch kein Oberlicht auf ihrer Schlafkammer.

* * *

Meine Herrin ist gewiß sehr reich. Am ersten eines jeden Monats öffnet sie einen eisenbeschlagenen Kasten, welcher unter ihrem Bette steht, und nimmt eine Menge Papiere heraus, von denen sie kleine Stücke abschneidet, die sie „Zinscoupons" nennt. Diese siegelt sie ein, und ich muß sie dem Bankier bringen, der mir dafür einen ganzen Beutel voll Geld einhändigt. Wenn ich meiner Herrin diesen Beutel bringe, macht sie allemal ein sehr zufriedenes Gesicht und sagt: „Mamsell Nelly, Sie können für ein halbes Stündchen auf Ihre Kammer gehen, ich habe zu tun." Dann schließt sie sich ein, ich aber eile höchst vergnügt auf meine Dachkammer. Dieses halbe Stündchen der Freiheit ist mein Anteil an den Zinscoupons.

Einmal äußerte ich gegen meine Herrin meine Verwunderung darüber, daß sie für solche kleine Papierstücke so viel Geld bekomme. Da fragte sie mich: „Haben Sie denn noch nie von Wertpapieren gehört?"

Ich antwortete: „Nein!"

Da sah sie mich mitleidig an und sagte: „Sie armes kleines Ding werden auch wohl nie solche Papiere besitzen!"

„Und mein himmlischer Vater wird mich doch ernähren," setzte ich im stillen hinzu.

* * *

Wir haben Gesellschaft gehabt, eine Kaffeegesellschaft. Vierundzwanzig Damen waren geladen, aber nur acht hatten die Einladung angenommen.

Ich erhielt Weisung, die Tassen der Gäste nur halb voll zu schenken. „Ich gönne ihnen den Kaffee von Herzen," sagte meine Herrin, „aber es ist nicht fein, die Tassen so voll zu schenken. Die meinige können Sie übrigens nur wie gewöhnlich füllen, ich nehme es nicht so genau."

Meine Herrin war sehr freundlich und gesprächig und wußte jeder Dame etwas Angenehmes zu sagen. Minörken schien auf diese Freundlichkeitsverschwendung an andere eifersüchtig zu sein, denn obgleich er auf dem Schoß seiner Freundin lag und von dieser fortwährend gestreichelt und mit Zuckerbrot gefüttert wurde, so war er doch so bissig und unausstehlich, wie ich ihn noch nie gesehen habe.

Als wir mit dem Kaffeetrinken fertig waren, stellte Lotte Weingläser und eine Torte auf den Tisch. Meine Herrin schickte sich an, die Torte zu zerschneiden; plötzlich aber stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und fiel in ihren Lehnstuhl zurück. Lotte sprang hinzu und rief: „Ach die Krämpfe, sie bekommt ihre Krämpfe! Mamsell Nelly, fassen Sie mit an, damit wir sie ins Bett schaffen!"

Ich war so erschrocken, daß ich zitterte. Mit Mühe schleppten wir meine Herrin ins Schlafzimmer und setzten sie auf einen kleinen Diwan. Hierauf schob Lotte mich zur Tür hinaus mit den Worten: „Seien Sie den Damen beim Ankleiden behilflich; es wird jetzt keine mehr bleiben wollen. Die Krämpfe dauern mindestens eine Stunde, und dann ist unsere Herrin doch zu schwach, um sich wieder zeigen zu können."

Ich ging. Die Damen waren bereits aufgestanden und schienen große Eile zu haben, aus dem Hause zu kommen.

Als sie fort waren, erschien meine Herrin wieder und war anscheinend ganz wohl. Sie setzte sich an den Tisch, nahm Minörken auf den Schoß und sagte, indem sie sein häßliches Gesicht zärtlich küßte: „Schau, Herzchen, die Torte! Die soll uns auf diesen Schrecken gut schmecken!"

Lotte nahm die Gläser wieder mit hinaus. Meine Herrin zerschnitt nun den Kuchen, und ich erhielt ein ungewöhnlich großes Stück

mit den Worten: „Weil auch Sie solchen Schrecken davon gehabt haben."

Während des Kucheneſſens erzählte meine Herrin Minörken, daß ſie hiermit ihren geſellſchaftlichen Verpflichtungen auf lange hinaus genügt habe, und daß ſie erſt vierundzwanzigmal eingeladen werden müſſe, ehe ſie nötig habe, wieder eine Kaffeegeſellſchaft zu geben.

* * *

Am vorigen Montage erzählte ich meiner Herrin, daß wir Kinder ſo gern auf dem Kirchhofe geſpielt und an Sommerabenden oft noch ſpät im Dunkeln dort geſeſſen hätten. Sie fragte ſchaudernd: „Aber fürchteten Sie ſich denn nicht? Ich möchte nicht einmal am hellen Tage auf dem Kirchhofe ſein."

Ich ſagte ihr, daß außer meiner älteſten Schweſter wir Kinder keine Geſpenſterfurcht gekannt hätten. Als dieſe ſich einmal geweigert, am Abend allein ohne Licht in den Keller zu gehen, habe mein Vater geſagt, er wolle uns allen ein probates Mittel gegen die Furchtſamkeit nennen, dasſelbe ſtehe Pſ. 27, V. 1. und heiße: „Der HErr iſt mein Licht und mein Heil, vor wem ſollte ich mich fürchten? Der HErr iſt meines Lebens Kraft, vor wem ſollte mir grauen?"

Meine Herrin ſchüttelte wegwerfend den Kopf; ich aber wagte noch hinzuzuſetzen, daß es doch eigentlich ſchlimm ſei, wenn wir nicht auf dem Kirchhofe ſein möchten, da doch unſer Leib dort eine lange Ruhe zu nehmen habe.

Da ſah meine Herrin mich zornig an und ſagte: „Mamſell Nelly, ſolche naſeweiſe Bemerkungen verbitte ich mir!"

Als ich am Abend auf meiner Kammer war, las ich den 27. Pſalm; ich las ihn noch einmal und zum drittenmal; ſo wunderſchön, ſo troſtreich und erquickend wie an dem heutigen Abend war mir dieſer Pſalm noch nie erſchienen. Ich mußte an meine Herrin denken, ſie hatte Geld, viel Geld, ſie hatte ein großes Haus und ein bequemes Leben, aber Chriſtentroſt und -freudigkeit hatte ſie nicht. In ihren Augen war ich ein „armes kleines Ding"; ich aber fühlte mich in dieſem Augenblicke unbeſchreiblich reich und glücklich, denn ich konnte mit König David ſprechen: „Er decket mich in ſeiner Hütte zur böſen Zeit, er verbirgt mich heimlich in ſeinem Gezelt und erhöhet mich auf einen Felſen!" So konnte meine Herrin nicht ſprechen. Ich fühlte inniges Mitleid mit ihr. An dem Abend ſchloß ich meine Herrin zum erſtenmal in mein Gebet ein und tue es jetzt jeden Abend.

Jetzt habe ich angefangen auch für Lotte zu beten. Ich glaube, meine Herrin und Lotte beten beide nicht, und deshalb haben sie es ja doppelt nötig, daß ich es für sie tue.

Mein Vater sagte einmal: „Jeder Christ soll ein Priester sein. Es ist ein großes und seliges Amt, dieses Priesteramt; und je mehr wir es üben, desto lieber wird es uns. Als Priester haben wir das Recht und die Pflicht, vor unsern Gott hinzutreten und für andere, ja für die ganze Welt zu beten und zu bitten. Dieses Priesteramt verleiht auch dem ärmsten Christen, der es übt, eine größere Hoheit, Würde und Macht, als irgend ein Rang oder Stand dieser Welt zu geben vermag." Mein Vater erinnerte uns dann noch an Abraham, der durch sein Gebet Sodom vom Untergange würde gerettet haben, wenn nur zehn Gerechte in der Stadt zu finden gewesen.

Von dieser Hoheit und Würde, welche die Fürbitte uns verleiht, fühle ich schon etwas in mir, seitdem ich angefangen habe für meine Herrin und die alte Lotte zu beten.

Ich meine auch, daß beide seitdem viel freundlicher gegen mich sind, doch das bilde ich mir gewiß nur ein.

* * *

Nein, ich bilde es mir nicht ein! Lotte ist jetzt wirklich freundlicher gegen mich.

Gestern nachmittag war ich von meiner Herrin nach dem eine Stunde von hier entfernten Dorfe N. geschickt worden, um Eier zu holen. Ich hatte schwer zu tragen, und als ich gegen sechs Uhr heimkehrte, war ich sehr ermüdet. Als Lotte mir die Haustür öffnete, sagte sie: „Kommen Sie in die Küche, Mamsell Nelly, ich habe ein Schlückchen Kaffee für Sie warm gestellt, trinken Sie den, ehe Sie zu unserer Herrin gehen, es wird Ihnen gut tun." Dankbar nahm ich dies Anerbieten an. Während ich mich erschöpft auf eine Bank am Herde niederließ, nahm Lotte ihre kleine irdene Kaffeekanne aus der Asche, in welcher sie dieselbe warm gestellt hatte, und schenkte mir ein. Es war allerdings nur sehr wenig, kaum eine halbe Tasse voll, und der Kaffee war außerdem ganz trübe und voll Bodensatz, aber es war doch freundlich von Lotte, daß sie an mich gedacht hatte, und deshalb schmeckte mir der trübe, halbwarme Kaffee ohne Milch doch sehr gut und erquickte mich wirklich.

Als Lotte in die leere Tasse blickte und den Kaffeesatz darin gewahrte, sagte sie: „Es tut mir leid, daß Sie gerade das letzte aus der Kanne bekommen haben, das letzte ist immer ein wenig dick, aber "

setzte sie begütigend hinzu, „Sie wissen ja, das Dicke hat das meiste Geld gekostet.“ Da lachte ich, und Lotte lachte auch. Ich glaube, es war das erste Mal, daß ich Lotte habe lachen sehen.

* * *

Jetzt habe ich auch einen Spiegel auf meiner Kammer und den verdanke ich Minörken. Die Sache verhält sich so:

Am Dienstag erhielt meine Herrin Besuch von einer alten Dame, welche ihren Kater mitbrachte. Minörken schien durch diesen Besuch wenig erfreut zu sein; er knurrte und zeigte dem Kater die Zähne, der seinerseits die Haare sträubte und gewaltig prustete. Die alten Damen redeten ihren Lieblingen begütigend zu, und so vertrugen die beiden sich leidlich, bis meine Herrin auf den Einfall kam, dem Kater etwas Milch mit Zwieback vorsetzen zu lassen. Dieser Ausdruck ihrer Gastfreundschaft empörte Minörken bis in das Innerste seiner Mopsseele; wütend fuhr er auf den Kater, der sich anschickte, die ihm zugedachte Mahlzeit zu verzehren, los und biß ihn. Der Kater setzte sich zur Wehr und schlug kratzend um sich. Alle Ermahnungen und Drohungen der alten Damen vermochten jetzt nichts mehr auszurichten; es entspann sich ein verzweifelter Kampf, in welchem Minörken im Gefühl seines Hausrechts schließlich den Sieg davontrug. Der Kater ergriff die Flucht, hatte aber so sehr den Kopf verloren, daß er, anstatt sich auf den Schoß seiner Herrin zu retten, auf die Kommode sprang und hier neues Unheil anrichtete, indem er eine auf der Kommode stehende große Kuppellampe umriß. Dieselbe fiel gegen den Spiegel und zertrümmerte diesen; klirrend polterten Lampenkuppel und Spiegelscherben auf die Erde.

Meine Herrin stieß einen durchdringenden Schrei aus, daß ich nicht anders meinte, als sie bekäme wieder ihre Krämpfe. Erschrocken stürzte ich in die Küche und rief Lotte zur Hilfe. Diese aber sagte gleichmütig: „Mamsell Nelly, Sie sind ja ganz außer sich, erholen Sie sich erst etwas, dann gehen wir zusammen hinein.“

Nachdem ich etwas Wasser getrunken, ging Lotte mit mir in die Stube. Hier hatte sich die Scene gänzlich verändert. Die fremde Dame und der Unheilstifter waren verschwunden, und unsere Herrin hatte Minörken auf dem Schoß, dem sie unter Liebkosungen das Blut aus dem noch vor Aufregung zuckenden Gesicht wischte.

Lotte beklagte laut jammernd den schönen Spiegel und die Lampe. Meine Herrin aber entgegnete ruhig: „Der Schaden ist nicht so groß, wie er aussieht; der Spiegel hatte mehrere häßliche Flecke,

und die Lampenkuppel war, wie Du weißt, schon an mehreren Stellen gekittet. Außerdem hat meine Freundin versprochen, den Schaden, den ihr Kater angerichtet, zu ersetzen. Und das soll sie auch, warum bringt sie das häßliche Tier mit?"

Minörken hatte sich mittlerweile auch beruhigt; er sprang von dem Schoß seiner Freundin herab und verschlang wie im Triumphe die dem Kater zugedachte Mahlzeit.

Am anderen Tage kam der Glaser und setzte ein neues Glas in den Spiegelrahmen. Ich suchte mir zwischen den Scherben ein passendes Stück aus, der Glaser schnitt es zu einem kleinen Spiegel zurecht, den ich mit einem Papprahmen versah. Und jetzt hängt auf meiner Kammer ein ganz allerliebster Spiegel; und den verdanke ich Minörken.

Mein Groschen hat gereicht, ich wußte es wohl! Gestern war Michaelis, und meine Herrin zahlte mir wieder sechs blanke Taler in die Hand. Sie sagte wieder: „Es ist viel Geld!" setzte aber hinzu: „Ich gebe es Ihnen indessen gern, denn Sie sind fleißig und aufmerksam. Fahren Sie also fort!"

Es war mir eine große Freude, dies aus dem Munde meiner Herrin zu hören, denn sie ist auch mit Lob sehr sparsam.

Ich eilte mit dem Gelde auf meine Kammer und legte es auf den Tisch. Dann holte ich aus meinem Koffer den Groschen und legte ihn neben die sechs Taler. Er sollte die neuen Ankömmlinge begrüßen, was er in stiller, aber für mich doch sehr verständlicher Weise tat. Auch er ist ganz blank geworden, so oft habe ich ihn in diesem Vierteljahr aus- und eingewickelt und besehen. Dieser Groschen enthält ein Stückchen Lebensgeschichte, deshalb werde ich ihn auch nie ausgeben. Aber besehen werde ich ihn auch künftig oft, denn er kann mir viel erzählen und das soll er auch! Er soll mir erzählen von meines lieben Gottes Güte und Barmherzigkeit; wie derselbe ein armes verlassenes Menschenkind ein ganzes Vierteljahr lang ohne Geld erhalten kann also, daß es ihm an nichts gebricht, nicht einmal an Schuhbändern!

5. Ich verliere meine Mutter und finde eine Freundin.

Zwei Jahre war ich im Hause der alten Mamsell Mummel gewesen, da erhielt ich einen schwarzgesiegelten Brief; er war von meinem Vormunde. Eine bange Ahnung erfaßte mich. Meine Her-

rin erlaubte mir, den Brief auf meiner Kammer zu lesen. Ich eilte hinauf. Zitternd und laut klopfenden Herzens erbrach ich das Siegel. Mein Vormund schrieb: „Es ist mir leid, Dir mitteilen zu müssen, daß Deine Mutter nach kurzer Krankheit gestern abend 9½ Uhr gestorben ist."

Weiter las ich nicht; ich legte den Brief auf den Tisch und weinte; ich weinte lange und bitterlich. Jetzt waren wir Kinder ganz verwaist; jetzt war uns auch die letzte irdische Stütze genommen. Hatte meine Mutter auch wenig für uns tun können, so war sie doch einerseits das Band gewesen, durch welches wir Geschwister auch äußerlich zusammengehalten worden, denn durch sie hatten wir Kunde voneinander erhalten; und andererseits hatte ihre Liebe und Zärtlichkeit, wie dieselbe aus ihren Briefen zu mir sprach, mich in der kalten Fremde wie ein warmer Lufthauch umgeben und mein Herz vor dem Erstarren bewahrt. Und jetzt war sie dahin, die liebe, gute, freundliche Mutter!

Wie lange ich gesessen und geweint, weiß ich nicht. Als ich mich so weit gefaßt hatte, daß ich meinen Gedanken die Richtung nach oben geben konnte, kniete ich nieder und betete, von Weinen und Schluchzen unterbrochen, laut den 24. Psalm: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir!" Diese Worte kamen mir unwillkürlich auf die Lippen, und durch nichts hätte ich die Betrübnis und das Verlangen meines Herzens treffender ausdrücken können als durch diesen Psalm.

Es ist doch ein ganz anderes Ding, einen Psalm beten als ihn nur lesen! Nur im Gebete erfahren wir die in ihm ruhende Gotteskraft ganz an unserm Herzen. Auch ich durfte diese beseligende Kraft an meiner verzagten und bis zum Tode betrübten Seele erfahren, denn als ich mir mit den Worten des Psalms zweimal die tröstliche, zuversichtliche Mahnung ins Herz gesprochen hatte: „Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist!" da legten sich die hochgehenden Wogen des Schmerzes, und ich fühlte das Amen meines Gottes tief und warm im Herzen.

Ich fühlte mich so gestärkt und getröstet, daß ich Gott danken konnte, daß er meine Mutter allem Erdenelend entnommen und in sein himmlisches Reich versetzt habe. Dann las ich den Brief meines Vormundes zu Ende. Er schrieb: „Was aus Deinen beiden kleinen Geschwistern werden soll, weiß ich nicht, die werden mir wohl noch viele Mühe machen. Als Deine Mutter ihr Ende herannahen fühlte,

hat sie für jedes ihrer Kinder einen Spruch aufgeschrieben, den Deinigen sende ich Dir hierneben."

Ich nahm das Papier und entfaltete es. Das also waren die letzten Schriftzüge meiner teuren Mutter! Ich küßte das Blatt, dann las ich die Worte; es war der Schluß des Psalms, den ich soeben gebetet: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist!"

Wie wunderbar! Dieselben Worte, welche soeben im Gebete meiner Seele Licht und Trost gebracht hatten, hielt ich jetzt als das Vermächtnis meiner sterbenden Mutter in meiner Hand. Mit ehrfürchtiger, heiliger Scheu betrachtete ich das Blatt. Es war mir, als blicke ich durch eine Spalte hinter den Vorhang, der das Diesseits vom Jenseits trennt, und als halte ich einen jener unsichtbaren Fäden, welche das Jenseits mit dem Diesseits verknüpfen, in meiner Hand.

Später habe ich das Blatt, welches das Vermächtnis meiner Mutter enthält, einrahmen lassen, und noch jetzt hängt es über meinem Bette. Und da soll es hängen, bis man mich zur letzten Ruhe bettet.

Der Spruch enthält für mich zwei Abteilungen. Mit der ersten: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir?" bin ich, Gott sei Lob und Dank, schon seit längerer Zeit fertig. Ich habe mir in meinem langen Leben — das bekenne ich jetzt mit Scham vor dem Angesichte meines Gottes — viel unnötige Betrübnis und manche vergebliche Unruhe gemacht. Die wenigen Abendstunden meines Lebens, welche mir noch bleiben, gedenke ich nun aber der zweiten Abteilung zu widmen und ausschließlich zum Loben und Danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott gewesen ist und noch ist, zu verwenden.

* * *

Meine Herrin erlaubte mir, den Rest des Tages auf meiner Kammer zuzubringen. Ich war ihr sehr dankbar für diese Erlaubnis und benutzte die übrigen Stunden des Abends, um an meinen Vormund und meine Geschwister zu schreiben.

Lotte brachte mir eine Tasse Tee und sagte: „Mamsell Nelly, nehmen Sie den Tod Ihrer Mutter nur nicht allzu sehr zu Herzen. Es ist ja nun einmal nicht anders, die Alten müssen vor den Jungen sterben; und wir kommen auch noch daran."

So wenig Tröstliches diese Worte an und für sich auch enthielten.

so taten sie mir doch wohl, denn ich fühlte es ihnen an, daß Lotte mir gern etwas Besseres und Trostreicheres gesagt haben würde, wenn sie etwas gewußt hätte.

Am andern Morgen zog ich ein schwarzes Kleid an, weil ich glaubte, der Trauer meines Herzens auch den üblichen äußeren Ausdruck geben zu müssen. Als ich aber in meinem Traueranzuge vor meiner Herrin erschien, sah mich dieselbe einen Augenblick erschrocken an, dann verfinsterten sich ihre Züge, und sie sagte: „Mamsell Nelly, ich habe nichts dagegen, daß Ihre Mutter gestorben ist, aber in Schwarz kann ich Sie nicht sehen; da würde ich ja fortwährend an den Tod erinnert, und der Tod ist schauderhaft. Das Leben ist schwer genug, ohne daß man sich dasselbe durch Todesgedanken noch mehr verbittert. Aus demselben Grunde müssen Sie auch ein anderes Gesicht machen, als Sie heute morgen haben. Sie sehen blaß und verweint aus, das kann ich ebenfalls nicht ertragen. Ich habe Ihnen gestern den Nachmittag und Abend frei gegeben, um Sie in Ihrem Schmerze nicht zu stören; es muß aber alles seine Grenzen haben. Ich bitte also, Mamsell Nelly, jetzt wieder Ihr gewöhnliches Gesicht!“

Schweigend verließ ich das Zimmer meiner Herrin, um mich umzukleiden. Als ich die Treppe zu meiner Kammer hinaufstieg, erfüllten recht bittere Gedanken meine Seele; meine Herrin kam mir entsetzlich hart und lieblos vor. Als ich aber auf meiner Dachkammer die Worte meiner Herrin noch einmal bei Oberlicht überdachte, da gewannen dieselben ein anderes Aussehen, sie verloren das für mich Verletzende und erweckten in mir Mitleid mit meiner Herrin. Dieselbe war mir noch nie so arm und verlassen vorgekommen wie in diesem Augenblicke. Wie reich, wie glücklich war ich gegen sie!

Ich kleidete mich um und überdachte dabei, wie doch der HErr mein Leben von meiner frühesten Kindheit an so gnädig geführt habe; darüber ward mein Herz so getrost und in Gott fröhlich, daß meine Herrin, als ich wieder vor ihr erschien, zu mir sagte: „Ich sehe mit Befriedigung, Mamsell Nelly, daß Sie sich meine Lehren zu Herzen nehmen und bemüht sind, meinen Wünschen nachzukommen; fahren Sie so fort, und ich hoffe, wir werden auch ferner gut miteinander fertig werden.“

Nach dem Tode meiner Mutter schrieb ich regelmäßig alle acht Wochen an meine älteste Schwester und erhielt ebenso oft Antwort von ihr. Durch sie ward mir auch von Zeit zu Zeit Nachricht über die drei Brüder, sowie über die beiden jüngsten Geschwister. Diese haben dem Vormunde, wie er gefürchtet, viel Mühe gemacht, denn es hat

lange gewährt, bis sich auch für diese beiden verlassenen Kindlein barmherzige Menschen gefunden.

Diesen achtwöchentlichen Briefwechsel haben meine Schwester und ich bis in unser Alter ununterbrochen fortgesetzt und ihm haben wir es zu verdanken, daß wir uns im Laufe der Jahre nicht fremd geworden sind, denn gesehen und gesprochen haben wir uns sehr selten. Jetzt, seitdem ich mein Altenstübchen bezogen, suchen wir das lange Entbehrte nachzuholen, und es vergeht selten ein Tag, an welchem wir uns nicht sehen. Oft, wenn wir bei einander sitzen und stricken, vertiefen wir uns in unsere gemeinsamen Kindheitserinnerungen, und das Bild unserer Eltern steigt alsdann lebendig vor uns herauf. Mein Bruder Johann Kaspar kann hierbei nicht mitreden, seine Kindheit fällt in eine viel spätere Zeit, und von unseren Eltern hat er gar keine Erinnerung.

Die älteren Kinder haben gar manchen Vorzug vor den jüngeren; als der bedeutendste ist mir stets der Umstand erschienen, daß sie ihre Eltern länger besitzen als die jüngeren Kinder. Bei uns Geschwistern ist dieser Vorzug so recht ins Auge fallend gewesen. Meine Schwester und ich haben eine deutliche, bis in kleine Einzelheiten sich erstreckende Erinnerung von unsern Eltern, und der Segen, der sich von ihrer Liebe und ihrem Geiste über uns ergossen, hat sich auch noch in unserm späteren Leben spürbar gemacht. Wie oft hat die Erinnerung an ein mahnendes und belehrendes Wort meines Vaters mir in meinem Leben den rechten Weg gewiesen, und wie oft haben auch noch in der Erinnerung der freundliche Blick und die Liebkosungen meiner Mutter mein Herz in der kalten Fremde erquickt und erwärmt. Mein Bruder hat dieses alles entbehren müssen.

Es ist mir schon oft recht schwer auf das Herz gefallen, daß ich dem lieben Gott für diesen großen Vorzug lange nicht dankbar genug gewesen bin. Auch von dieser Gnadengabe wird es gewiß einst heißen: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man auch viel fordern;“ und ich möchte daher meine lieben Nichten, für die ich diese Blätter zunächst schreibe, hiermit so recht dringend ermahnen, diese Dankespflicht ja nicht zu vernachlässigen. —

Etwa zwei Monate nach dem Tode meiner Mutter ging ich an einem warmen, sonnigen Juni-Nachmittage wie gewöhnlich mit Minörken spazieren. Diese Spaziergänge waren mir im Anfange sehr unangenehm gewesen, denn ich schämte mich, von der Jugend des Städtchens als „Hundemamsell“ angesehen und angeredet zu werden.

Nach und nach trat ich zu der Straßenjugend in ein ganz freundliches Verhältnis, und nachdem ich die Knaben ein paarmal darum gebeten, ließen sie mich und Minörken in Ruhe.

Im Städtchen selbst hielt ich mich überhaupt nicht auf, ich wanderte so schnell wie möglich zum Tore hinaus und erging mich zwischen Gärten und Feldern. Was mir diese Spaziergänge in der warmen Jahreszeit besonders schätzbar machte, war der Umstand, daß ich dieselben zum Stricken und Lernen benutzen konnte. Sobald ich das Städtchen im Rücken hatte, befestigte ich Minörkens Leine an meinen Gürtel und zog ein Strickzeug aus der Tasche. Strickend und dabei Psalmen oder andere Bibelabschnitte aus meinem kleinen Testament lernend, wanderte ich langsam umher, bis die Turmuhr halb drei schlug.

Mein Vater pflegte zu sagen: „Solange wir das Wort Gottes lediglich in unserer Bibel haben, bleibt es für uns ein fremder Schatz, der uns wenig nützt. Nur diejenigen Sprüche der Heiligen Schrift, welche wir auswendig wissen, sind ganz unser Eigentum, denn ihrer können wir uns zu jeder Zeit bedienen.

„Das Wort Gottes ist in seinen einzelnen Sprüchen wie ebenso viele Samenkörner. Durch Auswendiglernen sammeln wir dieselben in die Scheune unsers Gedächtnisses ein. Dort dürfen sie indes nicht ausschließlich bleiben, sonst ergeht es ihnen, wie dem aufgespeicherten Korn, das zwar den Keim des Lebens in sich trägt, aber doch tot ist, solange es auf dem Kornboden bleibt. Das Korn muß in den Acker, wo Regen, Tau und Sonnenschein gar bald die im Korn schlummernde Lebenskraft wecken; und das Wort Gottes muß sich vom Kopfe hinab in den Acker unseres Herzens senken. Ist es da, dann schickt unser lieber HErrgott Regen und Tau in der Gestalt von allerlei Heimsuchungen, und dazwischen läßt er die Sonne seiner Güte und Freundlichkeit hell und warm scheinen, und dann pflegt das Samenkorn im Herzen aufzugehen, zu wachsen und selige Frucht zu bringen."

An diese Worte meines Vaters dachte ich, als ich zum erstenmal mein kleines Testament in die Tasche steckte, um es mitzunehmen.

Auf meinen täglichen Spaziergängen habe ich nach und nach eine große Anzahl Bibelabschnitte und später auch schöne geistliche Lieder auswendig gelernt und mir dadurch einen Schatz erworben, den ich in unzähligen Fällen für mich selbst und für andere mit Nutzen habe verwenden können.

In dringlichen Fällen kommen uns bekanntlich die eigenen Ge-

danken leicht abhanden, und außerdem tröstet und ermahnt es sich, soweit meine Erfahrung reicht, viel wirksamer mit einem direkten Bibelworte oder einem Liederverse, als in der Umschreibung selbsteigener Rede.

Die Bibelsprüche und Liederverse, welche ich damals auswendig gelernt, haben sich mir Zeit meines Lebens in Freude und Leid als echte, treue Freunde erwiesen, und ihnen verdanke ich es hauptsächlich, daß ich, während ich in den Augen der Welt ein armes, verlassenes Mädchen war, mich stets in Gott reich und selig gefühlt habe. Und jetzt, da die Arbeit und der Kampf des Lebens hinter mir liegen und ich durch die Güte meines Gottes auf den Rest meiner Tage wie auf ein stilles Abendrot blicken darf, sind meine Sprüche und Liederverse mir in einsamen Stunden noch immer eine erfreuliche und segensreiche Gesellschaft.

Schon längst war mir nicht weit vor dem Tore ein Häuschen aufgefallen, welches in einem kleinen Garten lag. Haus und Garten sahen ungemein freundlich und friedlich aus, sonst war an beiden nichts Besonderes zu bemerken. Das Häuschen war weinumrankt, und die Fensterscheiben blickten hell und klar aus dem Grün der Blätter hervor. Schon ein paarmal hatte ich bei dem Anblick dieses Häuschens denken müssen: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen!“ Wie ich gerade zu diesem Gedanken gekommen, weiß ich nicht; ich fühlte aber einen unwiderstehlichen Zug des Herzens zu dem stillen Häuschen hin, oder richtiger zu dessen Bewohnerin, die gewöhnlich strickend am Fenster saß, vor sich auf der Fensterbank zwischen Blumen in einem zierlichen Käfig einen Kanarienvogel. Sie war eine ältere, vornehm aussehende Frau und trug über ihrem schneeweißen, noch vollen Haar stets eine blendend weiße Haube. Häufig blickte sie auf die Straße, wenn ich vorüberging, aber ihr Blick war so ganz anders als der meiner Herrin, wenn diese mit Minörken auf dem Schoße am Fenster saß und auf die Straße oder in ihren Spion blickte. Bei dieser Frau hatte ich das sichere Gefühl: „Die macht keine lieblose Bemerkungen über dich.“

Vor ungefähr vierzehn Tagen hatte sie mir, als ich vorüberging und meiner Gewohnheit gemäß meinen Blick auf dem stillen Häuschen ruhen ließ, freundlich zugenickt; ich hatte den Gruß erfreut erwidert. Seitdem grüßten wir uns jeden Tag, und ich freute mich von einem Tag zum andern auf diesen kurzen, stummen Gruß. Es lag etwas in demselben, das mich an meine Mutter erinnerte, an meine liebe gute freundliche Mutter, die nun droben im Himmel war.

Ich kam mir auch nicht mehr so verlassen vor, seitdem mich jemand grüßte. Von Lotte hatte ich erfahren, daß die Bewohnerin des stillen, freundlichen Hauses eine Dame aus vornehmer Familie sei, Mamsell Mühlenbrink heiße und eine kleine Großnichte bei sich habe.

Als ich am gedachten Juni-Nachmittage den gewohnten Gruß mit Mamsell Mühlenbrink gewechselt hatte und mich anschickte, weiter zu wandern, wurde die Haustür geöffnet, und ein kleines Mädchen von etwa fünf Jahren sprang durch den Garten mir entgegen. Sie hielt einen Blumenstrauß in der Hand, und denselben mir schon von weitem hinreichend, rief sie:

„Den schickt Großtante Dir, und wenn Du Zeit hättest, möchtest Du doch zu ihr ins Zimmer kommen!"

Ich nahm den Strauß, bedankte mich und überlegte, ob ich es wohl mit meiner Pflicht würde vereinigen können, auf einige Augenblicke einzutreten.

Die Kleine bemerkte mein Zaudern, nahm mich bei der Hand und sagte: „Der Hund darf mitkommen."

Minörken schien die Einladung zu verstehen, denn er strebte mit allen Kräften der Gartenpforte zu. Die Kleine blickte mich mit einem Paar wunderlieblicher Kinderaugen so treuherzig und bittend an, daß ich nicht zu widerstehen vermochte. Wir durchschritten Hand in Hand den Garten und traten in das Haus. In der geöffneten Stubentür empfing uns Mamsell Mühlenbrink. Mir die Hand entgegenstreckend, sagte sie: „Wir kennen uns von Ansehen schon seit mehreren Jahren, wir sehen uns täglich und grüßen uns seit einiger Zeit, da ist es denn nicht mehr als billig, daß wir uns auch einmal die Hand reichend ins Auge sehen und ein freundliches Wort wechseln."

Sie führte mich ins Zimmer, und ich mußte mich zu ihr ans Fenster setzen. Die kleine Angelika nahm mir Minörkens Leine ab.

Die Verlegenheit, welche mich beim Eintritt in das Haus hatte erfassen wollen, wich sehr bald bei Mamsell Mühlenbrinks freundlicher Anrede. Ihr klares Auge blickte mich so wohlwollend an, und der sanfte, weiche Ton ihrer Stimme erinnerte mich wieder an meine Mutter. Ich fühlte mich vom ersten Augenblicke an heimatlich wohl in ihrer Nähe. Sie fragte nach meiner Familie. Ich erzählte ihr von meinen Geschwistern und dem Tode meiner Mutter.

Teilnehmend reichte sie mir die Hand und sagte: „Der liebe Gott wird Sie nicht verlassen!"

Ich erwiderte: „Nein, das wird er nicht!" Und dann erzählte ich ihr von dem Vermächtnisspruche meiner Mutter.

Da schlug es zwei Uhr; es war Zeit, aufzubrechen, wenn noch etwas aus unserm Spaziergange werden sollte. Ich sah mich nach Minörken um; auch der schien sich hier sehr behaglich zu fühlen. Die kleine Angelika kniete vor ihm auf der Erde; sie zerrte und zauste ihn mit ihren beiden Händchen und lachte ihn dabei mit ihrem rotwangigen Kindergesichte hell und fröhlich an. Und der alte verdrießliche Mops ließ sich ihr Zerren und Zausen nicht nur gefallen, sondern es schien ihm diese Behandlungsweise sogar eine angenehme Abwechslung von den sich immer gleich bleibenden Liebkosungen seiner Herrin zu sein, denn sein schwarzes, faltenreiches Gesicht zeigte den Ausdruck ungewöhnlichen Wohlbehagens. Wir verabschiedeten uns, nachdem ich versprochen, unseren Besuch bald zu wiederholen.

Nach einigen Tagen schon wiederholte ich meinen Besuch, und bald verging kein Tag, an welchem ich nicht wenigstens auf ein paar Minuten im kleinen Häuschen vorsprach. Es war dieses Vorsprechen gleichsam nur ein etwas verlängerter Gruß; denn ich setzte mich nicht, sondern holte nur die kleine Angelika ab, welche mich oder vielmehr Minörken auf unseren Spaziergängen begleitete. Während ich, wie sonst, strickend und lernend langsam dahinwanderte, lief sie mit Minörken vorauf und trieb mit ihm ihre Scherze.

Zuweilen freilich wurde eine Ausnahme gemacht, und ich blieb ein halbes Stündchen bei meiner mütterlichen Freundin sitzen; denn eine Freundin in Wahrheit war mir Mamsell Mühlenbrink. Es läuft so manches Verhältnis unter der Firma „Freundschaft" durch die Welt, das viel richtiger eine andere Bezeichnung an seiner Stirn trüge. Bei den meisten sogenannten Freundschaften ist es lediglich der natürliche Mensch in uns, welcher liebt, d. h. das Seine — sein Wohlbefinden und seine Unterhaltung — sucht; und deshalb pflegt eine solche Freundschaft auch aufzuhören, sobald der eine oder andere Teil nicht mehr seine Rechnung bei ihr findet.

Die wahre Freundschaft aber sucht nicht das Ihrige, sondern das, was des andern ist, denn in ihr liebt der wiedergeborene Mensch. Der HErr JEsus, der beste Freund, hat uns in seiner Freundschaft zugleich die Norm für alle irdischen Freundschaften gegeben. Nur die Freundschaft, welche etwas von seinem Geiste hat, verdient überall den Namen einer Freundschaft. Sie ist auch nicht dem Wechsel unterworfen, sondern ist bleibend wie alles, das auf den ewigen Felsen sich gründet und mit Kräften von oben sich nährt.

Es gibt wenige wahre Freundschaften auf Erden. Mir ward das große Glück zu teil, eine wahre Freundin in Mamsell Mühlenbrink zu

finden. Was ich dieser Frau verdanke, ist geradezu unaussprechlich. Noch jetzt, obgleich sie schon länger als dreißig Jahre zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen ist, segne ich ihr Andenken. Wie manches gute Samenkorn hat sie, oft nur mit einem treffenden Worte, in meine junge Seele geworfen, das später aufgegangen ist und mir segensreiche Früchte getragen hat!

Sie wußte, was meinem einsamen Herzen not tat, deshalb veranlaßte sie mich häufig durch eine Frage, ihr von meinen Geschwistern und aus meiner Heimat zu erzählen. Nach meinen Erlebnissen und meinem Ergehen im Hause der Mamsell Mummel aber fragte sie mit feinem Takt nie; und als ich einmal unaufgefordert mein gepreßtes Herz mit einer Klage gegen sie erleichtern wollte, wehrte sie meinen Mitteilungen, indem sie sagte:

„Liebe Kornelia" — Mamsell Mühlenbrink liebte die Abkürzungen der Taufnamen, welche sie schlechtweg Entstellungen nannte, nicht — „es gibt manche Dinge, die lassen sich am besten unbesprochen tragen, und Ihre Stellung im Hause der alten Mamsell Mummel gehört nach meiner Ansicht zu diesen Dingen. Ich glaube, ohne daß Sie es mir sagen, daß Sie dort manches Schwere zu tragen haben, aber sprechen wollen wir nie darüber. Sie kennen ja den, dem wir, ohne indiskret zu werden, alles sagen dürfen, dem unser Klagen und Erzählen auch nie zu viel wird, und der uns, wenn wir in der rechten Weise zu ihm kommen, auch nie ungetröstet gehen läßt. Mit dem besprechen Sie nur getrost alle Ihre kleinen unangenehmen und kränkenden Erlebnisse, dann tragen und vergessen Sie dieselben leichter. In Bezug auf diese Art Mitteilung findet das Sprichwort: ‚Geteilter Schmerz ist halber Schmerz' seine volle Anwendung; sonst aber werden, wie die Erfahrung lehrt, schwierige häusliche Verhältnisse durch Besprechung mit einem unbeteiligten Dritten nicht leichter, sondern gewöhnlich nur schwerer und verwickelter für uns gemacht. Es ist, als ob die kleinen täglichen Verdrießlichkeiten durch Besprechung erst eine bleibende Gestalt, eine Verkörperung gewinnen, während sie unbesprochen Eintagsfliegen gleich mit dem Tage verschwinden und wie Nebelgebilde in nichts zerfließen."

Mir schien dieser Ausspruch meiner mütterlichen Freundin im ersten Augenblicke ein wenig unbarmherzig zu sein; bei ruhiger Ueberlegung jedoch mußte ich ihr recht geben und später habe ich diesen Ausspruch durch Erfahrung und Beobachtung vielfach bestätigt gefunden, und auch er ist mir ein solches Samenkorn geworden, das mir in meinem Leben manche gesegnete Frucht getragen hat.

Schon einige Male hatte ich Mamsell Mühlenbrink gebeten, mir etwas aus ihrem früheren Leben zu erzählen, was jedoch stets mit der Bemerkung, dieses später einmal tun zu wollen, von ihr war abgelehnt worden. Einst jedoch, da ich eines Gewitters wegen länger als gewöhnlich bei meiner mütterlichen Freundin verweilen durfte, sagte sie unaufgefordert zu mir:

„Heute will ich Ihre Bitte erfüllen und Ihnen etwas aus meinem Leben erzählen. Es ist keine Freude für mich, in meine Jugend zurückzublicken, aber das, was ich Ihnen zu erzählen habe, kann vielleicht Ihnen selbst oder durch Sie auch andern nützen, denn es zeigt in greller Beleuchtung, welche Folgen die Eitelkeit und Gefallsucht eines Mädchens haben kann. Und deshalb will ich Ihnen meine Erfahrungen nicht vorenthalten.

„Mein Vater war ein höherer Verwaltungsbeamter in der Stadt D. Ich war neben vier Brüdern die einzige Tochter. Meine Eltern ließen mir eine feine, sorgfältige Erziehung geben; ich sah gut aus und war ihr Stolz. In Gesellschaften und auf Bällen ward ich gefeiert; das machte mich eitel und hochmütig und zog mein Herz immer mehr von dem Höheren ab.

„Mehrere junge Männer bewarben sich um meine Hand, aber keiner war mir recht, ich wollte höher hinaus. Da lernte ich auf einem Balle einen jungen Husaren-Lieutenant kennen, der durch seine Schönheit und sein einnehmendes Wesen mein Herz gewann. Nach kurzer Zeit verlobten wir uns. Meine Eltern waren mit der Partie wohl zufrieden, denn er gehörte einer angesehenen Familie an. Unsere Freunde meinten, ein passenderes Paar könne man sich gar nicht denken, wir seien wie füreinander geschaffen. Wir selbst hielten unsere Liebe für unwandelbar und unser Glück daher für unzerstörbar. Dieser Wahn wurde uns jedoch schon nach Wochen zerstört. Neben der Liebe zu meinem Verlobten saß in meinem Herzen, mir selbst unbewußt, riesengroß die Eigenliebe und Eitelkeit. Es gewährte mir eine sündliche Freude, auch noch nach meiner Verlobung in Gesellschaften und auf Bällen der Mittelpunkt zu sein, um den ein Kreis junger Herren sich drehte. Mein Verlobter wollte natürlich diesem verwerflichen Spiele nicht ruhig zusehen. Er machte mir Vorstellungen; ich antwortete ihm neckend. Dies erzürnte ihn mit Recht noch mehr; er wurde heftig gegen mich, und ich zog mich beleidigt zurück. Zwar versöhnten wir uns wieder, aber es war keine Versöhnung vor dem Angesichte Gottes gewesen, und daher blieb ein Stachel in unser beider Herzen zurück, der uns reizbar machte. Kleine

Reibereien kamen jetzt häufig vor. Zu größeren Zwistigkeiten ließen wir es nicht kommen, wir waren beide vorsichtiger geworden; aber das Leben unserer Liebe litt sichtlich trotz unserer Vorsicht. Das Vertrauen meines Verlobten zu meiner Liebe war wankend geworden; und ich hielt ihn für unbegründet eifersüchtig und klagte ihn in meinem Herzen der Tyrannei an. Im Verkehr mit anderen jungen Männern war ich jetzt sehr zurückhaltend, was mir von meinen Freundinnen manche kleine Neckerei eintrug, das Vertrauen meines Verlobten aber nicht wieder befestigte.

„Unsere Hochzeit war auf den kommenden Frühling festgesetzt. Meine Eltern wünschten dieselbe zu beschleunigen, weil sie meinten, nach derselben werde die Eifersucht meines Verlobten und meine eigene nervöse Gereiztheit schon von selbst verschwinden; ich selbst hoffte das Beste.

„Vier Wochen vor dem angesetzten Hochzeitstage fand ein Maskenball statt, den wir besuchten. Einer meiner früheren Bewerber benutzte die sogenannte Maskenfreiheit, um mir auffallende Aufmerksamkeit zu erzeigen, in der Absicht, meinen Verlobten, dessen leicht erregbares Temperament er kannte, zu reizen, was ihm leider nur allzu sehr gelang, denn mein Verlobter fühlte sich in seiner Ehre so sehr gekränkt, daß er glaubte, die ihm angetane Schmach nur in einem Zweikampf sühnen zu können. Das Duell fand am folgenden Tage statt. Mein Verlobter wurde von seinem Gegner tödlich getroffen; die Kugel war ihm mitten durchs Herz gegangen. Auf seinem Schreibtische fand sich ein Brief mit meiner Adresse, in welchem er mich als die Ursache seines Todes bezeichnete.

„Konnte ich nun auch in Wahrheit sagen, daß ich an der äußeren Veranlassung des Duells keine Schuld trug, so hatte ich doch durch mein früheres leichtfertiges und unbedachtes Benehmen das Vertrauen meines Verlobten erschüttert und ihn selbst reizbar gemacht, und insofern mußte ich mich allerdings als die Ursache seines Todes ansehen.

„Ich habe schwer für meinen Leichtsinn büßen müssen. Ich erkannte die ganze Größe meiner Sünde, und dies stürzte mich beinahe in Verzweiflung. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich den geliebten Toten nur auf einige Augenblicke hätte erwecken können, nur um ihm mein Vergehen abzubitten und von ihm Verzeihung zu erhalten!

„Von seinem Sarge war ich nicht fortzubringen. Zwei Tage und eine Nacht habe ich an demselben gesessen und geweint; aber ach,

‚Tränen machen nicht maiengrün, machen tote Liebe nicht wieder blüh'n!' Am Beerdigungstage fiel ich in ein hitziges Fieber, das mich für lange Zeit des Bewußtseins beraubte und mich an den Rand des Grabes brachte.

„Endlich siegte die Jugendkraft, ich genas, wenn auch sehr langsam. Als ich zum erstenmal wieder vor den Spiegel trat, schaute ein ganz unbekanntes Gesicht mir aus demselben entgegen. Die Krankheit und der brennende Seelenschmerz hatten mich bis zur Unkenntlichkeit verändert. Mein Haar, auf dessen Fülle und schöne braune Farbe ich stolz gewesen, war dünn und ergraut, meine Gesichtsfarbe hatte etwas Geisterhaftes, und aus den eingefallenen Zügen meines Antlitzes blickten ein Paar erloschene, glanzlose Augen unheimlich hervor. Ich erschrak dergestalt vor mir selbst, daß ich lange nicht zu bewegen war, wieder in den Spiegel zu blicken.

„Mein Gemütszustand ängstigte die Meinigen, und der Arzt riet zu einer Luftveränderung; so wurde ich aufs Land in ein Pfarrhaus gebracht. Es waren brave, freundliche Leute, die sich meiner nach besten Kräften annahmen und mich zu erheitern und zu zerstreuen suchten. Was mich hätte trösten und aufrichten können, vermochten sie mir nicht zu geben, denn sie besaßen es nicht. Der Pastor, ein überaus wohlwollender Mann, gab mir, was er hatte, die trockene Speise einer wohlgemeinten Moral, ich aber brauchte etwas ganz anderes für meine verschmachtende, vom Schuldbewußtsein gemarterte Seele.

„Er riet mir, mein Leben mit den Blumen mildtätiger Nächstenliebe zu schmücken; das werde mir eine angenehme Beschäftigung und Zerstreuung gewähren und meinem Leben neuen Reiz verleihen. Durch Werke der Liebe werde der quälende Geist in mir am ersten zur Ruhe gesprochen werden.

„Da auch ich nichts Besseres wußte, so befolgte ich seinen Rat. Ich ging in die Hütten der Armen, selbst eine viel Aermere; ich kleidete die Nackten und speiste die Hungernden; ich labte die Kranken, und dabei lechzte meine von brennenden Gewissensqualen gefolterte Seele vergebens nach einem Tropfen Labung. Ich betrieb meine Liebestätigkeit mit einem fieberhaften Eifer, von einem Tage zum andern auf die mir durch dieselbe in Aussicht gestellte Beruhigung meines Gewissens hoffend. Ich kam körperlich und geistig immer mehr herunter; ich fürchtete mich vor mir selbst. Die Tage waren noch zu ertragen, die Nächte aber mit ihrer Dunkelheit und Einsamkeit waren fürchterlich.

„Endlich, als ich selbst nichts mehr als den Abgrund der Verzweiflung vor mir sah, erbarmte der HErr sich meiner. Schon seit längerer Zeit hatte ich eine alte blinde Frau besucht und ihr meine Gaben gebracht. Das leibliche Augenlicht fehlte der armen Frau, dafür aber mußten die Augen ihres Geistes um so heller sein, denn sie sah weiter und tiefer als wir alle. Sie erriet, was mir fehlte. Einst als ich sie besuchte, sagte sie beim Abschied:

„‚Lesen Sie einmal, was geschrieben steht 1 Joh. 1, 7.‘

„Ich sah die alte Frau verwundert an, versprach aber, die bezeichnete Stelle lesen zu wollen. Zu Hause angekommen, bat ich sogleich den Pfarrer um eine Bibel, denn ich selbst besaß eine solche nicht. Der Pfarrer sah nun seinerseits mich verwundert an und reichte mir schweigend das heilige Buch. Ich ging auf mein Stübchen, schlug die bezeichnete Stelle auf und las: ‚Das Blut JEsu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.‘ Ich las die Stelle noch einmal mit lauter Stimme. Hatte ich denn diese Worte noch nie gehört? Sie tönten mir wie Glockengeläute einer andern Welt. Ich las die Stelle wieder und wieder; es begann in meiner dunklen Seele zu tagen, es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Da stand es ja, daß auch ich noch rein gewaschen werden konnte von meiner schweren Schuld. Das Blut, welches alle Sünde hinweg nimmt, mußte doch auch meine Sünde zu tilgen imstande sein! O, warum hatte mir das bis jetzt keiner, keiner gesagt! Eine Zentnerlast fiel von meinem Herzen, und ich selbst sank auf meine Kniee, mein Gesicht in den Händen verbergend. Ich weinte und schluchzte laut; ich hatte keinen andern Ausdruck für die Empfindungen meines Herzens. Es zog ein Sturm durch meine Seele, gewaltig und erschütternd, aber segenbringend, denn er sprengte die Eisrinde, die sich um mein Herz gelegt hatte, und dieses Eis schmolz in den Strahlen einer bis dahin ungekannten Sonne und floß als ein Tränenstrom aus meinen Augen.

„Wie lange ich gekniet und geweint, weiß ich nicht; später hat man mich ohnmächtig am Boden liegend gefunden und ins Bett gebracht. Abermals brach ein hitziges Fieber bei mir aus; diesmal aber minder heftig und minder anhaltend. Auch schritt die Genesung rasch vorwärts, denn es genas diesmal nicht der Körper allein, sondern zugleich auch die Seele. Als ich wieder lesen durfte, ließ ich mir abermals die Bibel reichen und las nun das ganze Neue Testament von Anfang an. Ich saß einem Durstigen gleich an der Quelle und trank. Natürlich blieb mir noch manche Stelle der Heiligen Schrift

unverständlich, aber jedes Wort, das von Sündenvergebung redete, ließ ich direkt mir gesagt sein, und das war, was ich für den Augenblick brauchte.

„Ich versuchte mit dem Pfarrer über das, was ich in der Bibel gelesen, zu sprechen; aber wir verstanden uns hierbei nicht, denn das, was ich als unverblümte, direkte Rede nahm, wollte er als bildliche Darstellung, als Allegorie behandelt sehen. Auf diesem Wege war also nichts für mich zu gewinnen; ich wartete daher, bis ich so weit hergestellt war, daß ich ausgehen durfte, und ging zu meiner blinden Freundin. Die verstand mich, die saß selbst, eine Maria, zu des HErrn Füßen und ließ jedes Wort seines Mundes sich gesagt sein.

„Ich erzählte ihr, was mich so schwer drückte, und sie tröstete und labte mich mit Worten der Heiligen Schrift. Ich saß oft stundenlang bei ihr, und die arme blinde Frau zeigte mir, der Sehenden, immer deutlicher und bestimmter den Weg des Heils und des Lebens. Sie ist in Gottes Hand das Werkzeug geworden, meine Seele zu retten.

„Eine solche Bibelkenntnis, wie jene alte blinde Frau besaß, ist mir nie wieder vorgekommen; das Neue Testament wußte sie nahezu auswendig. Einst als ich ihr hierüber meine Verwunderung aussprach, sagte sie: ‚Was sollte wohl aus mir armen Frau in der Nacht meiner Blindheit geworden sein, wenn ich dies gesegnete Licht nicht gehabt hätte!‘

„Ein Vierteljahr noch blieb ich im Pfarrhause, dann kehrte ich an Seele und Leib genesen zu meinen Eltern zurück. Obgleich ich nach und nach so ziemlich mein früheres Aussehen wieder erlangte, so blieb doch mein Haar teilweise ergraut. Dies kümmerte mich indes wenig, denn die Schlacken der Eitelkeit und Gefallsucht waren in dem Feuer einer aufrichtigen Buße verbrannt. Ich hatte mir jetzt ein höheres Ziel gesteckt; gefallen wollte ich auch jetzt noch, aber nicht Menschen, sondern meinem Gott, und das konnte ich im ergrauten Haar ebensowohl wie im kastanienbraunen.

„Nach einigen Jahren führte mein ältester Bruder einen Studienfreund, der seit kurzem Pfarrer in einem benachbarten Dorfe war, in unser Haus ein. Gleich bei unserm ersten Begegnen machte derselbe einen tiefen Eindruck auf mich; aber dieser Eindruck war sehr verschieden von dem, welchen früher wohl einzelne Männer auf mich gemacht hatten. Ein großer Ernst lag in der Persönlichkeit dieses Mannes, ein Ernst, dem ich es anfühlte, daß er demselben Boden entsprungen, auf welchem mir neuer Lebensmut und Lebensfreudigkeit erwachsen war.

„Er schien sich in unserm Hause wohl zu fühlen, denn er wiederholte seinen Besuch, und bald verging keine Woche, in welcher er nicht für einen Abend unser Gast war. Meine Eltern sahen sein Kommen nicht ungern, sie freuten sich über das Interesse, welches seine Unterhaltung mir einflößte, und dachten vielleicht auch an die Möglichkeit einer späteren Verbindung zwischen uns.

„Ich selbst machte mir eine solche Möglichkeit nicht klar, mir genügte die Gegenwart. Von einer Woche zur andern freute ich mich auf sein Kommen. Seine Unterhaltung war sehr verschieden von der anderer junger Männer. Bei ihm fand ich Verständnis meiner heiligsten Interessen, und die mit ihm geführten Gespräche beschäftigten mich für die übrigen Tage der Woche. So verging ein Jahr; da sollte mir dies Glück genommen werden.

„Schon seit längerer Zeit hatte ich an unserm Hausfreunde ein in sich gekehrtes, zerstreutes Wesen wahrgenommen. Einst kam er, als ich allein zu Hause war. Es war an einem Sonntag-Nachmittage. Ich führte ihn in das Empfangszimmer und setzte mich mit einer leichten Handarbeit ans Fenster; er nahm mir gegenüber Platz.

„Hier hatten wir schon oft zusammen gesessen, und manches interessante, tiefer gehende Gespräch war hier zwischen uns geführt worden. Heute aber stockte unsere Unterhaltung fortwährend. Er war zerstreut und unruhig, und das machte mich befangen und wortkarg. Plötzlich sprang er auf und gestand mir seine Liebe; er sprach herzlich, ja beinahe bittend, er versicherte die Einwilligung meiner Eltern erlangt zu haben, seine treuen, klaren Augen ruhten mit unbeschreiblicher Innigkeit auf mir. Mein Herz erbebte, denn in diesem Augenblicke ward es mir klar, daß auch ich ihn liebe und nur ihn geliebt habe.

„Er streckte mir seine Hand entgegen; ich aber bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen und weinte; denn nicht minder klar wie meine Liebe ward mir die Ueberzeugung, daß ich meine Hand nie nach einem Glück, wie das dargebotene, ausstrecken dürfe. Er mißverstand mein Benehmen und bat um Verzeihung, wenn er mich durch seine stürmische Erklärung erschreckt oder beleidigt habe.

„Da sagte ich ihm alles; ich ließ ihn einen Blick in mein Herz tun und verhehlte ihm meine innige, warme Liebe zu ihm nicht; sagte ihm aber auch zugleich, daß ich durch meinen früheren Leichtsinn und dessen traurige Folgen das Recht auf irdisches Liebesglück verwirkt habe, und daß mein Herz sich nur in Entsagung seinen Frieden werde bewahren können.

„Er versuchte meine Gründe zu widerlegen, mußte mir aber doch nach einigen Erörterungen recht geben. Als er schied, waren wir beide sehr traurig; ich weinte, und auch in seinen Augen standen Tränen.

„Meine Eltern begriffen meine Entsagungsgründe nicht*, sie ließen mir aber meinen Willen. Es ist mir nicht leicht geworden, dem dargebotenen Liebesglück auf immer zu entsagen, denn dort im stillen ländlichen Pfarrhause, an der Seite eines geliebten Mannes, der mit mir dem gleichen Ziele zustrebte, hätte ich die Erfüllung aller meiner Wünsche gefunden, aber dennoch bin ich auch später keinen Augenblick wankend geworden, ob ich auch das Rechte getan. Obgleich noch mancher Schmerz dieserhalb durch meine Seele gezogen ist, so blieb mir doch, Gott sei Dank, mein fernerer Lebensweg stets klar vorgezeichnet, und dieser hieß Entsagung."

Mamsell Mühlenbrink schwieg und blickte sinnend vor sich hin. Ich wagte die Stille nicht zu unterbrechen. Das Gehörte hatte mich tief ergriffen; meine mütterliche Freundin bemerkte es und sagte:

„Danken Sie Gott, liebe Kornelia, daß Sie schon so früh sein heiliges Wort kennen gelernt haben, denn allein das Wort Gottes und der persönliche lebendige Gebetsverkehr mit unserm Heilande vermögen uns vor den Irrwegen der Jugend wie vor denen des übrigen ganzen Lebens zu bewahren. Der Sänger des 119. Psalms wußte dieses, darum bekennt er lobpreisend: ‚Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege'; und bittet zugleich: ‚Wende von mir den falschen Weg und gönne mir dein Gesetz. Zeige mir, HErr, den Weg deiner Rechte, daß ich sie bewahre bis ans Ende!'"

Dann fügte sie hinzu: „Mein übriges Leben läßt sich mit wenigen Strichen zeichnen. Nach jener Unterredung mit unserm Freunde reiste ich zu einer entfernt wohnenden Cousine. Dieselbe war brustleidend und sollte den Winter im Süden zubringen. Sie ging nach Italien, und ich begleitete sie. Wir blieben zwei Jahre dort, dann starb meine Cousine. Nachdem ich einen Rosenstrauch auf ihr Grab gepflanzt, kehrte ich in die Heimat zurück. Hier fand ich manches verändert. Mein ältester Bruder hatte sich verheiratet, und zwar mit der Schwester unsers Freundes. Auch dieser war verheiratet. Ich habe

---

* Wir auch nicht — offen gestanden. Uns dünkt, sie hätte das ihr dargebotene Glück als ein Geschenk ihres freundlichen, versöhnten Gottes demütig annehmen dürfen. Anm. d. Red.

ihn nicht wieder gesehen, sein Glück aber auf betendem Herzen getragen. Seine Ehe blieb kinderlos; jetzt ist er aber schon lange Jahre daheim.

„Die Ehe meines Bruders dauerte nur wenige Jahre. Er und seine Frau starben binnen acht Tagen am Nervenfieber. Sie hinterließen ein Söhnlein von vier Jahren. Kurz vor seinem Ende, in einem lichten Augenblicke, übergab mir mein Bruder sein Kind mit den Worten: ‚Liebe Schwester, sei Du fortan unserm Kind Vater und Mutter!‘ Es hätte wohl kaum dieser Bitte bedurft, denn mein ganzes Herz hing an diesem Kinde, aber es war mir doch auch lieb, neben dem schönen Rechte jetzt auch die Pflicht zu haben, für dasselbe zu sorgen.

„So lange meine Eltern lebten, wohnte ich mit meinem kleinen Neffen bei ihnen. Nach ihrem Tode kaufte ich dies Haus und zog hierher.

„Es war mein Wunsch, mein Neffe möchte Theologie studieren, ihn aber zog es unwiderstehlich nach dem Meere. Er wurde Seemann. Als er Kapitän geworden, verheiratete er sich; doch auch sein häusliches Glück war von kurzer Dauer. Seine Frau starb bald nach Angelikas Geburt. Ich nahm die Kleine zu mir; sie ist meine Freude und meine Unterhaltung. Durch ihr fröhliches Lachen und ihre kindlichen Einfälle ist auch äußerlich wieder Sonnenschein in meine stille Wohnung eingekehrt.“

Es war die höchste Zeit für mich, aufzubrechen. Ich stand auf und reichte meiner mütterlichen Freundin zum Abschied die Hand, sie aber schloß mich in ihre Arme und küßte mich. Es war dies der erste Kuß, den sie mir gab; derselbe erfreute mich unbeschreiblich, denn ich fühlte es ihm an, daß diejenige, welche ihn gab, mir wahrhaft mütterlich zugetan war.

Um schneller vorwärts zu kommen, nahm ich Minörken auf den Arm und eilte geflügelten Schrittes nach Hause. Unterwegs betete meine Seele: „HErr, laß mich nicht zu spät kommen!“ Ich kam auch nicht zu spät, denn meine Herrin schlief noch, obgleich es schon ein Viertel nach drei Uhr war. Ich lauschte an der Stubentür, bis ich das Gähnen hörte, womit sie ihr Erwachen anzukündigen pflegte, dann ging ich zu ihr.

Sie sah mich mit einem Blicke an, in welchem unmißverständlich ein Anflug von Wohlwollen lag, und sagte dann freundlich: „Es freut mich, Mamsell Nelly, daß Sie pünktlich sind, ich hasse nichts so sehr als Unpünktlichkeit.“

6. Mir erblüht ein stilles Glück, und was sich weiter begibt.

Mein Verkehr mit meiner mütterlichen Freundin nahm in der beschriebenen Weise seinen Fortgang; ich sprach täglich im stillen Häuschen vor, und die wenigen Augenblicke, welche ich dort verbrachte, zählten zu den Lichtpunkten meines an Abwechselung nicht reichen Lebens. An den Sonntagen, an welchen ich zur Kirche gehen durfte, sahen wir uns auch dort; denn sie versäumte an keinem Sonntage den Gottesdienst, und da sie einen eigenen Kirchenstuhl besaß, so nahm sich mich in demselben auf. Zuweilen — aber dies war nur selten der Fall — erlaubte mir meine Herrin auch, am Sonntag-Nachmittag, nachdem ich den Kaffee bereitet, auf ein Stündchen zu meiner Freundin zu gehen. Dies waren ganz besondere Festtage für mich, und ich habe dieselben alle in meinem Tagebuche besonders bezeichnet.

So kam der November heran. Mamsell Mummel hielt bei Minörkens Körperbeschaffenheit einen täglichen Spaziergang für denselben unerläßlich. Wir durften daher kein Wetter scheuen. Minörken bekam, wenn es kalt war, einen sehr sinnreich verfertigten Ueberzug — meine Herrin nannte ihn Paletot — von rotem Flanell, der ihn wohl warm halten mochte, in welchem er aber noch unförmlicher aussah und der ihm das Gehen noch beschwerlicher machte, als es ohnehin schon der Fall war.

Sobald wir in die Nähe des stillen Häuschens kamen, fühlte ich an der Leine, welche Anstrengungen Minörken machte, um möglichst rasch die Gartenpforte zu erreichen. Gewöhnlich wurden wir schon vor dem Hause von Angelika mit offenen Armen empfangen; und es war rührend anzusehen, welche Freude Minörken an den Tag legte, sobald er seine kleine Freundin erblickte.

Eines Tages kam uns Angelika ganz besonders fröhlich entgegen gesprungen; sie rief: „Mein Papa ist da! Gestern abend ist er gekommen. Er hat mir eine Schildkröte und einen Papagei mitgebracht. Der Papagei kann sprechen, und die Schildkröte ist beinahe so dick wie Minörken."

Triumphierend führte sie uns in das Haus. Meine mütterliche Freundin empfing mich mit freudestrahlendem Angesicht und stellte mir nicht ohne einen Anflug von Stolz ihren Neffen vor.

Der Kapitän Mühlenbrink sah seiner Tante ähnlich. Er hatte denselben Schnitt des Gesichts, dasselbe volle kastanienbraune Haar, das auch sie einst gehabt, und lebhaft dunkle Augen. Seine Erschei-

nung entsprach übrigens sehr wenig dem Bilde, das ich mir von einem Seemann entworfen hatte. Er war, obgleich groß und kräftig gebaut, doch sehr gewandt und hatte ein feines Benehmen.

Er schien die Verlegenheit, die sich meiner ihm gegenüber bemächtigt hatte, zu bemerken und wußte dieselbe auf eine einfache und natürliche Weise zu beseitigen, indem er mir einige der mitgebrachten Merkwürdigkeiten zeigte und erklärte. Unter diesen Merkwürdigkeiten nahm der Papagei, welcher in einem hübschen Bauer schon seinen Platz vor dem zweiten Fenster gefunden hatte, die erste Stelle ein.

Der Kapitän trat an das Bauer und fragte: „Wer bist du?" worauf der Vogel sehr vernehmlich antwortete: „Papagei aus Afrika." Der Kapitän fuhr fort: „Jetzt mußt du aber auch zeigen, was du heute morgen gelernt hast. Wie heißt der Mops?" — „Mi — nöhr — ken!" war die Antwort des Vogels.

Als Minörken sich also von einer unbekannten Stimme rufen hörte, wandte er sich um und spitzte die kleinen abgeschnittenen Ohren. Der Vogel wiederholte mit lauter Stimme seinen Ruf: „Mi — nöhr — ken!" Minörken wurde unruhig und begann im Zimmer umher zu suchen. Der Papagei fuhr fort, sein „Mi — nöhr — ken, Mi — nöhr — ken!" zu rufen, was den Betreffenden bald in hellen Zorn versetzte; er begann aus Leibeskräften zu bellen und zu heulen. Ich wußte uns allen nicht anders zu helfen, als daß ich den Erzürnten auf meinen Arm nahm und eiligst das Weite suchte.

Angelika begleitete uns. Unterwegs erzählte sie mir, daß ihr Papa den ganzen Winter bei ihnen bleiben werde. Diese Aussicht erfreute mich wenig, denn ich fürchtete, die Gegenwart des Kapitäns möchte mir die täglichen Besuche bei meiner lieben Freundin noch mehr kürzen oder am Ende gar rauben. Als ob sie meine Gedanken erriete, fuhr die kleine Angelika fort: „Papa wird aber nicht immer bei uns in der Stube sein; Großtante läßt ein besonderes Zimmer für ihn in Ordnung bringen. Papa will diesen Winter fleißig studieren, er hat eine ganze Kiste voll Bücher mitgebracht."

Dieser Zusatz beruhigte mich wesentlich. Ich hatte aber in diesem Augenblick eine Entdeckung gemacht, nämlich die, daß ich auf die Liebe meiner mütterlichen Freundin eifersüchtig war, und zwar so sehr, daß ich gewünscht, ihr Neffe möchte nicht gekommen sein. Dieser Einblick in die Selbstsucht meines Herzens war kein erfreulicher; und als ich diesen selbstsüchtigen Wunsch am Abend auf meinem Dachkämmerchen noch einmal bei Oberlicht betrachtete, da erschien er mir noch viel abscheulicher. Gott hatte mir in meiner Einsamkeit dies ge-

segnete Haus geöffnet und mir in Mamsell Mühlenbrinks mütterlicher Zuneigung einen Ersatz für den Verlust meiner Mutter geschenkt; und ich mißgönnte dieser Frau, die bemüht war, mein ödes Leben täglich mit kleinen Blumen der Freude zu schmücken, die fast einzige irdische Freude, die es noch für sie gab: die Gegenwart ihres Neffen! Ich beugte mich in Scham und Reue vor meinem Gott und betete mit König David: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen, gewissen Geist. Verwirf mich nicht von deinem Angesichte und nimm deinen Heiligen Geist nicht von mir!"

Am andern Tage, als ich Mamsell Mühlenbrink allein traf, bekannte ich ihr meinen selbstsüchtigen Wunsch und bat um ihre Verzeihung. Sie schloß mich in ihre Arme, küßte mich und sagte: „Liebe Kornelia, aus unserm natürlichen Herzen kommen nichts als arge Gedanken; glücklich derjenige, dem die Augen so weit geöffnet sind, daß er die Sünde auch in der Gestalt des Gedankens zu erkennen vermag! Und Gott sei Dank in Ewigkeit, daß uns Christen die Möglichkeit gegeben ist, uns von jeder Sünde rein zu waschen!"

Meine täglichen kleinen Besuche bei meiner mütterlichen Freundin wurden durch die Gegenwart ihres Neffen nicht beeinträchtigt. Zwar war er in dieser Nachmittagsstunde gewöhnlich bei seiner Tante, aber seine Gegenwart hatte bald nichts Bedrückendes und Störendes mehr für mich. Er hatte etwas so Wohlwollendes in seinem Wesen und sprach so freundlich mit mir, daß ich mir meine Besuche bald gar nicht mehr ohne ihn denken mochte. Sein Töchterlein liebte er mit großer Zärtlichkeit, und wenn dieselbe auf seinen Knieen saß und ihm mit ihren Händchen Bart und Haupthaar zerzauste, dann lag es wie lichter Sonnenschein auf seinem männlich ernsten Gesichte, und aus seinen Augen leuchtete ein Strahl innigen Glückes.

Das Weihnachtsfest war herangekommen. So lange ich im Hause der alten Mamsell Mummel war, hatte ich keinen brennenden Christbaum und keine Christbescherung gesehen. Zwar erhielten Lotte und ich das übliche Weihnachtsgeschenk, welches das eine wie das andere Jahr in einem Taler, Zeug zu einer Schürze, einem Stück Honigkuchen, einem Dutzend Aepfel und zwei Dutzend Walnüssen bestand; aber diese Gaben reichte uns unsere Herrin schon am Nachmittage, nach ihrem Prinzip, alle unangenehmen Geschäfte so bald als möglich zu erledigen. Das Weihnachtsfest sei ein langweiliges Fest, pflegte sie bei dieser Gelegenheit zu sagen; sie koste es viel Geld und bringe ihr nichts ein. In ihrer Jugend habe man mit den Weihnachtsgeschenken nicht so viele Umstände gemacht; damals habe man

noch billiger davon kommen können, aber die Welt werde immer anspruchsvoller.

Am Christabend wurde bei uns der Tee durch ein Karpfenessen ersetzt, denn meine Herrin sagte, etwas wolle sie doch auch von diesem Tage haben. Es wurde ein großer Karpfen gekauft, den meine Herrin bis auf den Kopf allein verspeiste. Lotte und ich bekamen jede einen halben Kopf. Minörken mochte keine Fische, deshalb erhielt er an dem Abend etwas Gebratenes. Zu dem Karpfen trank meine Herrin eine halbe Flasche Rheinwein, „denn," pflegte sie zu sagen, „kein Wein schmeckt besser zum Fisch als das Gewächs des Rheins; der französische Wein gehört zum Braten." Daß Lotte und ich keinen Wein bekamen, war selbstverständlich.

„Hüten Sie sich vor dem Genuß des Weins, Mamsell Nelly," sagte einst meine Herrin, „der Wein ist jungen Mädchen sehr schädlich; er vergiftet der Jugend das Blut und macht die Nase rot. Sie haben ohnehin Anlage zur roten Nase, und eine rote Nase ist etwas sehr Häßliches. Dem Alter dagegen ist ein Glas Wein eine heilsame Arzenei."

Meine mütterliche Freundin hatte mich aufgefordert, falls ich es möglich machen könne, den Christabend in ihrem Hause zu verleben. Meine Herrin war für den Abend zu einer Freundin gebeten, ich faßte mir daher das Herz, ihr meine Bitte vorzutragen. Sie erteilte mir die erbetene Erlaubnis mit den Worten: „Ja, gehen Sie nur, ich spare dann wenigstens Licht und Feuerung; aber präzise zehn Uhr müssen Sie mich und Minörken abholen."

Als ich meine Herrin und Minörken um sechs Uhr bei der befreundeten Familie abgeliefert hatte, eilte ich geflügelten Schrittes dem friedlichen Häuschen zu. Schon von fern glänzten mir seine erleuchteten Fenster einladend entgegen. Mein Herz schlug höher; ach, das sollte nun einmal wieder ein Christabend werden, wie ich ihn im elterlichen Hause gewohnt gewesen, mit Tannenbaum und Weihnachtsliedern, mit Kerzenschein und Kindesjubel!

Auf der Hausflur empfing mich der Kapitän, und mich in sein Zimmer führend, sagte er: „Heute müssen Sie erst in diesem Zimmer fürlieb nehmen; meine Tante hat Angelika und mich schon seit zwei Stunden aus ihrem Zimmer verbannt. Heute abend werden alle als Kinder von ihr behandelt."

Die kleine Angelika befand sich in einer erwartungsvollen Unruhe; bald glaubte sie den Schritt des Christkindes zu vernehmen, bald einen Zipfel seines Gewandes durch das Schlüsselloch gesehen zu

haben. Ich nahm die Kleine auf meinen Schoß und erzählte ihr das Märchen vom Bäumchen, das andere Blätter gewollt. Als wir bei den Blättern von Glas angekommen waren, klingelte es im anstoßenden Zimmer.

„Das Christkindchen ruft!“ sagte die kleine Angelika und sprang von meinem Schoß herab. Der Kapitän öffnete die Stubentür, und wir blickten in die hell erleuchtete Weihnachtsstube. Ein hoher, prächtiger Tannenbaum streckte uns seine beladenen Zweige entgegen. Um ihn her auf dem Tische lagen eine Menge Geschenke.

Die kleine Angelika lief mit lautem Freudengeschrei auf eine Puppe zu, welche in einem zierlichen Wagen saß, nahm dieselbe auf ihren Arm und tanzte laut jubelnd im Zimmer umher. Diesen Augenblick benutzte ich, um die kleinen Gaben, welche ich für Mamsell Mühlenbrink und Angelika gearbeitet hatte, ungesehen auf den Tisch zu legen.

Gleich darauf führte meine mütterliche Freundin mich an eine Stelle des Tisches, wo auch für mich eine Christbescherung aufgebaut war, und sagte lächelnd: „Einen schönen Gruß vom Christkindchen, und dies habe es für Sie mitgebracht.“

Ich war sehr erfreut, aber fast noch mehr beschämt. Um einen Berg von Kuchen und Nüssen herum lagen eine Menge nützlicher und mir sehr wertvoller Geschenke. Zwischen diesen befand sich auch ein Kästchen von seltsamem Aussehen, ich öffnete es, es lag ein Blatt Papier darin, auf welchem einige sehr scherzhafte Verse des Inhalts standen, daß eine braune Indianer-Jungfrau, welche mit ihren kunstfertigen Händen dieses Kästchen geflochten, mir, der fernen blaßgesichtigen Jungfrau, dasselbe sende, damit es in meinen Händen dem Fleiß und der Geschicklichkeit diene. Das Kästchen war also ein Geschenk des Kapitäns. Es freute mich sehr, daß auch er an mich gedacht hatte.

Als die erste stürmische Freude verklungen, setzte Mamsell Mühlenbrink sich ans Klavier, spielte und sang das Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her.“ Der Kapitän und ich fielen ein, und auch die kleine Angelika sang, auf meinem Schoß sitzend, den Gesang taktfest bis zu Ende mit.

Hierauf setzten wir uns zu unserer Abendmahlzeit nieder. Welch ein heiteres, gemütliches Mahl war das! Nach demselben wurde die kleine Angelika, welche sich nur schwer von all den Herrlichkeiten zu trennen vermochte, zu Bett gebracht. Während ich ihr ein Schlummerlied vorsang, hatte der Kapitän Punsch bereitet. Es war dies eine

neue Ueberraschung für mich, denn noch nie in meinem Leben hatte ich Punsch getrunken. Derselbe schmeckte mir so gut, daß ich Mamsell Mummels Warnung hinsichtlich der roten Nase gänzlich außer acht ließ und sogar noch ein zweites Glas trank.

Wie fröhlich und gemütlich saßen wir drei beisammen! Der Kapitän erzählte von seinen Reisen, und wir scherzten und lachten. Die Zeit ging dahin, ich merkte es nicht; ich übte in diesen Stunden unbewußt die gepriesene Kunst, „allein der heiteren Gegenwart zu leben". Ich hatte Mamsell Mummel, Minörken und alles, was mit diesen beiden zusammenhing, vergessen, ich würde auch die Zeit vergessen haben, wenn nicht meine mütterliche Freundin mich um dreiviertel auf zehn zum Aufbruch ermahnt hätte.

Erschrocken stand ich auf und band eiligst meinen Mantel um. Mamsell Mühlenbrink legte meine Geschenke in einen Korb. Der Kapitän war gleichfalls aufgestanden und hatte seine Mütze aufgesetzt; er nahm den Korb und sagte: „Ich werde Sie begleiten." Ich wollte seine Begleitung dankend ablehnen, Mamsell Mühlenbrink aber schob mich mit den Worten: „Liebe Kornelia, Sie haben keine Zeit zu verlieren," sanft zur Tür hinaus.

So mußte ich es geschehen lassen, daß der Kapitän mich begleitete. Schweigend wanderten wir nebeneinander durch die stillen, schneebedeckten Straßen des Städtchens. Sprechen wäre in diesem Augenblicke meinerseits sehr überflüssig gewesen, ich hatte genug mit meiner Freude, meinem Glück zu tun. Ich blickte zum sternbedeckten Nachthimmel empor und würde mich gar nicht gewundert haben, wenn derselbe sich aufgetan und ich die singenden himmlischen Heerscharen erblickt hätte. Es war mir, als wandelte ich auf neuen, unbekannten, wunderschönen Gefilden, eine neue Welt hatte sich in meinem Innern aufgetan; ich wußte diese Welt nicht zu benennen, aber schön, himmlisch schön war es in derselben.

Wir standen vor dem Hause, aus welchem ich meine Herrin abholen sollte. Der Kapitän übergab mir den Korb und reichte mir zum Abschied die Hand. Es war das erste Mal, daß er mir die Hand reichte. Es lag etwas Väterlich-Wohlwollendes in seinem Händedruck. Lange noch fühlte ich den warmen, festen Druck seiner Hand.

Meine Herrin fand ich noch am Whisttische. Als der Robber beendigt war, machten wir uns auf den Heimweg. Minörken hatte geschlafen und war sehr verdrießlich, ich mußte ihn auf den Arm nehmen. Den Weg, den ich soeben in erhobener Stimmung zurückgelegt, machte ich jetzt unter wesentlich anderen Umständen. Ich fühlte mich

nicht mehr über das Irdische hinausgetragen, sondern betrat mit vollem Bewußtsein die alte, wohlbekannte Erde, Schmutz und Schnee zu meinen Füßen. Ich blickte auch nicht mehr erwartungsvoll zum nächtlichen Sternenhimmel empor; ich hatte in nächster Nähe meine ganze Aufmerksamkeit nötig. Auf dem linken Arm trug ich Minörkens ansehnliche Last, während die Hand zugleich den Korb mit den Weihnachtsgeschenken hielt. Am rechten Arm mußte ich meine Herrin führen, welche sich, da es ein wenig geglatteist hatte, nicht getraute allein zu gehen. Es war ein beschwerlicher Gang für mich; ich war ganz und gar wieder auf der Erde.

Meine Herrin war sehr gut gelaunt und daher gesprächig. Sie hatte sogar die Güte mich zu fragen, ob ich mich gut amüsiert habe. Ohne jedoch meine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Ich habe einen sehr angenehmen Abend verlebt; Frau Grunert versteht es ganz ausgezeichnet, die Wirtin zu machen. Ich habe lange nicht so delikate Karpfen gegessen wie heute abend und habe mich aufs neue überzeugt, daß die blaugesottenen Karpfen den gewöhnlich gekochten bei weitem vorzuziehen sind. Lotte soll von jetzt an meine Karpfen auch immer blau kochen. Der Ananaspunsch war excellent und die Makronentorte magnifique. Beim Boston hatte ich heute abend ungewöhnliches Glück: zweimal Schlemm angesagt und gewonnen und einmal grande misère ouverte. Da wir unter uns ziemlich hoch spielen, so habe ich mich heute nicht schlecht gestanden. Einen solchen Weihnachtsabend lasse ich mir gefallen!"

Jetzt erst bemerkte ich, welch ein eisigkalter Wind wehte, es fröstelte mich im ganzen Körper, auf dem Hinwege hatte ich keine Kälte empfunden.

Vor unserm Hause mußten wir lange klopfen, ehe Lotte uns einließ. Meine Herrin wurde sehr ungeduldig und zankte mit Lotte, daß sie eingeschlafen sei, worauf Lotte, doch so, daß nur ich es hören konnte, erwiderte: „Die Herrschaft meint wohl, allein Punsch trinken zu wollen und mich hier so mit trockenem Munde sitzen zu lassen! So läuft der Hase indes nicht, ich habe mir auch ein Gläschen Grog gebraut, dem heiligen Christabend zu Ehren!"

Nach diesem erfreulichen Zwischenspiele am Weihnachtsabend verlief mein Leben wieder in der gewohnten einförmigen Weise; nur mit dem Unterschiede, daß die Wunderlichkeiten meiner Herrin mir jetzt weniger schwer zu ertragen wurden. Ich wunderte mich zuweilen selbst darüber; auch Lotte schien es nicht zu begreifen, denn einmal — es war einige Wochen nach Neujahr — sagte sie zu mir: „Mamsell-

chen, ich fange an Respekt vor Ihnen zu bekommen, denn Sie sind nach mir die einzige, welche das Spiel in diesem Hause nicht verdirbt; und dabei werden Sie mit jedem Tage fröhlicher, das bringe ich nicht fertig."

Ich antwortete ihr: „Lotte, ich weiß nicht, wie es zugeht, aber es ist wahr, ich bin sehr vergnügt."

Meine Herrin sagte um dieselbe Zeit: „Mamsell Nelly, ich nehme mit Befriedigung wahr, daß Sie bemüht sind, das gedrückte, sauertöpfische Wesen, das Ihnen von Ihrem elterlichen Hause her noch anklebt, immer mehr abzulegen. Fahren Sie so fort, und ich hoffe, es wird Ihnen gelingen, sich immer mehr meine Zufriedenheit zu erwerben. Ich hasse nichts mehr als betrübte Gesichter!"

Meine täglichen kurzen Besuche im stillen, friedlichen Häuschen draußen vor dem Tore waren der Sonnenschein, der mit seinen milden Strahlen tausend bunte Blumen in meinem Herzen erblühen ließ. Das wußten aber Lotte und meine Herrin nicht, und mir selbst war es damals auch nicht klar. Ich durchschaute die Sache erst, als die Sonne schwand und die Blumen starben.

Eines Tages — es war im Februar — kam mir Angelika mit der Nachricht entgegen, daß ihr Papa am Morgen abgereist sei und erst in acht bis vierzehn Tagen zurückkehren werde. Mamsell Mühlenbrink bestätigte die Aussage der Kleinen mit der Ergänzung, daß diese Abwesenheit ihres Neffen schon eine Vorbereitung auf die bald nach Ostern von ihm zu unternehmende große Seereise bezwecke. „Und ich," fügte sie traurig hinzu, „soll mich in dieser Zeit wieder an den Gedanken künftiger Einsamkeit zu gewöhnen suchen. Doch," verbesserte sie sich, „ich will dem lieben Gott für das genossene Gute herzlich dankbar sein; es war ein herrlicher, erquickender Winter für mich; und wie viel läßt er mir doch auch noch in meiner süßen kleinen Angelika und in Ihnen, meine liebe Kornelia!" Hierbei reichte sie mir mit der ihr eigentümlichen Herzlichkeit die Hand.

Ich war beinahe erschrocken über diesen Ausspruch; ich armes einfältiges Kind sollte einer Frau wie Mamsell Mühlenbrink etwas sein können! Das war doch unmöglich. Die mir dargereichte Hand in herzlicher Verehrung küssend, sprach ich meine Verwunderung über das eben Gehörte aus.

Mamsell Mühlenbrink entgegnete: „Wenn Gott, der HErr, zwei Menschen in Liebe und Freundschaft zusammenführt, so sollen sie durch diese Verbindung beide gewinnen; man gewinnt aber nicht nur im Nehmen, man gewinnt auch ebensowohl im Geben."

Dies verstand ich damals noch nicht; später habe ich es verstehen gelernt, als auch ich durch Gottes Gnade so weit vorgerückt war, daß ich gebend nehmen durfte.

Die Zeit von jetzt bis Ostern verschwand den Bewohnern des stillen Häuschens und mir wie im Fluge; ehe wir uns dessen versahen, war der Tag herangekommen, der uns allen so großes Herzeleid bereiten sollte.

Als der Kapitän mir zum Abschied die Hand reichte, sagte er nicht ohne Bewegung in seinem männlich festen Gesichte: „Ein solcher Winter, wie der eben verlebte, wird mir fürs erste wohl nicht wieder zuteil werden. Das häusliche Glück ist uns Seeleuten in der Regel nur nach Tagen zugemessen. Es werden voraussichtlich mehrere Jahre vergehen, ehe ich meine Tante und mein Töchterchen wiedersehen darf. Eine große Beruhigung ist es für mich, Sie hier zu wissen. Meine Tante und Angelika haben beide Sie sehr lieb, und Ihre Gegenwart und Teilnahme wird beiden in meiner Abwesenheit ein Trost sein. Wenn ich einmal wiederkomme, sind Sie vielleicht nicht mehr hier, doch meine Dankbarkeit für die den Meinigen erwiesene Liebe wird Ihnen folgen, wohin Sie auch gehen. Möge Gottes Segen immer mit Ihnen sein!"

Er drückte mir mit herzlichem Wohlwollen die Hand. Ich versuchte ein Wort der Erwiderung und des Abschieds zu sagen, vermochte aber vor innerer Bewegung keine Silbe hervorzubringen. Da wollte ich ihn wenigstens noch einmal ansehen, aber auch das ging nicht, denn ich fühlte, wie meine Augen sich mit Tränen füllten, und Tränen sollte er nicht sehen.

So schieden wir, und ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Den Tag über ging ich wie im Traume umher und gab meiner Herrin mehrmals Veranlassung über meine Vergeßlichkeit und mein zerstreutes Wesen zu klagen. Die Stunden bis zum Abend, da meine Herrin mich mit der Ermahnung, morgen ja recht munter zu sein, entließ, wurden mir sehr lang und sehr sauer. Es war mir zu Mute, wie es dem Schiffer sein muß, der sein Schiff mit seiner ganzen Habe als Wrack vor sich auf dem Meere schwimmen sieht, während er selbst von einer unbarmherzigen Welle auf eine öde Insel geschleudert worden ist; oder wie es dem Gärtner sein muß, der seinen Garten mit den schönsten Blumen von einem Hagelschauer verwüstet findet.

Als ich endlich am Abend allein auf meiner Dachkammer war, setzte ich mich auf meinen Koffer — dies tat ich immer, wenn ich betrübt war — und weinte, weinte lange und heiß. Diese Tränen wa-

ren die erste Wohltat an diesem schweren Tage. Und eine Wohltat waren sie in der Tat, denn die Starrheit meines Schmerzes floß mit ihnen dahin, und es währte auch nicht lange, da konnte ich schon wieder einen vernünftigen Gedanken fassen. Ich sagte zu mir: „Kornelia Jocundus, wozu nützt dir das Licht von oben, wenn du es nicht gebrauchst?“ Und ich kniete nieder, blickte durch das kleine Dachfenster zum dunkeln, wolkenbedeckten Himmel empor und bat Gott um Licht und Stille für mein dunkles, sturmbewegtes Herz. Ich betete lange; als ich aber aufstand, um mich noch zu einer kurzen Nachtruhe niederzulegen, da war mir zu Mute wie einem Genesenden, der sich zwar müde und matt an Leib und Seele fühlt, der aber zugleich weiß, daß dies noch keine Krankheit zum Tode ist.

Am andern Morgen beim Frühstück sah meine Herrin mich forschend an und fragte: „Sind Sie krank, Mamsell Nelly? Sie sehen ja so blaß aus.“

Ich erwiderte, daß ich mich am gestrigen Tage nicht wohl gefühlt habe, daß es mir heute aber schon besser gehe, worauf meine Herrin entgegnete:

„Das freut mich zu hören. Mit Krankſein muß die Jugend sich auch nicht befassen; dazu ist im Alter immer noch Zeit genug. Die Jugend ist die Zeit der Arbeit und des Schaffens. Ich hoffe, Mamsell Nelly, Ihre Gesichtsfarbe wird sich daher bald wieder ändern; blasse, schwächlich aussehende junge Mädchen sind mir geradezu unausstehlich!“

Als ich am Nachmittage gewohnterweise im stillen Häuschen vorsprach, kam mir die kleine Angelika mit der Nachricht entgegen, daß ihr Papa am Morgen sehr früh abgereist sei, und daß sie ihm daher schon am gestrigen Abend habe Lebewohl sagen müssen.

Meine mütterliche Freundin saß wie gewöhnlich in ihrem Lehnstuhle am Fenster und strickte, und der Kanarienvogel vor ihr auf der Fensterbank hüpfte und sang wie sonst. Auch sie sah sehr blaß aus, übrigens war ihr friedliches, freundliches Gesicht unverändert.

Als ich ihr die Hand reichte, blickte sie mir besorgt fragend ins Auge, dann umarmte und küßte sie mich mit besonderer Zärtlichkeit. Keine von uns sprach ein Wort, und doch hatten wir uns noch nie so gut verstanden wie in diesem Augenblicke. Ihre Liebe tat mir unbeschreiblich wohl, aber dennoch mußte ich weinen. Als sie meine Tränen fließen sah, weinte auch sie. So saßen wir stumm nebeneinander; da kam die kleine Angelika mit Minörken ins Zimmer gesprungen, und der Papagei rief:

„Minörken, Minörken, sei lustig und froh!
Du bist ja der Mops im Paletot!“

Dieser Reim war dem Papagei offenbar gestern nachmittag noch vom Kapitän gelehrt worden, und zwar mit der Berechnung, daß derselbe das Gelernte heute bei Minörkens Anblick zum besten geben und auf diese Weise einen erheiternden Abschiedsgruß von ihm an uns übermitteln sollte. Seine Absicht wurde auch vollständig erreicht; die kleine Angelika klatschte entzückt in die Hände und tanzte mit Minörken im Zimmer umher, und wir mußten lachen, obgleich Tränen noch in unsern Augen standen. Der Papagei lachte mit und wiederholte dazwischen sein:

„Minörken, Minörken, sei lustig und froh!
Du bist ja der Mops im Paletot!“

* * *

Der erste Brief des Kapitäns war von England aus geschrieben und enthielt nur gute Nachrichten. Seine Ankunft bereitete große Freude im stillen Häuschen. Mamsell Mühlenbrink las mir ganze Seiten aus demselben vor; er enthielt auch einen schönen Gruß für mich.

Das stille, friedliche Häuschen ward mir je länger je mehr eine zweite Heimat; Mamsell Mühlenbrink liebte ich, wie ich meine Mutter geliebt hatte, und Angelika? ja, die liebte ich wie mein jüngstes Schwesterlein, nur vielleicht noch inniger und zärtlicher.

Meine mütterliche Freundin machte mir auch aus jedem folgenden Briefe ihres Neffen Mitteilungen und bestellte mir seine Grüße, sonst aber sprachen wir nie über ihn. Ich bemühte mich auch, nicht an ihn zu denken, denn es war ja ein nutzloses Denken und hinderte mich außerdem in meiner Pflichterfüllung.

Nach und nach wurde mir mein inneres Verhältnis zum Kapitän verständlich. Zu meinem Vater hatte ich mit einer unbegrenzten Verehrung und Liebe emporgeblickt; er war für mich der Inbegriff aller männlichen Vollkommenheit, ja, ein Wesen höherer Ordnung gewesen. Der Kapitän war nach meinem Vater der einzige Mann, den etwas näher zu kennen ich Gelegenheit gehabt hatte. Und da war es denn, zumal bei der imponierenden und zugleich einnehmenden Persönlichkeit desselben eigentlich ganz natürlich, daß auch er meinem jugendlichen Herzen ein Gegenstand der Verehrung und Liebe wurde. Was mein Gefühl für ihn noch steigern mochte, war meine große Liebe zu seiner Tante und seinem Kinde. So hatte ich

ihm unbewußt mein ganzes Herz entgegengebracht. Und nun war er abgereist. Ich hätte ihm so gern gedient mit meinen besten Kräften mein Leben lang, er aber hatte es nicht begehrt.

Ich war sehr traurig und — ich gestehe es — zugleich sehr beschämt. Ich kam mir vor wie eine Verschmähte, obgleich es wohl kaum möglich war, daß er eine Ahnung von meinem Gefühl für ihn haben konnte.

In den ersten Tagen nach der Abreise des Kapitäns hatte ich schwer zu leiden und zu kämpfen, aber mit Gottes Hilfe ordnete ich auch diese Angelegenheit bald und nahm mir aus diesem Vorgange die Lehre, künftig wachsamer zu sein und auch meine Gefühle und Gedanken in strenger, heilsamer Zucht zu halten. Und ich dachte daran, wie der Apostel Paulus den ledigen Stand so hoch gehalten, und freute mich seines Ausspruches im Korintherbriefe. Die betreffende Stelle ist mir seitdem noch immer lieber geworden. Der Jungfrauenstand, oder wie die Welt ihn spottend zu nennen pflegt, der Stand der alten Jungfern, ist nach meiner Erfahrung ein Stand, in dem es sich sehr glücklich und zufrieden leben läßt. Es hat nie ein Mann um meine Hand geworben, aber auch das hat mich nicht unglücklich gemacht, denn ich weiß, daß Gott meinen Lebenslauf so und nicht anders geordnet hat. „Was mir der HErr hat zugedacht, das wird mir auch ins Haus gebracht." Dieser Wahlspruch meiner mütterlichen Freundin hat mir in verschiedenen Lagen meines Lebens gute Dienste getan, und ich möchte daher denselben hiermit an meine lieben Nichten und an alle jungen Mädchen, die dieses lesen, zu gleicher Verwendung weiter gegeben haben.

* * *

Den Schluß dieses Kapitels bilde eine Nachricht, die mir freilich erst viele Jahre später geworden ist, die sich aber ihrem Inhalte nach an das in diesem Kapitel Mitgeteilte anschließt.

Meine mütterliche Freundin hat gewünscht, ihr Neffe möchte mich als seine Frau heimführen, und sie hat ihm auch kurz vor seiner Abreise diesen Wunsch mitgeteilt, worauf er ihr geantwortet:

„Liebe Tante, das Leben eines Seemanns eignet sich wenig zur Gründung eines häuslichen Herdes. Einmal habe ich geheiratet, es war aus wahrer, inniger Neigung. Mein Glück hat nur kurze Zeit gewährt, aber ich mag noch nicht wieder an eine zweite Heirat denken. In fünf bis sechs Jahren hoffe ich mein unstätes Seeleben aufgeben zu können. Ist dies geschehen, dann gründe ich mir vielleicht zum

zweitenmal eine Häuslichkeit; bis dahin wird Angelika bei Dir wohl aufgehoben sein."

Die Zeit ist gekommen; er hat sein unruhiges Seeleben aufgegeben und hat sich zum zweitenmal eine Häuslichkeit gegründet, in welcher er bis vor einigen Jahren, umgeben von einer blühenden Kinderschar, glücklich gelebt hat. Jetzt ist er droben, und ich freue mich auf das Wiedersehen mit ihm. Ich denke auch, daß er sich freuen wird mich wiederzusehen, denn, hat er mich auch nicht geliebt, so ist er mir doch gut gewesen um seiner Tante und um seines süßen Töchterchens willen, die mich beide so lieb gehabt haben.

Meine Angelika — ich sage mein mit dem Recht, das die Liebe gibt — hat nur einen kurzen Lebenslauf gehabt; ein Jahr, nachdem ihr Vater sich wieder verheiratet, starb sie, sechzehn Jahre alt, an einem zehrenden Fieber. Ihre letzten Worte sind das Gebet Johann Heermanns gewesen:

„JEsu, HErr und Gott,
Groß ist meine Not.
Komm, du kannst sie wenden,
Hilf mir selig enden."

Als ich die Nachricht ihres Todes erhielt, nahm ich meine Bibel und schlug das Buch der Weisheit Salomonis auf. Dieses Buch gehört freilich zu den Apokryphen, die der Heiligen Schrift nicht gleichzustellen, aber nach Dr. Martin Luthers Ausspruch „doch nützlich und gut zu lesen sind", und las das vierte Kapitel und in dem vierten Kapitel besonders Vers 10—14., in denen es heißt: „Er gefällt Gott wohl und ist ihm lieb, und wird weggenommen aus dem Leben unter den Sündern; und wird hingerückt, daß die Bosheit seinen Verstand nicht verkehre, noch falsche Lehre seine Seele betrüge. Denn die bösen Exempel verführen und verderben einem das Gute, und die reizende Lust verkehret unschuldige Herzen. Er ist vollkommen geworden und hat viele Jahre erfüllet. Denn seine Seele gefällt Gott, darum eilet er mit ihm aus dem bösen Leben."

Und es war mir, als seien diese Worte eigens für meine Angelika geschrieben. Ich faltete meine Hände und dankte Gott, daß dies Kind, an dem meine Seele mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit hing, dem Gewirre des Erdenlebens entnommen und nun wohlgeborgen bei ihm im Himmel sei.

7. Minörken wandert den Weg alles Fleisches, und meine Herrin wird krank.

Fünf Jahre war ich im Hause der alten Mamsell Mummel gewesen. In diesem Zeitraume war meine Herrin noch weit umfangreicher, noch weit unzufriedener und noch weit mißtrauischer geworden. Auch Minörken hatte in bedenklicher Weise an Dicke und Schwerfälligkeit zugenommen. Lotte war äußerlich und innerlich immer mehr verschrumpft und vertrocknet.

Meine Herrin und Lotte waren sich bei aller äußeren Verschiedenheit doch innerlich sehr ähnlich; beide waren in selbstsüchtiger Abgeschlossenheit einsam und kalt durchs Leben gegangen; einsam und kalt standen sie jetzt in ihrem Alter da. Fünfunddreißig Jahre lang hatte Lotte meiner Herrin gedient, aber in diesem langen Zeitraume hatte sich zwischen Herrin und Dienerin kein Verhältnis der Zuneigung und Anhänglichkeit gebildet. Jede hatte in dem Verhältnis ausschließlich für sich irdischen Vorteil gesucht, und daher hatte auch keine von ihnen himmlischen Gewinn gefunden.

Wie weit ich mich in den fünf Jahren verändert, vermag ich nicht anzugeben. Meine Herrin sagte einmal zu mir: „Mamsell Nelly, Sie sind auf gutem Wege. Fahren Sie so fort, dann kann mit der Zeit noch ein ganz brauchbares Frauenzimmer aus Ihnen werden.“ Obgleich dieses Lob dem Wortlaute nach nicht viel besagte, so drückte es doch in dem Munde meiner Herrin Zufriedenheit mit meinen Leistungen aus, und das glaube ich als ein Zeichen nehmen zu dürfen, daß ich in der Entwickelung meiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten wenigstens nicht zurückgeblieben bin.

Körperlich war ich, trotz der schmalen Kost, die ich empfing, ein großes, kräftiges Mädchen geworden; ein Beweis mehr, daß der HErr auch das Wenige zu segnen vermag. Hübsch bin ich nie gewesen. Mitunter habe ich gewünscht, es zu sein; im allgemeinen aber hat dieser Umstand mir wenig Kummer verursacht. Als ich einmal diesen törichten Wunsch gegen meine mütterliche Freundin aussprach, sah mich dieselbe mit ihren lieben treuen Augen eindringlich an und fragte: „Liebste Kornelia, haben Sie sich wohl schon einmal bei unserm lieben HErrgott dafür bedankt, daß Sie nicht gerade zu häßlich sind?“

Ich mußte mit Beschämung gestehen, daß dies noch nicht der Fall gewesen. „Dann,“ fuhr Mamsell Mühlenbrink fort, „vergessen Sie nicht, es heute abend zu tun.“

Ich habe es getan und bin seitdem mit meiner Gesichtsbildung wohl zufrieden gewesen.

Was meine geistige Ausstattung betrifft, so glaube ich, meinen richtigen Anteil gesunden Menschenverstandes von meinem gnädigen Schöpfer mit auf den Weg bekommen zu haben. Das bißchen Beiwerk an erforderlichem Schulwissen verdanke ich meinem Vater. Und hiermit besaß ich alles, was einem Mädchen nötig ist, um ihren Weg ehrenvoll durch dieses Leben zu machen. Und ich habe ihn gemacht, wenn auch mancher saure Tritt auf demselben liegt, bis in dies gesegnete Altenstübchen hinein.

Eines Tages war Minörken nicht wie sonst; er verschmähte sein Frühstück und ließ Schwanz und Ohren hängen. Der Tierarzt wurde gerufen, und Minörken mußte Medizin nehmen. Es half aber nichts; Minörkens Lebenszeit war nach wenigen Tagen abgelaufen.

Meine Herrin war geradezu untröstlich, sie weinte und jammerte laut. Ich versuchte ihr einige Trostesworte zu sagen, wurde aber sofort mit der Bemerkung, daß ich mich nicht in ihre Gefühle zu mischen habe, zum Schweigen verwiesen. Dann erhielt ich meine Instruktion hinsichtlich Minörkens Beerdigung. Als derselbe blumengeschmückt in seinem kleinen Sarge lag, fragte ich meine Herrin, ob sie ihn nicht noch einmal sehen wolle.

Abwehrend streckte sie mir beide Hände entgegen und rief entsetzt: „Den toten Hund soll ich sehen? Wie können Sie so etwas von mir erwarten?“

Ich erwiderte: „Sie haben Minörken aber doch so lieb gehabt, und er liegt jetzt so hübsch in seinem Sarge.“

Sie entgegnete: „Ja, ich habe ihn lieb gehabt, aber jetzt ist er tot, und der Tod ist schauderhaft!“ Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte. Ich hatte tiefes Mitleid mit meiner unglücklichen Herrin, wußte ihr aber nicht zu helfen.

Lotte und ich begruben Minörken hinten im Garten. Auch mir ging Minörkens Verlust nahe. So widerwärtig derselbe mir anfangs auch gewesen war, so hatte ich mich doch mit der Zeit an ihn gewöhnt und ihn, da er große Anhänglichkeit an mich zeigte, sogar gern gehabt.

Unser erstes Mittagsmahl nach Minörkens Tode war besonders still und wehmütig. Lotte hatte in guter Absicht das Lieblingsessen meiner Herrin, eine fette gebratene Ente, auf den Tisch gestellt. Meine Herrin aber aß nur wenig und sah ein paarmal unwillkürlich nach der Ecke, in welcher sonst Minörken sein Futter zu sich nahm. Als ich meinen Entenflügel verzehrt hatte, schnitt meine Herrin noch

ein Stück von der Brust ab und legte es mit den Worten: „Da, essen Sie, er bekommt jetzt ja doch nichts mehr davon!“ auf meinen Teller. Dann legte sie selbst Messer und Gabel nieder und weinte still. Unter anderen Umständen würde mir diese Extraportion Entenbraten gewiß sehr gut geschmeckt haben, als ich aber meine Herrin so betrübt weinen sah, mußte auch ich weinen, und die mir zugedachte Wohltat fand nicht die verdiente Würdigung.

Seit Minörkens Tode zeigte meine Herrin eine seltsame Unruhe. Sonst hatte sie stundenlang mit ihm gespielt oder auf die Straße geblickt und ihre Bemerkungen über die Vorübergehenden gemacht. Jetzt konnte sie kaum eine Viertelstunde ruhig sitzen. Wie von unsichtbaren Feinden gejagt, ging sie im Zimmer auf und nieder, bis gänzliche Erschöpfung sie nötigte, ihre Wanderung einzustellen. Ich mußte sie dann auf das Sofa betten, aber auch hier hatte sie keine Ruhe; sobald sich ihre Kräfte nur etwas erholt hatten, begann sie ihre Wanderung aufs neue. Offenbar waren es Todesgedanken, die sie peinigten und ihr keine Ruhe ließen.

Einst sagte sie: „Das Sterben ist eine ganz miserable Einrichtung; warum können wir nicht immer hier bleiben?“

Ich wagte die Entgegnung, daß es aber doch für viele Menschen sehr betrübt sein würde, wenn sie sich ewig hier auf dieser armen Erde plagen müßten.

„Nun ja,“ antwortete meine Herrin, „die könnten denn auch meinetwegen sterben; ich selbst aber mag nicht sterben und will auch nicht an den Tod denken. Mamsell Nelly, erzählen Sie mir eine recht lustige Geschichte!“

Ich sagte, daß ich wohl eine Geschichte erzählen wolle, aber eine lustige wüßte ich in diesem Augenblicke nicht.

„Nun, dann ist's auch einerlei,“ erwiderte sie, „nur her mit dem, was Sie wissen, es vertreibt wenigstens für einige Augenblicke die dummen Gedanken.“

Ich erzählte ihr nun folgende Geschichte, die ich einmal gelesen und die großen Eindruck auf mich gemacht hatte:

Vier Freunde sitzen in einem Gasthause bei einem heiteren Mahle. Es ist der Abend vor ihrem Abschied von der Heimat, denn alle vier wollen morgen in die Welt hinaus, um ihr Glück zu versuchen. Sie alle streben nach hohen Dingen, nach Glanz und Ehre in dieser Welt, und jeder meint auf seinem Wege das Ziel zu erreichen. Sie gedenken der Vergangenheit, ihrer Knabenzeit, und wie sie stets gute Kameradschaft gehalten. Und einer von ihnen steht auf und spricht:

„Freunde, heute sitzen wir hier so fröhlich und traulich beisammen, morgen geht's in die Welt hinaus, und wir werden in alle vier Winde zerstreut werden. Es wird auch keiner von uns viel Zeit haben der anderen zu gedenken, denn um unser Ziel zu erreichen, hat jeder seine ganze Kraft und alle seine Gedanken nötig. Aber schade wäre es, wenn wir vier nicht noch einmal wieder beisammen sein sollten, nachdem ein jeder von uns sein Ziel erreicht hat; ich schlage daher vor, daß wir uns das Versprechen geben, heute in fünfzig Jahren hier wieder zu erscheinen; wer nicht kommt, stellt damit seinen Totenschein aus. Dann wollen wir sehen, wer von uns es am weitesten gebracht, wem die Palme gebührt!"

Dieser Vorschlag wurde von den andern drei mit Beifall aufgenommen. Sie reichten sich die Hände und versprachen nach fünfzig Jahren, falls sie noch am Leben seien, sich wieder hier einzufinden.

Am andern Morgen zogen vier lebensfrohe und lebensmutige Burschen ihre Straße, um den Kampf mit dem Leben aufzunehmen und Ruhm, Ehre und Reichtum für sich in diesem Kampfe zu gewinnen.

Jahre gingen dahin. Fünfzigmal erneuerte sich die Gestalt der Erde; im Leben der Völker wie der einzelnen Menschen traten große Veränderungen ein. Die vier Freunde hörten nichts voneinander; sie waren weit zerstreut. Aber jeder von ihnen gedachte des festgesetzten Tages und seines Versprechens und freute sich auf das Wiedersehen mit den Gefährten der Jugend.

Der Tag erscheint. Das Wirtshaus steht noch; es hat auch sein Glück gemacht, denn es ist stattlich ausgebaut und prangte heute außerdem in festlichem Schmucke; Kränze und Guirlanden zieren es, und vom Dache weht eine mächtige Fahne. Wirt und Wirtin stehen, gleichfalls festlich geschmückt, in der offenen Haustür, um ihre Gäste zu empfangen, denn vier fremde Herren aus weiter Ferne haben sich auf heute bei ihnen angemeldet.

Da bläst ein Postillon, und ein eleganter Reisewagen fährt vor. Ein Kellner öffnet den Wagenschlag, und ein korpulenter Herr steigt mühsam heraus; es ist ein reicher Handelsherr, der in der Neuen Welt sein Glück gemacht hat. Bald darauf hält wieder ein Reisewagen vor der Tür, und ein hochgewachsener alter Herr in reicher, glänzender Generalsuniform, mit mehreren Narben im Gesicht, steigt aus. Ein dritter Reisewagen kommt, bestaubt und wenig elegant. Heraus steigt ein alter, gebückter Herr, der trotz seiner Brille den Wagentritt nicht finden kann, so daß ein Kellner herbeispringen und ihm

helfen muß. Es ist der gelehrte und berühmte Professor N. Kaum ist derselbe ins Haus getreten, so erscheint zu Fuß ein alter Mann im schlichten Priestergewande.

Die vier Freunde sind beisammen und begrüßen sich herzlich, wobei es natürlich an Ausrufen der Verwunderung nicht fehlt. Dann setzt man sich zu einem splendiden Mahle nieder. Wirt und Wirtin haben ihr möglichstes getan; die vornehmen fremden Herren können es ja bezahlen. Die Gäste lassen es sich auch schmecken und sind gesprächig und heiter, aber in ihre Heiterkeit mischte sich der Ernst der Jahre und die Wehmut des Alters.

Gegen Ende der Mahlzeit erhebt sich der Herr in der Generalsuniform und spricht:

„Meine Freunde, ich war es, der vor fünfzig Jahren den Vorschlag machte, uns heute hier wieder zusammen zu finden, um zu sehen, wer von uns das höchste Ziel erreicht, und um demselben dann die Palme des Ruhms zuzusprechen. Laßt mich daher auch den ersten Bericht erstatten. Auf dem Schlachtfelde habe ich mir Ehre und Ruhm erworben, das zeigt meine Uniform, das bezeugen die Narben meines Angesichts und die Orden auf meiner Brust. Zweimal hat mein König mit höchsteigener Hand auf dem Felde der Ehre die Brust dekoriert, die ich für ihn dem Feinde bot. Mein Ziel ist erreicht, ich habe in meiner Karrière die höchste Stufe erstiegen."

Er setzt sich, und sein Nachbar, der korpulente Herr im schwarzen Frack, nimmt das Wort:

„Meine Freunde, um Reichtum und durch denselben Ansehen und Macht zu erlangen, schiffte ich über das Meer. Ich habe gearbeitet, gewacht, gerechnet und gewagt; ich habe keine Mühe, keinen Weg gescheut, ich habe mich auch gebückt, wenn es nötig war, denn ich hatte immer das eine Ziel vor Augen. Es ist erreicht, mein Vermögen zählt nach Millionen, ich bin bei meinen Mitbürgern geachtet, und mein Wort wiegt schwer auf der Börse. Ich glaube also zufrieden sein zu können mit dem, was ich errungen."

Er setzt sich und wischt sich den Schweiß von der Stirn, denn das Stehen und Reden ist ihm sauer geworden. Ihm folgt der gebückte Herr mit der Brille und läßt sich also vernehmen:

„Von Wissensdurst getrieben, habe ich versucht alle Tiefen der Weisheit zu erforschen. Ich habe den Schlaf meiner Nächte geopfert und mein Augenlicht nicht geschont, dafür aber glänze ich jetzt am Gelehrtenhimmel als Stern erster Größe; alljährlich sitzt eine große Schar wißbegieriger Jünglinge zu meinen Füßen und hängt an mei-

nem Munde; mein Wort ist ihnen ein Evangelium, sie lieben und verehren mich. Ich herrsche, ein König im Reiche der Geister. Orden und Titel sind mir in Menge verliehen."

Auch der Gelehrte setzt sich und sucht tastend nach seinem Weinglase. Nun erhebt sich als der letzte der Mann im schlichten Priesterrocke und spricht:

„Meine lieben Freunde! Ihr habt gefunden, was Ihr gesucht, und erreicht, was Ihr erstrebt. Ich habe mehr gefunden, als ich gesucht, und mehr erreicht, als ich begehrt. Ich bin Pfarrer in einem kleinen entlegenen Gebirgsdorfe, höher habe ich es in dieser Welt nicht gebracht. Orden und Titel schmücken mich nicht, und mein Einkommen sichert mich kaum vor Entbehrungen; und dennoch behaupte ich das höchste Ziel erreicht zu haben, das ein Mensch in dieser Welt erreichen kann, denn ich habe gelernt, mit dem alten Simeon zu sprechen: ‚HErr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.'

Einen Augenblick stutzen die Freunde bei dieser Rede, dann aber reicht einer nach dem andern dem Pfarrer die Hand, und alle erkennen ihm die Palme zu, denn bis zur Sterbensfreudigkeit hat es sonst keiner von ihnen gebracht.

Als ich schwieg, seufzte meine Herrin tief, sagte aber nichts. Nach einer Weile fragte sie:

„Mamsell Nelly, Sie werden doch nicht krank? Mir deucht, Sie sehen blaß und elend aus."

Ich versicherte, daß ich mich sehr wohl fühle. Sie aber fuhr fort:

„Ich fürchte, das sagen Sie, um mich zu täuschen. Sie sehen wirklich sehr elend aus. Sie sind aber auch, seit er nicht mehr da ist, gar nicht an die Luft gekommen. Das geht nicht, Sie müssen täglich hinaus auch ohne ihn. Hören Sie? Jeden Nachmittag, während ich schlafe, sollen Sie wie sonst spazieren gehen. Es ist zu wichtig, daß Sie gesund bleiben; was sollte ich anfangen, wenn Sie krank würden? Einen zweiten Todesfall in meinem Hause überlebte ich nicht!"

Ich versprach, der Anweisung meiner Herrin pünktlich nachkommen zu wollen, und eilte am nächsten Tage frohen Herzens zu meiner mütterlichen Freundin, die ich seit Minörkens Tode nicht wieder gesehen hatte. Sie und Angelika empfingen mich mit sichtlicher Freude, der Papagei aber rief bei meinem Anblick mit melancholischem Ton sein „Mih—nöhr—ken! Mih—nöhr—ken!" .

Das Befinden meiner Herrin besserte sich nicht, so daß sie nach wenigen Tagen auf meinen Vorschlag, den Arzt rufen zu lassen, ein-

ging. Der Arzt kam; es war ein alter, steifer Herr mit einer großen hörnernen Brille, einem spanischen Rohr mit goldenem Knopf und einer silbernen Schnupftabaksdose. Er machte ein sehr gelehrtes Gesicht, nahm mehrere Male eine Prise, tat viele Fragen und verschrieb ein langes Rezept. Beim Fortgehen hatte er auf die Stubentür zeigend zu Lotte gesagt: „Der fehlt weiter nichts als ein Mops!"

Jede Stunde, sobald der Kuckuck gerufen, mußte ich meiner Herrin einen Löffelvoll Medizin geben. Als die Flasche leer war, besah sie dieselbe und sagte:

„Damit wären wir fertig. Sechzehn Groschen hat die Flasche voll Medizin gekostet, sechzehn Löffelvoll habe ich daraus genommen, macht für den Löffelvoll gerade einen Groschen; genützt aber hat es mir nichts. Ich werde also keine Törin sein und noch einmal sechzehn Groschen zum Fenster hinauswerfen."

Am andern Tage sagte sie zum Doktor: „Herr Doktor, ich danke Ihnen vielmals, ich bin jetzt ganz gesund; Ihre Medizin hat wundervoll geholfen."

Der alte Herr machte zuerst ein etwas verwundertes Gesicht, dann sprach er meiner Herrin seine Freude über ihre rasche Genesung aus, fügte ein kurzes Lob auf die ärztliche Kunst hinzu und verabschiedete sich.

Ihm nachblickend, sagte meine Herrin zu mir: „Der Charlatan! er meint wirklich, sein Hexengebräu habe mich kuriert."

Zu derselben Zeit hatte Lotte gehört, wie der alte Herr auf der Hausflur vor sich hingemurmelt: „Es geschehen noch immer Zeichen und Wunder! Einbildung macht krank, und Einbildung macht gesund."

Meine Herrin war aber nicht gesund, obgleich der Doktor es meinte und sie selbst es sein wollte.

Ich habe einmal den Ausspruch gelesen: „Scheine froh, so wirst du froh." Diesen Satz schien meine Herrin mit der Abänderung in „Scheine gesund, so wirst du gesund," in Anwendung bringen zu wollen; denn sie gab sich alle erdenkliche Mühe gesund zu scheinen. Sie stand zur gewohnten Stunde auf, kleidete sich mit Sorgfalt an, aß und trank wie sonst, obgleich es ihr augenscheinlich nicht schmeckte, und ging sogar in Gesellschaft, wenn sie geladen wurde. Dabei aber verfiel ihre Gestalt mehr und mehr; ich konnte die alte Dame nicht ohne Herzweh ansehen. Der Tod hatte sie schon mit einer Hand gefaßt, sie aber wehrte und sträubte sich, ihm zu folgen. So schleppten wir uns durch den Herbst und Winter.

Ein paarmal versuchte ich es schüchtern sie auf das hinzuweisen, was uns angesichts des Abschiedes von dieser Welt allein bei getrostem Mute zu erhalten vermag, wurde aber jedes Mal kurz ab- und zur Ruhe gewiesen.

Einmal sagte sie: „Mamsell Nelly, Sie reden ja wie ein Schwarzrock auf der Kanzel, aber — das merken Sie sich — Doktor, Apotheker und Pastoren, die wären am besten gar nicht geboren."

Ein anderes Mal drohte die Sache noch ernster zu werden. Auf ihren angstvollen Ausruf, daß es doch schrecklich sei, sterben zu müssen, hatte ich gesagt, daß unser HErr JEsus ja für uns den Tod überwunden habe, und daß wir uns nur an ihn zu halten brauchten, um sicher auch durch das dunkle Todestal geführt zu werden, worauf meine Herrin wegwerfend geantwortet: „Sie scheinen viel überflüssige Religion zu haben, da Sie mir, trotzdem ich mir diesen Segen mehrmals verbeten habe, immer wieder von Ihrem Reichtum mitteilen wollen. Für Sie und Ihresgleichen — ich meine das niedrige, arme Volk — mag diese Sache gut sein, für gebildete Leute paßt dergleichen nicht."

Ich war so keck zu entgegnen, daß unser HErr JEsus derselben Ansicht gewesen sein müsse, denn einmal habe er gesagt, daß den Armen das Evangelium gepredigt werde, und ein anderes Mal, daß die Reichen nur schwer ins Himmelreich kommen.

Hierauf sah meine Herrin mich mit ihren kleinen grauen Augen durchdringend an und sagte scharf: „Mamsell Nelly, über fünf Jahre erziehe ich jetzt an Ihnen, aber Sie machen meiner Erziehung wenig Ehre, denn Sie wissen immer noch nicht, was sich für Sie geziemt; Sie sind noch ganz derselbe naseweise Grünschnabel, der Sie von Anfang an gewesen."

Von jetzt an hörte ich die Klagen meiner Herrin stillschweigend an, aber auch das war ihr nicht recht, denn einmal, nachdem sie, von Todesfurcht gemartert, lange geklagt und geseufzt hatte, brach sie in die Worte aus: „Sie müssen gar kein Herz haben, da Sie mein Elend so teilnahmlos ansehen können."

Ich antwortete ihr mit Tränen aufrichtigen Mitleids in den Augen, daß ich nicht teilnahmlos sei, daß ich ihr aber nichts Tröstliches zu sagen wisse. Da wandte sie sich seufzend ab.

Es war ein langer trauriger Winter, den wir durchlebten. Hätte ich nicht das stille, friedliche Haus vor dem Tore mit seinen lieben Bewohnern gehabt, ich würde ein solches Leben nur sehr schwer haben ertragen können. So aber freute ich mich von einem Tage zum an-

dern auf das Nachmittagsstündchen im Häuschen vor dem Tore. Es waren gesegnete Stunden, die ich dort verbrachte; wie manche Glaubens- und Geduldsstärkung ist mir dort geworden! Geistig und körperlich erfrischt kehrte ich von meinen Spaziergängen heim.

Gott sorgte sichtlich für mich; er gab mir schwer zu tragen, aber er ließ es auch an Hilfe nicht fehlen. Blicke ich jetzt auf diesen letzten Winter in Mamsell Mummels Hause zurück, so muß ich bekennen, daß derselbe mir für die Entwicklung meines geistlichen Lebens sehr förderlich gewesen ist, denn in demselben habe ich auf der einen Seite das ganze Elend eines Menschenherzens ohne Gott ermessen lernen und bin auf der anderen Seite durch eigene und fremde Not immermehr in eine lebendige, selige Gebetsgemeinschaft mit Gott geführt worden. Gott gibt Sonnenschein und Regen, je nachdem wir es nötig haben.

8. Meine Herrin zahlt den letzten Tribut, und ich setze meinen Wanderstab weiter.

Am Sonntage Misericordias-Domini lag meine Herrin im Sterben. Der Arzt, welchen Lotte vor vierzehn Tagen ohne Wissen meiner Herrin geholt hatte, verließ heute achselzuckend das Krankenzimmer, indem er zu mir sagte: „Hier hat die ärztliche Wissenschaft ihr Ende erreicht, denn gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen.“ Lotte, die sich seit einigen Wochen mit mir in die Krankenpflege geteilt hatte und gerade im Zimmer anwesend war, flüsterte mir hierauf zu, daß sie in ihrem Leben viele Hühner und Enten habe sterben sehen, einen Menschen aber könne sie nicht sterben sehen, und verließ eiligst das Gemach.

So befand ich mich denn mit der Sterbenden allein, was mir sehr lieb war, denn ich hatte Gott schon oft um die Gnade gebeten, meiner Herrin im letzten Augenblicke das noch einmal nahe bringen zu dürfen, wovon sie im Leben nie etwas hatte hören wollen.

Meine Herrin lag in Betten auf dem Sofa; in den Federberg war sie schon seit vierzehn Tagen nicht mehr gekommen, weil sie nicht mehr imstande gewesen die kleine Trittleiter zu ersteigen und weil sie es für unmöglich hielt, daß ein Teil der Kissen und Pfühle aus dem Bett entfernt würde, um demselben eine für sie ersteigbare Höhe zu geben.

Nachdem Lotte gegangen und ich der Kranken aufs neue die

Kissen in Ordnung gebracht — denn von innerer Angst und Unruhe getrieben, warf die Sterbende sich beständig hin und her — setzte ich mich an ihr Lager und las langsam und laut den Gesang:

„Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!
Hin geht die Zeit, her kommt der Tod.
Ach, wie geschwinde und behende
Kann kommen meine Todesnot!
Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut,
Mach's nur mit meinem Ende gut!"

Ich las den ganzen Gesang, dann stand ich auf, beugte mich über die Sterbende und fragte, ob sie gehört habe, was ich gelesen. Sie nickte; gesprochen hatte sie schon den ganzen Tag nicht mehr. Ich dankte Gott, daß sie kein Zeichen der Abneigung gegen das Gelesene an den Tag gelegt, und fuhr nun mit Unterbrechungen fort, ihr noch mehr Sterbegesänge und Sterbegebete vorzulesen.

Die Sterbende stöhnte oft laut, wurde aber doch unter dem Lesen allmählich ruhiger. Der Tod kam sichtlich näher, Hände und Füße waren bereits eiskalt und konnten weder durch Reiben noch durch warme Tücher mehr erwärmt werden.

Ich hatte ihr wieder die Kissen zurecht gelegt und ihr ein wenig Wein eingeflößt, da öffnete sie die Augen, sah mich an, hob mühsam ihre schon im Tode erstarrte Hand und strich mit derselben über mein Gesicht. Es war dies die erste und letzte Liebkosung, welche mir von meiner Herrin zu teil geworden ist. Die Berührung meines Gesichts mit der eiskalten Totenhand machte mich schaudern, und doch beglückte dieses Zeichen der Anerkennung und Zuneigung mich im tiefsten Herzen. Ich hätte vor Freuden laut weinen mögen, denn ich sah in dieser Handlung der Sterbenden ihre Zustimmung zu dem eben Gehörten ausgedrückt.

Ich blieb nun an ihrem Lager stehen, faltete meine Hände und betete laut und frei aus dem Herzen. Ich bat Gott, doch auch dieser armen Seele gnädig sein zu wollen um des Leidens und Sterbens seines Sohnes, unsers hochgelobten Heilandes willen, der auch für sie sein teures Blut vergossen. Ich bat diese arme Seele jetzt im letzten Augenblicke frei zu machen von den Fesseln, mit denen Satan sie ihr Leben lang gebunden gehalten, ihr noch einmal seine Gnadenhand entgegen zu strecken und ihr gnädig zu sein, daß sie dieselbe jetzt nicht zurückweise, und sie an seiner allmächtigen Hand durch das dunkle Todestal und das Heer der bösen Geister glücklich hindurch zu führen.

Ich betete lange, denn es war mir, als müßte ich der scheidenden Seele mit meinem Gebete das Geleit geben. Ich betete, bis ein heftiges Zucken der Sterbenden mich aufmerksam machte; ich blickte ihr in das Gesicht: der Geist war entflohen, die irdische Hülle allein lag vor mir.

Ich suchte nun Lotte auf, die ich in der Küche eifrig nähend fand.

„Lotte, unsere Herrin ist tot!"

Die Angeredete blickte von ihrer Arbeit auf und sagte: „Ist sie?" Dann mit einem Zipfel ihrer Schürze sich über die Augen fahrend, fuhr sie weinerlich fort: „Ich arme, alte Person! Was soll jetzt aus mir werden? Sechsunddreißig Jahre habe ich in diesem Hause gedient und muß jetzt wieder auf die Straße und mir ein Obdach suchen; denn vermacht wird sie uns nichts haben, sie war zu geizig. Jetzt bekommen lachende Erben ihr Vermögen; mitnehmen hat sie's nicht können, das hätte sie sonst am liebsten getan; und wir, Mamsell Nelly, haben das Nachsehen, das reine Nachsehen, es ist zu hart!"

Lotte weinte. Ich suchte sie zu trösten, indem ich sagte: „Lotte, hat unsere Herrin uns auch nichts vermacht, so wird unser HErrgott im Himmel uns doch nicht verlassen; und das ist die Hauptsache. Und jetzt, Lotte," fuhr ich fort, „müssen Sie gleich einmal auf die Straße und bei dem Stadtgerichte Anzeige von dem Tode unserer Herrin machen und dann die Totenfrau holen."

Sobald es Arbeit für sie gab, die nach ihrer Meinung von keinem andern verrichtet werden konnte, war Lotte in ihrem Elemente. Hastig sprang sie auf, trocknete ihre Tränen, schlug ein Tuch um die Schultern und verließ das Haus, vor sich hin murmelnd: „Daß ich daran auch nicht von selbst gedacht habe!"

Ich kehrte in die Stube zurück und setzte mich erschöpft in den Lehnstuhl meiner toten Herrin. Erst jetzt, da die Anspannung nachließ, fühlte ich, wie sehr die Krankenpflege und die Nachtwachen der letzten Zeit mich angegriffen hatten. Ich schlief ein und erwachte erst, als Lotte mit der Totenfrau zurückkehrte.

Noch vor Abend kam auch ein Herr vom Stadtgericht und belegte alle Schränke und Kommoden mit einem großen Siegel.

Die Tage bis zur Beerdigung verflossen still. Nur wenige fanden sich ein, um der Verstorbenen das letzte Geleit zu geben; von den auswärts wohnenden Erben war keiner erschienen. Lotte und ich hatten Kränze gewunden, von ihren Bekannten schickten nur zwei einen Kranz, denn auch bei ihren sogenannten Freundinnen war meine Herrin wenig beliebt gewesen.

Vierzehn Tage später kamen die Erben. Es waren zwei Neffen der Verstorbenen mit ihren Frauen. Da habe ich zum erstenmal lachende Erben gesehen.

Der Herr vom Stadtgericht kam auch wieder und löste die Siegel.

Nun wurden alle Schränke, Koffer und Kommoden aufgeschlossen und der Inhalt derselben geprüft. Alle vier waren erstaunt und erfreut über die Menge und Güte der Leinen- und Silbersachen, welche sie vorfanden.

„Wo aber mag die Alte ihre eigentlichen Schätze verborgen haben?“ fragte am Schluß der Musterung einer der Neffen.

Ich holte den eisenbeschlagenen Kasten unter dem Bett hervor. Er wurde geöffnet, man entfaltete die darin befindlichen Obligationen, und die freudige Ueberraschung der glücklichen Erben erneuerte sich.

„Solche Schätze also,“ rief der andere Neffe, „hat die Alte im Laufe der Jahre aufgespeichert! Nicht übel für uns! Hätte sie ihre Todesfurcht so weit überwinden können, ein Testament zu machen, sie würde uns nicht so viel hinterlassen haben.“

„Ihre Todesfurcht muß in der Tat groß gewesen sein,“ sagte seine Frau, welche ein sanftes, stilles Gesicht hatte, „da sie nach ihrem eigenen Ausspruch Euch, ihre Neffen, deshalb nicht hat sehen mögen, weil sie durch den Anblick ihrer dennächstigen Erben zu sehr an ihren Tod würde erinnert worden sein.“

Hierauf traten alle vier in eine Fensternische und sprachen leise miteinander. Ich ging hinaus. Nach einer Weile wurde ich ins Zimmer gerufen, und man fragte mich, wie lange ich bei der Verstorbenen gewesen sei, und wie lange Lotte in deren Dienst gestanden habe.

Nachdem ich hierüber Auskunft gegeben, überreichte mir der älteste Herr Mummel eine Hunderttaler-Rolle und bat mich, dieselbe als ein Zeichen ihrer Anerkennung für meine Pflege der alten Tante anzunehmen.

Lotte erhielt die gleiche Summe und außerdem ein Bett, den Lehnstuhl der Verstorbenen, einen Schrank, einen Tisch, eine Kommode und mehrere Stühle. Als Lotte diesen unerwarteten Anteil an der Erbschaft erfuhr, griff sie wieder nach dem Zipfel ihrer Schürze; sie weinte, aber diesmal waren es stille, wohltuende Freudentränen, die sie vergoß. Nachdem sie den Herrschaften ihren Dank ausgesprochen hatte, reichte sie mir die Hand und sagte in einem weinerlichen Tone: „Sie haben recht, Mamsell Nelly, der liebe Gott hat auch mich

arme alte Person nicht ganz vergessen. Nun ziehe ich zu meiner Nichte, die hat eine kleine Kammer leer stehen, und für das, was ich besitze, kann sie mich schon zu Tode pflegen."

Die Garderobe der Verstorbenen wurde gleichfalls zwischen Lotte und mir geteilt, und zwar so, daß ich die besseren, Lotte die Hauskleider bekam. Auch wir hatten also wider Erwarten unsern reichen Anteil an der Erbschaft.

Silbersachen und Leinenzeug teilten die beiden Erben unter sich, und es ging bei dieser Teilung friedlich und lustig her; man sah, daß sie keinen allzu großen Wert auf diese Sachen legten. Die Möbel dagegen sollten sämtlich verkauft werden. „Die sind zu altmodisch und passen nicht in unsere Einrichtungen," sagten sie.

Am andern Tage reisten drei von der Gesellschaft wieder ab; die Frau mit dem freundlichen, stillen Gesicht blieb, um die Auktion, welche nach ungefähr acht Tagen stattfinden sollte, zu leiten. In diesen acht Tagen lernte ich die Frau, deren Gesicht mir gleich beim ersten Begegnen so sehr gefallen, näher kennen und habe sie wahrhaft lieb gewonnen. Einmal gingen wir auch zusammen nach dem Friedhofe und legten einen frischen Kranz auf das Grab der alten Mamsell Mummel. Das wird wohl der letzte Kranz gewesen sein, der auf dies einsame Grab niedergelegt worden ist.

Obgleich der Auktionstag mit seiner Unruhe und Arbeit wenig geeignet war Betrachtungen anzustellen, so konnte ich mich doch eines wehmütigen Gefühls nicht erwehren, als ich so ein Stück nach dem andern unter den Hammer des Auktionators kommen und dann zum Hause hinauswandern sah. Ich gedachte dabei an das Wort des HErrn, welches er bei St. Lukas im zwölften Kapitel spricht: „Und wes wird es sein, das du bereitet hast? Also geht es, wer sich Schätze sammelt und ist nicht reich in Gott."

Als die große Wanduhr versteigert wurde, war es zwölf Uhr. Mein Freund, der Kuckuck, erschien, machte der Versammlung seine Verbeugungen und rief — zum letztenmal in diesem Hause — die Stunde. Alle lachten, ich aber mußte mich abwenden, denn ich fühlte, wie Tränen meine Augen füllten. Hernach kam Frau Mummel zu mir, legte ihre beiden Hände auf meine Schultern, sah mich mit ihren stillen, klaren Augen an und sagte: „Ich glaube, Sie haben die alte Tante trotz ihrer Wunderlichkeit doch lieb gehabt!" Ich antwortete: „Ja, das glaube ich auch."

Am Abend, als das Haus völlig ausgeräumt war und alle — auch Lotte mit ihren Sachen — dasselbe verlassen hatten, ging ich

noch einmal durch alle Räume und nahm Abschied von denselben. Unheimlich hallte es wider von den kahlen Wänden, es war ein Klagelied der leeren Räume auf die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Ich stieg auch noch einmal hinauf zu meinem Dachkämmerchen; das war mir der liebste Ort im ganzen Hause gewesen. Hier hatte ich viele schöne, glückliche, gesegnete Stunden verlebt, hier hatte ich die Kämpfe mit meinem natürlichen Menschen ausgefochten. Ich kniete nieder, dankte Gott noch einmal für alle Gnade und Barmherzigkeit, welche er mir in diesem Hause täglich so reichlich hatte widerfahren lassen, bat ihn noch einmal um Vergebung alles dessen, das ich je und je hier gefehlt, und befahl meine Zukunft seinen treuen Händen. Dann stand ich auf und blickte noch einmal — zum letztenmal — durch das Dachfenster zum Abendhimmel empor; rötliche Wolken, von der scheidenden Sonne vergoldet, zogen vorüber und schienen mir Grüße zuzuwinken. Es war ein freundliches, liebliches Bild, das ich aus dem alten, düstern Hause mitnahm.

Ich ging nach dem Gasthause, in welchem Frau Mummel für die Nacht Quartier genommen hatte, um ihr Lebewohl zu sagen, denn sie wollte am andern Morgen sehr früh abreisen. Unser Abschied war herzlich. Ich habe sie nicht wieder gesehen, auch nie von ihr gehört, aber ihr Name steht auf einem lichten Blatt in meiner Erinnerung, und ich freue mich auf das Wiedersehen mit ihr im ewigen Licht!

Die Erinnerung nämlich kommt mir vor wie ein Buch mit vielen, vielen Blättern. Die meisten dieser Blätter sind grau; auf diesen stehen, ebenfalls mit grauer Farbe, so daß sich dieselbe kaum bemerkbar vom Grunde abhebt, die Namen aller derjenigen unserer Bekannten verzeichnet, welche weder für unser äußeres noch inneres Leben von Bedeutung gewesen, welche also gleichsam spurlos an uns vorüber gegangen sind. Hin und wieder zwischen den grauen Blättern befinden sich einzelne Blätter von entweder schwarzer oder doch sehr dunkler Farbe; auf diesen stehen in weißer Schrift — und dieselbe hebt sich kalt und starr von dem dunkeln Grunde ab — die Namen derjenigen, welche feindlich und zerstörend in unser Leben eingegriffen, die uns tief weh getan haben und an die wir denken müssen, wenn wir die fünfte Bitte des Vaterunsers beten. Aber zwischen diesen grauen und schwarzen Blättern befinden sich auch viele von lichter Farbe, rötlich, grünlich oder bläulich angehaucht, und auf diesen stehen in leuchtender goldener Schrift die Namen aller, auf deren Wiedersehen im ewigen Leben wir hoffen und uns freuen.

* * *

Nach dem Abschied von Frau Mummel wanderte ich zum Tore hinaus den Weg, den ich mit und ohne Minörken so unzählige Male gemacht hatte, dem stillen, friedlichen Häuschen zu. Angelika stand am Fenster und schien nach mir auszusehen. Laut jubelnd sprang sie mir entgegen und warf sich in meine Arme. Ich küßte das liebe Kind. Ihr Name steht auch auf einem lichten Blatte in meiner Erinnerung verzeichnet und leuchtet vorzüglich hell und freundlich.

Meine mütterliche Freundin empfing mich mit besonderer Herzlichkeit, aber eine tiefe Bewegung lag auf ihrem lieben Gesichte. Ich sollte bis zum Dienstag nach Trinitatis bei ihr bleiben und dann eine neue Stelle antreten. Diese hatte sich durch die treue Fürsorge unsers gnädigen Gottes sehr rasch und ohne mein Zutun gefunden. Ein Verwandter meiner mütterlichen Freundin aus Hamburg hatte dieselbe auf einer Geschäftsreise besucht und — zufällig, wie man es nennt — von mir gehört. Nach ungefähr acht Tagen kam aus Hamburg von einem Geschäftsfreunde jenes Verwandten, dem Kaufherrn Greifmüller, die Anfrage an mich, ob ich geneigt sei, eine Stelle in seinem Hause zur Hilfe seiner kränklichen Frau anzunehmen. Ich sah hierin einen Fingerzeig Gottes, bedachte mich daher nicht lange, sondern nahm die Stelle an. Die Bedingungen waren günstig: Zugehörigkeit zur Familie und sechzig Taler Gehalt. Das war für mich ein großer Sprung von vierundzwanzig auf sechzig Taler; ich war hierüber sehr erfreut. Was würde ich künftig nicht für meine alten Tage zurücklegen können! Hatte ich mir doch — so unglaublich dies auch den jungen Mädchen der Jetztzeit klingen mag — von den vierundzwanzig Talern jährlichen Gehalts in den sechs Jahren zwanzig Taler erübrigt.

* * *

Die Wochen bis zum Sonntage Trinitatis waren für mich köstlich, stärkend und erquickend für Seele und Leib; ich zähle sie zu den glücklichsten meines ganzen Lebens. Aeußerlich waren sie ruhiger, wenngleich emsiger Handarbeit gewidmet. Ich mußte meine Garderobe für meine neue Stellung instand setzen, und hierbei kam mir die Erbschaft an Leibwäsche und sonstigen Kleidungsstücken trefflich zu statten.

Die damaligen Moden waren im Vergleich mit den jetzigen äußerst einfach, und obgleich es damals noch keine Nähmaschinen gab, so ließ sich doch ein Kleid sehr bequem von einer Person in zwei Tagen anfertigen. Zu Pfingsten war ich mit meiner ganzen Ausstat-

tung fertig und konnte nun die letzten acht Tage ganz nach meinem Gefallen verleben.

Solche Zeiten gänzlicher Freiheit und völliger Pflichtenthebung sind mir in meinem Leben nicht oft geworden, und deshalb habe ich sie stets mit besonders großer Freude und einem innigen Behagen genossen. So lange wir auf Erden pilgern, trägt auch unser Geistesleben den Stempel des Diesseits, der Vergänglichkeit. Jedes Ding hier nutzt sich durch Gebrauch allmählich ab, und deshalb verliert auch eine Empfindung durch allzu häufige Wiederkehr an Tiefe und Frische. Daher kommt es, daß diejenigen Menschen, bei welchen die Freude so zu sagen zum täglichen Brote gehört, sich zuletzt nur noch ganz oberflächlich, ja kaum noch über etwas freuen können, während die Freude bei denen, welchen sie sparsamer zugemessen wird, bis auf den Grund des Herzens zu gehen pflegt und den ganzen Menschen bewegt. „Sich freuen wie ein Kind," ist eine sprichwörtliche Redensart, aber nur wenige Erwachsene wissen sich diese Kunst zu bewahren; und doch ist es schön, sich so recht von Herzensgrund freuen zu können.

Als meine Ausstattung fertig war, ergab es sich, daß der kleine Koffer, in welchem ich vor sechs Jahren meine wenigen Habseligkeiten mit mir geführt hatte, bei weitem nicht imstande war, mein gegenwärtiges Besitztum zu fassen. Ich geriet in Verlegenheit, meine mütterliche Freundin aber forderte mich lächelnd auf, sie auf den Boden zu begleiten. Hier standen nebeneinander mehrere schöne messingbeschlagene Koffer; von diesen wählte sie einen aus und schenkte ihn mir.

Ich war über dieses Geschenk ungemein erfreut; in diesem Koffer fanden jedenfalls alle meine Sachen vollkommen Platz. Mein kleiner Koffer war mithin überflüssig geworden, aber doch vermochte ich nicht mich von ihm zu trennen; er war zu sehr mit meinen Erinnerungen an meine Kindheit und das teure Elternhaus, das nun nicht mehr für mich bestand, verwachsen. Ich sagte dies meiner mütterlichen Freundin, worauf dieselbe mir erwiderte: „Den kleinen Koffer müssen Sie behalten, denn von Gegenständen, an die ein Stück unsers Lebens sich knüpft, dürfen wir uns ohne Not nicht trennen; das hieße ja mit einem ganzen Stück Vergangenheit brechen. Alle Möbel, welche Sie in meinen Zimmern sehen, sind mit mir alt geworden, und die Erinnerung meines Lebens ist mit ihnen verwachsen. Es würde mir sehr schwer werden, mich von ihnen zu trennen. In einsamen Stunden sind sie mir eine angenehme und anregende Gesellschaft, denn ihr Anblick leitet mich zurück in die Vergangenheit und

führt ganze Lebensabschnitte an meinem Geiste vorüber. Viele unter ihnen entstammen meinem elterlichen, einige sogar meinem großelterlichen Hause. Ganz unverständlich sind mir diejenigen Menschen, welche es über sich vermögen, die Möbel, mit denen sie dreißig bis vierzig Jahre zusammen gelebt haben, gegen neue zu vertauschen, nur weil dieselben nicht mehr modern und elegant genug sind." An diese Worte meiner mütterlichen Freundin habe ich später in meinem Leben oft denken müssen.

Der Tag des Abschieds kam schnell, für mich natürlich viel zu schnell heran. Die Trennung von den lieben Menschen wurde mir sehr schwer; es war mir, als verließe ich eine zweite Heimat.

Meine Sachen waren schon einige Tage vorher als Frachtgut befördert worden; ich selbst sollte mit der Post reisen. Dieselbe fuhr an unserm Hause vorbei, und der Postillon hatte sich bereit erklärt einen Augenblick anzuhalten, um mich einsteigen zu lassen.

Um mir das Herannahen der Post anzuzeigen, blies der Postillon ein lustiges Stück, das mir aber wie Grabgeläute klang. Mit diesem Abschied ward ja ein zweiter und für mich bedeutungsvoller Lebensabschnitt in das Grab der Vergangenheit gesenkt.

Als ich im Postwagen saß, blickte ich noch einmal nach dem stillen Häuschen; meine mütterliche Freundin stand am Fenster und winkte mir den letzten Scheidegruß zu; die kleine Angelika, welche vor ihr auf der Fensterbank kniete, warf mir Kußhände nach. Das ist das letzte Bild, welches ich von ihnen habe, es steht noch jetzt, nach mehr denn vierzig Jahren, lebhaft in meiner Erinnerung.

Meine mütterliche Freundin starb zwei Jahre nach Angelika. Der Kapitän zeigte mir ihren Tod an; ich habe den Brief noch, er atmet die reinste Verehrung für die Verstorbene. Zugleich teilte er mir mit, daß seine Tante mir einen Koffer voll Leinenzeug und fünfhundert Taler bares Geld vermacht habe. Dies Vermächtnis hat wesentlich dazu beigetragen, mir ein sorgenfreies Alter zu schaffen.

Meine Postreise nach Hamburg war bei den damaligen schlechten Fahrstraßen sehr beschwerlich und nahm mehrere Tage in Anspruch. Am Abend des dritten Tages endlich fuhren wir, nachdem die hohen Türme schon seit länger denn einer Stunde sichtbar gewesen, durch das Stadttor.

Der Postwagen hielt vor einem Gasthause an. Ich ordnete dort meinen Anzug ein wenig, ließ mir die Straßen bezeichnen, die ich durchwandern mußte, um nach dem Hause des Herrn Greifmüller zu gelangen, und machte mich dann mit meinem Handgepäck auf den

Weg. Unwillkürlich mußte ich an meinen ersten Ausflug vor sechs Jahren denken und einen Vergleich anstellen. Auch jetzt wanderte ich wie damals einsam einer ungewissen Zukunft entgegen, aber doch unter wesentlich günstigeren Umständen. Ich war älter geworden, hatte meine Kräfte erprobt, und die Welt war mir nicht mehr so unbekannt wie damals, und deshalb spürte ich, klopfte auch mein Herz etwas lauter und rascher als gewöhnlich, doch, Gott sei Dank, nichts von der namenlosen Traurigkeit und Angst in mir, welche vor sechs Jahren, als ich mit meinem kleinen Koffer vor dem alten, düstern Hause stand, meine Seele erfüllten.

Das Haus des Herrn Greifmüller ward ohne Schwierigkeit von mir gefunden. Es war ein großes, stattliches, noch neues Gebäude.

Auf mein Schellen öffnete ein Diener die Haustür. Ich gab mich zu erkennen und wurde darauf von einem Dienstmädchen drei Treppen hoch in mein künftiges Zimmer geführt. Auf dem Wege dahin erzählte sie mir, daß „die Herrschaft im Theater sei, und daß ich daher ‚der Madam' erst am folgenden Morgen mich werde vorstellen können." Sie schloß das Zimmer auf und entfernte sich mit der Bemerkung, mir in einer halben Stunde mein Abendbrot bringen zu wollen.

Ich war allein. Erwartungsvoll ließ ich den Blick durch das Gemach schweifen, welches künftig mein Privataufenthalt und mein Separatheiligtum sein sollte, und war auf das angenehmste überrascht durch die freundliche und komfortable Einrichtung desselben. Es befand sich hier ein Gardinenbett, eine Kommode und darüber ein großer Spiegel, ein Kleiderschrank, ein kleines Bücherbrett und sogar ein Sofa mit einem Tischchen davor, über welches eine rote Decke gebreitet lag. Und wie ein Gruß aus der Heimat standen in einer Ecke des Zimmers meine beiden Koffer, welche vor mir angelangt waren. Ich hätte bei ihrem Anblick laut jauchzen mögen, denn sie sahen mich hier in der Fremde wie zwei liebe alte Bekannte an.

Es war ein eigentümliches Gemisch von Gefühlen, welches in diesem Augenblicke meine Seele durchwogte; die verschiedenartigsten Empfindungen kämpften miteinander. Auf der einen Seite war es der noch nachklingende Abschiedsschmerz, das Unbehagliche einer neuen, ungewohnten Situation und die unruhvolle Erwartung im Blick auf die nächste Zukunft, welches alles wie Nebel meine Seele durchwogte. Auf der anderen Seite aber blickte durch eine angenehme, behagliche Umgebung, wie die Sonne durch Frührot, mich die Freundlichkeit und Güte meines Gottes an. Und dieser Blick zog mich

auf meine Kniee. Als ich wieder aufstand, war der Nebel verschwunden, die Sonne hatte gesiegt, es war licht und still in meiner Seele geworden. Ich setzte mich nun auf das Sofa und war getrost und fröhlich in meinem Gott; in die Zukunft blickte ich gefaßten Mutes.

Bald darauf klopfte es an meine Stubentür; Susanna, das Dienstmädchen, brachte mein Abendessen. Sie war, wie die meisten Mädchen, sehr redelustig, und wenn ich gewollt hätte, so würde ich mich schon im voraus über alle Verhältnisse des Hauses haben unterrichten können, da ich es aber vorzog, mir mein Urteil nach und nach aus eigener Anschauung und Beobachtung zu bilden, so schnitt ich ihre Mitteilungen durch die Bemerkung ab, daß ich müde sei und mich früh zu Bett legen wolle.

Dies war in der Tat der Fall; sobald ich das Notwendigste ausgepackt hatte, suchte ich meine Ruhestätte auf. Welch ein bequemes Lager war das! Ich blickte zum weißen Betthimmel empor; faltenreich fielen die Gardinen zu beiden Seiten hernieder und waren mir wie eine Versinnlichung meines Lieblings-Abendgebetes: „Breit' aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude, und nimm dein Küchlein ein!" Ja, wohl und behaglich, wie ein Küchlein unter dem schützenden Flügel der Henne, fühlte ich mich im weichen, schwellenden Bette und in der väterlichen Fürsorge meines Gottes.

Umschau in den neuen Verhältnissen.

Am andern Morgen erwachte ich nach einem festen, ruhigen Schlaf gestärkt und erfrischt. Als Morgengebet kam mir ungesucht Paul Gerhardts schönes Lied: „Wach' auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge," auf die Lippen. Die neunte Strophe:

„Sprich ja zu meinen Taten,
Hilf selbst das Beste raten,
Den Anfang, Mittel, Ende,
Ach HErr, zum besten wende!"

lag mir auch noch während des Ankleidens fortwährend im Sinn; er paßte ja so ganz für den heutigen Tag.

Ich war schon eine Weile mit dem Ankleiden fertig, als Susanna erschien, um mich zu wecken. Sie meldete mir gleichzeitig, daß „Madam" mich um zehn Uhr zu empfangen wünsche. Mein Frühstück erhielt ich, weil ich an dem heutigen Morgen noch als Gast betrachtet wurde, auf meinem Zimmer.

Bis zehn Uhr blieb mir noch eine lange Zeit; ich packte daher meine Sachen vollends aus und ordnete sie in der Kommode und im Schrank. Das Kruzifix und die Schattenrisse erhielten hier ihren Platz über dem Sofa. Meine kleine Bildergalerie empfing gleichzeitig einen Zuwachs in zwei Kreidezeichnungen, meine mütterliche Freundin und die kleine Angelika darstellend, welche die erstere für mich hatte anfertigen lassen. Der kleine Nähkasten, das Weihnachtsgeschenk des Kapitäns, stand auf der Kommode.

Als alles wohl geordnet und eingerichtet war, bot mein Zimmer nicht nur einen sehr behaglichen, sondern für mich auch heimatlichen Anblick. Hier fühlte ich mich schon jetzt zu Hause und ich wünschte ein solches Stübchen noch einmal mein eigen nennen zu können. Jetzt kann ich es, Gott sei Lob und Dank! Es hat lange gewährt, bis mir dieser Wunsch erfüllt ist; vierzig Jahre habe ich noch erst in der Fremde, wie das Volk Israel in der Wüste, umherziehen müssen, ehe die Erfüllung meines Wunsches gekommen, aber sie ist gekommen und bildet ein Siegel mehr zu dem Psalmwort: „Keiner wird zu Schanden, der deiner harrt.“ Das Sprichwort sagt: „Was einer sich in der Jugend wünscht, das erhält er im Alter.“ Die meisten unserer deutschen Sprichwörter gründen sich auf echt christliche Anschauung und Erfahrung, und so scheint mir auch dieses Sprichwort nur eine Umschreibung des eben angeführten Psalmwortes zu sein und könnte ebenso gut lauten: „Der HErr gewährt, aber nicht zu unserer, sondern zu seiner Zeit.“ Das Warten wird dem natürlichen Menschen schwer; auch mir ist es oft blutsauer geworden, aber eben deshalb hat mein treuer Gott mich so umfassende Studien in dieser allen Christen unerläßlichen Kunst machen lassen. Jetzt schon danke ich seiner Treue, die keine Mühe an mir gespart hat, und wie werde ich es einst tun, wenn erst sein ganzer Liebesrat zu meiner Seligkeit unverhüllt vor meinen Blicken liegt!

* * *

Zur bezeichneten Stunde begab ich mich hinunter, um „Madam“ meine Aufwartung zu machen. Ich fand sie in einer eleganten Morgentoilette auf dem Sofa liegend. Sie hatte ein feines, noch immer hübsches Gesicht, aber ein Zug des Unbefriedigtseins und der Langeweile lag auf demselben. Sie machte mich sehr ausführlich mit meinen künftigen Pflichten bekannt. Dieselben bestanden hauptsächlich in Beaufsichtigung des weiblichen Dienstpersonals und in Vertretung ihrer Person bei den Mahlzeiten und bei Gesellschaften, falls sie sich einmal nicht wohl genug fühle, ihren Platz auszufüllen.

„Ich habe eine zarte Gesundheit und muß mich schonen," schloß sie ihre Anweisung, „wenn Sie wollen, werden Sie Arbeit genug hier im Hause finden können."

Hierin hatte sie recht, und ich habe dort mit der Zeit ein weites Arbeitsfeld gefunden.

Jetzt faßte Madame Greifmüller mit ihrer zarten, durchsichtig weißen Hand nach einer kleinen silbernen Glocke, welche vor ihr auf dem Tische stand, und ließ dieselbe ertönen. Da tat sich der Vorhang, welcher den Eingang zum Nebenzimmer verschloß, auseinander, und ein junges Mädchen von 16—17 Jahren erschien, ein Buch in der Hand.

Madam Greifmüller machte uns miteinander bekannt, indem sie sagte: „Liebe Beata, sieh, das ist unsere neue Gesellschafterin!"

Die Angeredete machte mir eine Verbeugung, an welcher noch die ganze Korrektheit der Tanzstunde haftete. Dann, auf das Buch in ihrer Hand deutend, fragte sie: „Kennen Sie Schillers Werke?"

Ich bejahte die Frage.

„Lieben Sie seine Gedichte?"

Ich beantwortete auch diese Frage mit ja.

„Das freut mich," rief sie und reichte mir mit herzlicher Freundlichkeit die Hand; „dann werden wir jedenfalls Freundinnen werden. Schiller ist ein unvergleichlicher Dichter, seine Gedichte sind himmlisch! Ich lerne jetzt:

‚Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten wonnetrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.'

Ist das nicht entzückend, hinreißend? O, ich schwärme für Schiller, er ist meine ganze Liebe!"

Die Mama lächelte beifällig und sagte, sich zu mir wendend: „Sie sind hier in ein kunstliebendes Haus gekommen, meine Beata schwärmt für die Dichter der Neuzeit, wie mein Benno für die Klassiker des Altertums."

Mir war eine solche Schwärmerei ganz neu, und ich kam mir in diesem Augenblicke, als ich in das von Begeisterung glühende Gesicht des jungen Mädchens blickte, entsetzlich nüchtern und prosaisch vor. Ich war nahe daran mich zu schämen, daß ich noch nie eine ähnliche Begeisterung gefühlt hatte; später indes habe ich Gott recht inbrünstig

danken gelernt, daß mir eine solche Schwärmerei stets fremd geblieben ist.

* * *

Ehe ich in der Erzählung meiner Erlebnisse fortfahre, will ich versuchen, von den Personen, in deren Mitte ich nun leben und deren Schicksal sich wie ein Drama vor meinen Augen abspielen sollte, eine kurze Charakterschilderung, wie ich sie natürlich erst im Laufe der Zeit gewinnen konnte, im voraus zu geben.

Herr Greifmüller entstammte einer kleinbäuerlichen Familie, hatte sich aber durch kluge Berechnungen, Fleiß, Beharrlichkeit und vor allem durch das, was wir Menschen Glück nennen, schnell zu einem reichen Manne emporgearbeitet. Die Glücksgöttin Fortuna spielte daher, obgleich Herr Greifmüller sich sonst mit Namen aus der Mythologie nicht zu befassen pflegte, bei ihm eine bedeutende Rolle. Hatte er auf der Börse ein vorteilhaftes Geschäft gemacht, so pflegte er das seiner Familie mit den Worten anzuzeigen: „Heute hat mir Fortuna einmal wieder gelächelt." In seiner äußeren Erscheinung wie in seinem Benehmen hatte Herr Greifmüller etwas Derbes, ja beinahe Plumpes; der Reichtum hatte ihm den gefälligen Schliff der höheren Stände nicht zu geben vermocht.

Auf einer Reise nach Kopenhagen hatte er einst die junge, schöne, aber arme Gräfin Gismundis Biörnstrom kennen gelernt. Ihre Schönheit hatte sein Herz und der Glanz eines alten Adelsgeschlechtes seinen Ehrgeiz gefangen genommen. Er ließ ihr seine Hand antragen, und die stolze schöne Gräfin nahm die Hand des unansehnlichen, aber reichen jungen Kaufmannes an, weil sie glaubte, ihren Lebensweg bequemer als reiche Madam Greifmüller denn als arme Gräfin Biörnstrom zurücklegen zu können. Aber dennoch war ihr später alle Pracht und aller Komfort, womit ihr Mann sie verschwenderisch umgab, nur ein sehr schwacher Ersatz für das, was sie mit dem Klang ihres Namens hatte aufgeben müssen.

Ein unüberwindlicher Kummer war und blieb es für sie, daß nichts von dem Glanz ihres altadeligen Namens auf ihre Kinder übergehen sollte. Um einen gewissen Anklang an ihren Namen in den Namen der Kinder herzustellen, war sie auf den Gedanken gekommen, allen Kindern Taufnamen mit dem Anfangsbuchstaben B zu geben. Auf diese Weise zeichneten sämtliche Kinder ihre Namen mit den Anfangsbuchstaben B G; während sie ihren früheren Namen G. B. gezeichnet hatte, nur mit dem allerdings gewichtigen Unterschiede, daß über den Namen der Kinder die Grafenkrone fehlte.

Der älteste Sohn hieß Bruno. Er war in seiner äußeren Erscheinung wie in seiner inneren Veranlagung ganz das Ebenbild des Vaters: äußerlich klein, gedrungen, plump; innerlich kluger, berechnender Kaufmann durch und durch. Ich habe einmal ein englisches Sprichwort gelesen, welches lautet: Where is a will, there is a way, und dessen treffendste und zugleich knappste Uebersetzung lauten möchte: Willenskraft Wege schafft. Dieses Sprichwort fand bei Herrn Bruno Greifmüller seine vollste Anwendung. Wenn er sich ein Ziel gesteckt hatte, so fand er ganz gewiß auch Mittel und Wege, dasselbe zu erreichen; allerdings glaube ich nicht, daß er allemal sehr gewissenhaft in der Wahl derselben war.

Als ich ins Haus kam, mochte er dreißig Jahre zählen. Seit vier Jahren war er verheiratet und wohnte neben den Eltern in einem gleichfalls großen und elegant eingerichteten Hause. Er war Teilhaber des Geschäfts. Seine Frau hatte er sich auf einer Geschäftsreise aus den Rheinlanden geholt. Sie gehörte einer altadeligen Familie an, war aber katholisch. Dem Vater war dies letztere anfangs unangenehm gewesen, die Mama hatte jedoch gesagt: „So penibel darf die Familie Greifmüller nicht sein; das adelige Blut allein vermag sie zu heben und sie in Ansehen zu bringen, das Geld allein tut's nicht. Daher müssen wir darauf Bedacht nehmen, der Familie Greifmüller — sie sagte nie unsere Familie — so viel adeliges Blut als möglich zuzuführen." Dieser Grund schlug durch, und der Vater fügte sich.

Der zweite Sohn war Benno, drei Jahre jünger als sein Bruder. Dieser gehörte sowohl mit seinem äußeren wie mit seinem inneren Menschen mehr in die Familie der Mutter als in die seines Vaters. Er war hoch und schlank gewachsen, hatte ein hübsches, geistvolles Gesicht und war nach dem Ausspruch seiner Mutter „Privatgelehrter". Auf diesen Sohn blickte Madam Greifmüller mit großem Stolz, an ihm hing ihr Herz mit besonderer Zärtlichkeit.

Herr Benno bewohnte im zweiten Stock des elterlichen Hauses eine Reihe großer, miteinander verbundener Zimmer, in denen es wunderseltsam aussah. An den Wänden standen eine Menge Regale, von denen große Folianten, in Schweinsleder gebunden, grämlich hernieder schauten. Außerdem enthielten diese Zimmer eine unübersehbare Menge der sonderbarsten Gegenstände: ausgestopfte fremdländische Vögel, grinsende Affen, Krokodile, Götzenbilder der verschiedensten Art, Totenschädel von allen Menschenrassen, ja ganze Gerippe, alte verrostete Waffen, eine Menge Statuen, von denen

viele gänzlich verstümmelt waren — diese seien die wertvollsten, sagte Herr Benno —, Stein-, Muschel-, Eier- und Siegelsammlungen; alles wirr und bunt durcheinander. Und dieses Chaos nannte Madam Greifmüller „Kunstschätze".

Herrn Bennos Aeußere trug dasselbe Gepräge wie seine Zimmer; sein langes Haar fiel wirr auf Nacken und Schultern herab, sein Anzug war stets ausgesucht unordentlich und vernachlässigt. Dieses vernachlässigte Aeußere bezeichnete seine Mutter als den Stempel echter Genialität, als das Siegel, welches die Aristokratie des Geistes beglaubige.

Auch ihren Liebling hätte Madam Greifmüller gern verheiratet gesehen; Herr Benno aber erklärte: „Wer als echter Jünger der Kunst auf dem Olymp bei Göttern wohnt, dem genügt kein irdisches Weib!"

Was Herr Benno mit seiner Kunst der Welt genützt, habe ich nie erfahren.

Auf Benno folgte eine Tochter, Bertha mit Namen. Dieselbe war seit drei Jahren an den Ulanen-Rittmeister Baron v. Bierfeld verheiratet. Dieser Baron war ein Spieler und hatte nach und nach am Roulettetisch sein ganzes Vermögen verloren. Da beschloß er, zu dem letzten verzweifelten Mittel, der Heirat mit einem reichen bürgerlichen Mädchen, zu greifen, um seinen zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen. Er hielt sich zu diesem Zwecke häufig in Hamburg auf, „um die Bekanntschaft geeigneter Goldfische" zu machen. Auf einem Balle sah er Bertha Greifmüller; ihr Aeußeres und noch mehr das Vermögen „des Alten" gefiel ihm. Zeit war nicht zu verlieren, die Gläubiger drängten, er saß fest in den Händen der Geldjuden; da kämpfte er mutig den letzten Rest von Standesbedenken, der in ihm aufsteigen wollte, nieder und hielt am folgenden Morgen bei Herrn Greifmüller schriftlich um Berthas Hand an. Dem praktischen Manne und noch mehr dem berechnenden Kaufherrn wollten allerlei Bedenken ob eines solchen Schwiegersohnes aufsteigen, denn er hatte schon mancherlei von dem wüsten Leben, der unsinnigen Pferdeliebhaberei und der Spielsucht des Barons gehört. Die Ansicht der Mama aber fiel auch diesmal entscheidend in die Wagschale. Die Laster und Leidenschaften des Barons nannte sie noble Passionen, welche den Mann von Stande kennzeichneten. „Er ist von reinem, unverfälschtem Adel," fügte sie hinzu, „ich kenne den Stammbaum derer von Bierfeld, er zählt seine sechzehn Ahnen, und wenn ein Mann aus diesem Adelsgeschlechte um die Hand unserer Tochter wirbt, so ist

dies eine hohe Ehre für die Familie Greifmüller, die, ich wiederhole es, nur durch adelige Verbindungen sich aus dem Dunkel ihrer Herkunft zu erheben vermag. Kleinliche Bedenken dürfen nicht stattfinden, wo es sich um eine Erhöhung der Familie handelt."

Einer solchen Beweisführung vermochte Herr Greifmüller nichts entgegenzusetzen, er fügte sich dem Willen seiner Frau und sagte dem Baron die Hand seiner Tochter zu. Madam Greifmüller schloß ihre Bertha, welche in der Aussicht, Frau Baronin zu werden, vergnügten Herzens ihre Einwilligung zu der Heirat gegeben hatte, gerührt in ihre Arme und sagte: „Mein liebes Kind, welche Freude, ja, welche Genugtuung wird es für mich sein, in Deinem Namenszuge wieder das gekrönte B zu erblicken!"

Nach einigen Tagen ward die Verlobung des Barons v. Bierfeld mit Bertha Greifmüller glänzend und prunkvoll gefeiert. Vater Greifmüller sparte nichts, seine Familie sollte sich der ihr zugedachten Ehre in jeder Weise würdig zeigen. Dann aber hatte er acht Tage lang Kopfweh und zeigte sich nur selten im Kreise seiner Familie. Am Tage nach der Verlobung nämlich waren die Gläubiger seines künftigen Schwiegersohns zu ihm gekommen, und er hatte sie alle befriedigt.

Baron v. Bierfeld hatte große Eile mit der Hochzeit; Herr Greifmüller aber war durch Schaden klug geworden und erklärte, daß er seiner Tochter kein bares Vermögen mitgeben, sondern ihr eine jährliche Rente aussetzen werde. Lag auch in dem ersten Teile dieser Erklärung eine Enttäuschung für den Baron, so war doch die Summe der ausgesetzten Rente hoch genug, um ihn mit der Verfügung seines künftigen Schwiegervaters auszusöhnen.

Die Hochzeit fand mit noch größerem Aufwand an Geld und Glanz statt als das Verlobungsfest; so erheischte es die Ehre der Familie Greifmüller.

Der Baron zog mit seiner jungen Frau nach einer nicht sehr entfernten Garnisonstadt.

Die Briefe der jungen Baronin lauteten im Anfange sehr erfreulich, und die Eltern sonnten sich in dem Glück der Tochter. Bald aber zogen einzelne Wolken vor dieser Sonne vorüber und warfen ihren trüben Widerschein auf die Stirn des Herrn Greifmüller. Und dies war allemal der Fall, wenn ein Brief vom Baron selbst eintraf, denn seine Briefe enthielten nichts als immer neue Variationen über das alte Thema: „Väterchen, gib Geld her, ich sitze in der Klemme!"

Die jüngste Tochter war die bereits vorgeführte Beata. Sie war

ein fröhliches, harmloses, aber sehr zur Schwärmerei neigendes Mädchen. Ihre Phantasie spielte ihr manchen Streich. Die Menschen, wie sie waren, genügten ihr nicht, deshalb idealisierte sie in ihren Gedanken alle Personen, mit denen sie zusammen kam. Auf diese Weise aber konnte es nicht fehlen, daß sie oft und recht unsanft aus dem Himmel ihrer Einbildung auf den rauhen Boden der Wirklichkeit geschleudert wurde. Auch mir wies sie in ihrer Phantasiewelt eine viel zu hohe Stelle an und mußte dann zu ihrem Schmerze erfahren, daß ich dieselbe nicht auszufüllen vermochte; trotzdem sind wir bis ans Ende gute Freunde geblieben.

So sah es im Hause des Herrn Greifmüller aus, als ich in der Woche nach Trinitatis im Jahre 1834 meine Stelle dort antrat.

10. Ein Familien-Drama mit jähem Ende.

Die ersten Jahre meines Aufenthalts im Greifmüllerschen Hause vergingen ohne bemerkenswerte Ereignisse. Aber obgleich unser Leben äußerlich in der gewohnten Weise verlief, so bereitete sich doch in der Stille, ungesehen und von den Beteiligten unbemerkt, die Katastrophe vor, welche einige Jahre später dieses Familienleben gänzlich zersprengen und zerstören sollte. Herr Greifmüller ging einen Tag wie den andern nach der Börse, schloß Geschäfte ab und arbeitete fleißig, ja, vielleicht noch fleißiger als früher, in seiner Office. Fortuna lächelte ihm; doch hatte sie zuweilen auch ihre Launen; und kehrte sie ihm einmal schmollend den Rücken, dann war Herrn Greifmüllers Stirn umwölkt, und er erschien am Abend nicht im Familienkreise. Madam Greifmüller zog sich immer mehr in ihr Zimmer zurück. Sie lag halbe Tage lang auf dem Sofa und las Romane, sprach viel von ihrer zarten Gesundheit und einem verfehlten Leben. Die Führung des Haushalts überließ sie ganz mir. „Ich freue mich," sagte sie einmal zu mir, „die Führung des Haushalts jetzt in treuen Händen zu wissen, ich kann mich wirklich nicht darum bekümmern, dergleichen liegt zu tief unter meiner Sphäre."

Herr Bruno war noch immer Teilhaber am Geschäft des Vaters, doch machte er auch manches Geschäft für eigene Rechnung. Dies war dem Vater nicht lieb. „Bruno verliert immer mehr das Interesse an unserm gemeinsamen Geschäft und verwendet seine besten Kräfte auf den Handel für eigene Rechnung," klagte er einst. Doch konnte und wollte er dies Verfahren seines Sohnes wahrscheinlich

nicht hindern. Das häusliche Leben des Sohnes war kein ungetrübtes. Die Religionsverschiedenheit zwischen ihm und seiner Frau gab zu manchen Verdrießlichkeiten Anlaß und hatte schon bald nach der Hochzeit eine Entfremdung zwischen den Ehegatten herbeigeführt. Madam Bruno Greifmüller war streng katholisch und folgte in allem dem Rat ihres Beichtvaters, auch wenn derselbe den Wünschen ihres Mannes zuwider lief. Herr Bruno bekümmerte sich grundsätzlich nicht um Sachen der Religion. Der sei ein schlechter Kaufmann, pflegte er zu sagen, der sich mit Dingen befasse, deren Nutzen er nicht einigermaßen wenigstens im voraus berechnen könne. Das Gewinnbringende der Religion aber solle in einem Jenseits liegen und lasse sich daher platterdings nicht berechnen. Sein Bruder Benno behauptete bei einer solchen Gelegenheit, die Götter des Altertums seien mit nichten ausgestorben, und ihr Kultus habe im neunzehnten Jahrhundert noch nichts von seinem Glanze eingebüßt, wenn auch die äußere Form desselben eine andere geworden sei. Sein Bruder Bruno z. B. diene dem Gotte Mammon und bringe demselben Leib und Leben, Zeit und Gesundheit, ja alle Empfindungen seines Herzens zum Opfer, und mehr habe dieser alte Götze zu keiner Zeit verlangt.

Zwischen den beiden Brüdern herrschte überhaupt wenig Uebereinstimmung, und sie mieden sich daher so viel wie möglich. Benno vergrub sich immer mehr zwischen seinen Schätzen der Kunst und Wissenschaft. Ihm hatte noch ein Zimmer mehr eingeräumt werden müssen, weil er auf den Einfall gekommen war, sich lebensgroße Nachbildungen von allen bekannten asiatischen Völkerschaften in ihren Nationaltrachten anfertigen zu lassen.

Das Haus des Barons v. Bierfeld war kein Boden, auf welchem Blumen häuslichen Glückes erblühen konnten. Der Baron war auf dem einmal betretenen Wege weiter gegangen. Seine Geldverlegenheiten mehrten sich, und seine Briefe riefen immer dunklere Wolken auf die Stirn des Herrn Greifmüller. Zwar schickte er noch immer die von ihm verlangten Summen, aber er beantwortete die Briefe seines Schwiegersohns nicht mehr und sprach auch nie von demselben. Bertha schrieb oft und lange Briefe an ihre Mutter, deren Inhalt aber niemand erfuhr; erfreulich muß derselbe nicht gewesen sein, denn nach Empfang eines Briefes von ihrer Tochter fand ich Madam Greifmüller häufig in Tränen.

An einem warmen, sonnigen Herbsttage des Jahres 1838 saß ich nach dem Mittagsessen auf meinem Zimmer mit einer Handarbeit beschäftigt, als die Stubentür hastig aufgerissen ward und Beata in

Hut und Tuch hereintrat. Sie war den ganzen Vormittag bei einer verheirateten Freundin gewesen, welche sie zu einer Spazierfahrt eingeladen hatte. Beata schien sehr aufgeregt zu sein, ihre Wangen glühten. Sie warf Hut und Tuch auf einen Stuhl und setzte sich zu mir.

„Kornelia," begann sie, „ich muß Dir" — sie hatte mir schon in den ersten Wochen meines Dortseins das schwesterliche Du angeboten — „etwas mitteilen: ich habe mich soeben verlobt."

„Mit wem?" fragte ich erstaunt.

„Mit dem Advokaten Dr. Rinnstein."

„Mit dem schrecklichen Menschen!" rief ich entsetzt.

„Bitte, nenne ihn nicht schrecklich, denn er ist jetzt mein Verlobter."

„Und Deine Eltern haben ihre Einwilligung zu dieser Verlobung gegeben?"

„Die wissen von nichts; jetzt eben auf der reizenden Spazierfahrt haben wir uns verlobt."

„O Beata, wie konntest Du einen solchen Schritt tun, ohne dazu die Einwilligung Deiner Eltern zu haben?"

„Liebe Kornelia, Du bist ein braves Mädchen und bist meine Freundin, aber Du bist entsetzlich hausbacken. Ich sehe, Du kennst die Liebe noch nicht, sonst könntest Du nicht also sprechen."

Sie war aufgesprungen und fuhr mit Begeisterung fort:

„Liebe, die allgewaltige,
Wie die Flamme glüht sie,
Wenn der Abend graut,
Wie die Rose blüht sie,
Wenn der Morgen taut,
Wie ein Sternpaar blickt sie,
Das im Dunkeln blinkt,
Wie die Well' erquickt sie,
Die der Durst'ge trinkt!"

„Sag, Kornelia, hast Du je geliebt?"

Ihr hierauf eine Antwort zu geben hielt ich für überflüssig, bat sie dagegen ihren Eltern sogleich zu gestehen, welchen Schritt sie getan, und um Vergebung zu bitten.

Beata sann einen Augenblick nach, dann sagte sie: „Ich will es tun, Dein Bußpredigergesicht ängstigt mich. Freilich hatte ich es mir so reizend ausgemalt, eine Zeit lang heimlich verlobt zu sein. Du weißt, in den Romanen wird dies so anmutig geschildert, ich

hatte Lust es auch einmal zu probieren; das Leben an und für sich ist entsetzlich prosaisch, da muß man suchen ein wenig Poesie hinein zu bringen."

„Aber, liebste Beata," warf ich ein, „das ist ja keine Poesie, das ist einfach Sünde; es ist eine Uebertretung des vierten Gebots."

„Da guckt schon wieder einmal die Schulmeistertochter heraus," rief sie lachend und küßte mich.

Ich konnte nicht lachen, denn es war mir gar nicht fröhlich zu Mute; so fragte ich: „Aber, liebe Beata, bedenkst Du auch, welchen Ruf Dr. Rinnstein hat? Er soll ein wüstes, unordentliches Leben führen, in einem hohen Grade jähzornig sein und ist, wie Du weißt, dem Trunke ergeben."

„Das habe ich alles bedacht. Ich hatte sogar den Mut und Selbstüberwindung, ihm, als er mir in glühenden Worten seine Liebe gestanden, dieses zu sagen. Er ward nicht böse, wie ich gefürchtet hatte, nein, er warf sich vor mir nieder und weinte. Denke Dir, Kornelia, er weinte. Er hob die Hände bittend zu mir empor und rief: ‚Ja, ich weiß es, ich bin ein schwacher, elender Mensch; ich bin ein Ertrinkender, aber Sie können mich retten; ihre Liebe wird mich gut und stark machen. Erbarmen Sie sich meiner, retten Sie mich, werden Sie mein guter Engel, indem Sie die Meine werden! O, ich will Sie auf den Händen tragen, ich will Sie segnen bis zum letzten Atemzuge!' Sag, Kornelia, konnte ich da anders, als ihm meine Hand reichen? Es wäre doch unchristlich gewesen ihn zu verstoßen. Du kennst ja das Lied, in welchem es so schön heißt:

‚Da ruft (o möchte Gott es geben!)
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil dir, denn du, du hast das Leben,
Die Seele mir gerettet, du!
O Gott, wie muß das Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele sein!'

Sieh, diesen Lohn will auch ich mir erwerben; ich will seine Seele retten, durch meine Liebe will ich sie retten!"

„Liebste Beata," wagte ich zu entgegnen, „das ist Schwärmerei; eine Seele retten kann allein Gott."

Sie hörte nicht auf meine Worte, sondern fuhr schwärmerisch fort: „O, Du hättest sehen sollen, was nun folgte! Kornelia, es war in der Tat beinahe mehr, als ich zu ertragen vermochte. Ich saß auf einer Bank; er aber wollte sich nicht neben mich setzen, nein, er setzte

sich zu meinen Füßen und deklamierte das hinreißende Gedicht von Freiligrath:

‚So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!‘

Ich tat es, und er fuhr fort:

‚So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich — das ist die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünschen ruht!‘

Kornelia, es war ein großer, ein seliger Augenblick! Jetzt kann ich in Wahrheit mit dem Dichter sprechen: ‚Ich habe gelebt und geliebet!‘“

Ich konnte nur mit dem äußersten Mitleid auf das jugendlich schöne, von Begeisterung glühende, aber gänzlich verblendete Mädchen blicken. Meine Versuche, ihr eine andere Anschauung der Sachlage zu geben, blieben erfolglos. Alles, was ich erreichte, war, daß sie unverzüglich zu ihrer Mutter ging, um ihr das Geschehene mitzuteilen.

Herr und Madam Greifmüller waren beide nichts weniger als erfreut über diesen Schritt ihrer Tochter. Das Sündliche in der eigenmächtigen Verlobung Beatas schienen auch sie nicht zu erkennen; wenigstens war hiervon nicht die Rede. Hätte die Persönlichkeit des in Aussicht gestellten Schwiegersohnes ihnen besser gefallen, so würde wahrscheinlich kein Tadel ihrerseits Beata getroffen haben; an dem schlechten Ruf des Advokaten Rinnstein aber nahmen sie doch Anstoß.

Herr Greifmüller sagte, er habe an einem Schwiegersohne dieser Art genug, er sehne sich nicht nach einem zweiten Blutsauger; einmal habe er sich verblenden lassen, aber er sei durch Schaden klug geworden und werde daher zu dieser Verlobung seine Einwilligung nicht geben. „Willst Du heiraten,“ schloß er seine Rede, „so nimm einen soliden, strebsamen Kaufmann, es gibt deren genug; und einen solchen werde ich mit Freuden als meinen Schwiegersohn willkommen heißen. Aber meine Töchter scheinen leider beide gänzlich aus der Art geschlagen zu sein.“

„Ja,“ fügte Madam Greifmüller hinzu, „Beata scheint es gar nicht zu bedenken, daß die Familie Greifmüller nur durch Verbindungen mit Namen von bekanntem guten Klange aus dem Staube ihrer Abstammung gezogen werden kann. Ein obskurer Advokat

mit einem äußerst trivialen Namen aber ist wahrlich nicht geeignet, die Ehre und das Ansehen der Familie Greifmüller zu heben!"

Auch die Brüder Bruno und Benno waren gegen diese Verlobung ihrer Schwester, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen.

Beata weinte, erklärte aber ihr einmal gegebenes Wort nicht brechen zu können.

So kam Neujahr heran. Gesprochen wurde über Beatas Angelegenheit nicht weiter, aber es herrschte eine künstliche Stille im Hause, welche nach und nach peinlich wurde. Beatas Fröhlichkeit war dahin, sie citierte selten eine Stelle aus ihrem Lieblingsdichter Schiller, besuchte dagegen oft ihre verheiratete Freundin. Zwischen Herrn und Madam Greifmüller hatten in der letzten Zeit längere Besprechungen stattgefunden. Am 3. Januar war Beatas Geburtstag. Schon früh war sie zu ihren Eltern gerufen worden und kam bald darauf glückstrahlenden Antlitzes zu mir und rief, mich stürmisch umarmend: „Die Liebe hat gesiegt, die Treue trägt den Lohn davon, meine Eltern haben ihre Einwilligung zu meiner Verlobung gegeben! Mein Vater hat sich nach Robert erkundigt und überall gehört, daß er seit dem Herbst ein ganz anderer Mensch geworden sei; er geht in kein Wirtshaus mehr, hat mit keinem Menschen Streit und ist überhaupt der solideste, prächtigste Mensch von der Welt. Sieh, gute, hausbackene Seele, das vermag die Liebe!

‚O Liebe, deine Gedanken
Sind höher denn Himmelshöh'!
O Liebe, deine Gedanken
Sind tiefer als die See!

‚O Liebe, deine Gedanken
Sind schneller als der Wind
Und leuchtender viel tausendmal,
Als Sonnenstrahlen sind.'"

Von diesem Augenblick an war Beatas Munterkeit wieder hergestellt, und man hörte wie früher ihr fröhliches Lachen durch das Haus schallen.

Die Verlobung wurde gefeiert, jedoch nicht mit allzu großer Pracht, nach dem Grundsatz des Herrn Greifmüller: „Wie der Herr ist, so wird die Wurst gebraten."

Die Hochzeit fand im Frühlinge statt, und es herrschte dabei dasselbe Prinzip.

Mit Beata verließ der Geist des Frohsinns unser Haus; die

Geister, die darin zurückblieben, waren ein finsterer Zahlengeist, ein unzufriedener Klagegeist, ein stummer Denkergeist und — nun ja, ein hausbackener Wirtschaftsgeist. Das Quartett, welches diese vier Geister auszuführen imstande waren, enthielt nur sehr wenige heitere Melodieen. Ich verlor außerdem in Beata eine wirkliche Freundin, denn vermochte ich auch nicht mich in ihre Schwärmereien zu versenken, so hatten wir uns doch gegenseitig von Herzen lieb, und ihre kindliche, harmlose Fröhlichkeit hatte mir manche angenehme Stunde bereitet. Außerdem verdanke ich ihr einen großen Teil der geistigen Ausbildung, welche ich jetzt besitze. Sie hatte nicht nur einen sehr guten Schulunterricht empfangen, sondern nahm auch noch fortwährend Privatunterricht in den Sprachen, in der Geschichte und Literatur und teilte mir von dem Neuerlernten bereitwillig mit. Bei einer zweckmäßigen Zeiteinteilung konnte ich leicht täglich mehrere Stunden für mich erübrigen und benutzte diese unter Beatas Anleitung zu meiner weiteren geistigen Ausbildung.

Als Gegengabe versuchte ich Beata das mitzuteilen, was ihr fehlte, ich aber durch Gottes Gnade besaß. Ich versuchte ihren Blick von dem Irdischen auf das Himmlische hinzuleiten und sie die Kunst zu lehren, welche ich hauptsächlich meinem früheren Dachfensterchen verdanke. Ich meine die Kunst, im Niederen das Höhere, im Vergänglichen das Unvergängliche zu schauen, indem wir alles in das Licht von oben bringen, fand aber bei Beata wenig Empfänglichkeit für eine solche Anschauung der Dinge. Ihr Geist hatte wenig Zug nach oben, wie denn überhaupt im Greifmüllerschen Hause alles nur auf dieses Leben berechnet war. Eine Bibel außer der meinigen habe ich z. B. nie im Hause gesehen. Fand Beata mich in der Bibel oder in meinen Paul Gerhardtschen Liedern lesend, so bezeichnete sie dies als ein mysteriöses Christentum; versuchte ich ihr den Begriff der Sünde klar zu machen, so nannte sie das mosaischen Gesetzeszwang.

Obgleich ich mit diesen Dingen wenig Eingang bei ihr fand, so ließ ich doch nicht nach, sie bei jeder Gelegenheit auf das Eine, das not tut, hinzuweisen, und gedachte dabei des Säens auf Hoffnung, davon die Schrift redet. Gottes Wort soll nach seiner Verheißung nicht leer zurückkommen, und so konnte es ja auch in ihrer Seele ein Samenkorn werden, das, nachdem es den Frühregen und Spätregen empfangen, aufgeht und Frucht trägt zum ewigen Leben. Aber auch an ein Wort aus dem Munde unsers HErrn JEsu muß ich denken, an ein Wort von sehr ernstem Klange, das von drei Evangelisten verzeichnet auf uns gekommen ist, nämlich an das: „Es ist leichter, daß

ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme." Und ich dankte Gott für meine Armut. Später habe ich freilich gelernt, daß das Reichsein, vor dem der HErr so eindringlich warnt, nicht sowohl in dem Besitz irdischer Güter als in der Gefangennahme des Herzens durch die Güter dieser Welt besteht, und daß daher mit dem gefährlichen Reichtum nicht nur Geld und Gut, sondern alles, daran der Mensch außer Gott sein Herz hängt, gemeint ist. Wie gefährlich der Reichtum seinem Besitzer werden kann, das wußte schon David und ermahnt darum im 62. Psalm: „Fällt euch Reichtum zu, so hänget das Herz nicht daran!"

Die ersten Wochen nach Beatas Verheiratung vergingen den jungen Eheleuten und uns ungetrübt. Beata versicherte einmal über das andere: „Robert ist wirklich ein ganz anderer Mensch geworden, er ist ganz prächtig; eine glücklichere Frau als mich hat die Sonne noch nie beschienen."

Ich war nach wie vor ihre Freundin; mir verhehlte sie keine Empfindung ihres Herzens. Sie mochte ungefähr zwei Monate verheiratet sein, da holte sie mich zu einem Spaziergange ab. „Robert ist zu einem Herrenessen geladen und wird so bald nicht heimkehren," klagte sie, „denke Dir, ich bin in diesen zwei Monaten so verwöhnt, daß schon eine so kurze Trennung mir schwer wird, das ist doch ein Zeichen großen Glücks, nicht wahr, Kornelia?"

Ich antwortete, sie umarmend: „Der HErr erhalte Dir Dein Glück!"

„O," sagte sie hastig, „wie könnte unser Glück je aufhören? Robert ist so lieb und gut."

Nach acht Tagen erzählte sie mir im Laufe des Gesprächs, daß die Freunde ihres Mannes anfingen ihn ob seiner allzu großen Häuslichkeit zu necken, und daß sie ihn einen Duckmäuser und den Schleppenträger seiner Frau nennten. „Es ist dies Robert natürlich nicht lieb," fügte sie hinzu, „und auch mir ist dies Gerede unangenehm; ich habe daher Robert selbst gebeten, sich zuweilen im Kreise seiner Freunde zu zeigen und ein Glas Bier mit ihnen zu trinken. Er wollte anfangs nicht einwilligen, und ich mußte ihn ordentlich quälen, bis er ja sagte; denke Dir, so solide ist er jetzt; ja, er ist ganz prächtig! Heute nun ist er zum erstenmal mit seinen Freunden gegangen."

Wenige Tage darauf erzählte sie: „Es hat Robert gar nicht wie früher zwischen seinen Freunden gefallen, er hat allen Geschmack am Wirtshausleben verloren; doch sähe er ein, sagte er, daß er sich zuweilen im Kreise seiner Freunde zeigen müsse. Wolle er fortfahren,

so zurückgezogen wie bisher zu leben, so könne ihm dies auch in seiner Praxis sehr schaden, denn dann würden die Leute am Ende ganz vergessen, daß ein Advokat Rinnstein in der Welt sei und mit ihren Prozessen zu anderen Advokaten gehen. Ich sah es ein, und wir machten daher aus, daß Robert wöchentlich zweimal den Klub besuchen solle. Ich gestehe Dir aber, Kornelia," fügte sie ein wenig traurig hinzu, „daß ich Mühe haben werde, mich an diese einsamen Stunden zu gewöhnen."

Einige Wochen später sagte sie: „Die einsamen Abende werden mir noch immer recht schwer. Es sind auch nicht nur die beiden Klubabende, an denen Robert fort ist, nein, er ist so beliebt im Kreise seiner Freunde, daß er wöchentlich mindestens einmal zu einem Herrenessen geladen wird. Eigentlich müßte ich mich über die Beliebtheit meines Mannes freuen, nicht wahr, Kornelia? Es ist auch wirklich nur meine Verzogenheit, daß ich es nicht tue. Auch Robert wird die häufige Trennung von mir schwer, und wenn er einen Abend hat fort sein müssen, ist er hernach doppelt freundlich und zärtlich gegen mich."

So ging es allmählich die Tonleiter hinunter. In der Weihnachtszeit war Dr. Rinnstein keinen Tag zu Hause gewesen und hatte sogar einen recht verdrießlichen Handel im Wirtshause gehabt. Beata erzählte es mir mit Tränen.

Am 6. Januar, dem Feste der Erscheinung Christi, des Jahres 1840, wurde ihnen ein Töchterchen geboren. Dr. Rinnstein schien sehr glücklich zu sein und blieb mehrere Tage ganz zu Hause. Ich traf ihn, wie er an der Wiege seines Kindes stand und das kleine schlummernde Menschenbild nachdenklich betrachtete. Ich sprach ihm meinen Glückwunsch aus, da reichte er mir die Hand und sagte: „Ja, ich bin eines solchen Glückes gar nicht wert!" Dann verließ er rasch das Zimmer.

Am Sonntage Septuagesimä war die Taufe; es war ein fröhlicher, glücklicher Tag. Ich war neben Madam Greifmüller und der Baronin Bierfeld — welche jedoch nicht hatte kommen können — Gevatter. Beata wünschte, daß die Kleine nach mir Kornelia genannt werde, sie habe eine besondere Vorliebe für diesen Namen, sagte sie. Der Papa und der Großpapa waren's zufrieden, der Großmama aber wäre ein Name mit dem Anfangsbuchstaben B sehr viel lieber gewesen, und sie stellte daher die Namen Bertha, Barbara, Brigitta, Bettina und Beatrix zur Auswahl, war auch erbötig sich auf noch mehr Namen mit dem Anfangsbuchstaben B zu besinnen, falls keiner der genannten gefallen sollte. Beata bestand jedoch auf ihrem Wunsch,

und so erhielt die Kleine in der heiligen Taufe die Namen: Kornelia, Bertha, Gismundis.

Das Alleinsein ward der jungen Mutter nun nicht mehr so schwer; ihr Kind war ihr eine unerschöpfliche Quelle der Freude und der Unterhaltung. Im März desselben Jahres konnte sie mir sogar mit scheinbarem Gleichmut erzählen, daß ihr Mann in der vergangenen Woche keinen Tag zu Hause gewesen sei. Bald jedoch wurden neue Klagen laut; ihr Robert sei jetzt immer so verstimmt und aufgeregt, sagte sie, es sei oft recht schwer mit ihm fertig zu werden. Doch vermochte sie noch sich mit des Dichters Wort zu trösten:

„Wenn es dir übel geht,
Nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst,
So geht es dir noch schlimmer.

Und wenn der Freund dich kränkt,
Verzeih's ihm und gesteh':
Es ist ihm selbst nicht wohl,
Sonst tät' er dir nicht weh.

Und kränkt die Liebe dich,
Sei dies zur Lieb' ein Sporn;
Daß du die Rose hast,
Das merkst Du erst am Dorn."

So verging der Sommer.

* * *

An einem Herbstnachmittage, es war der 20. September und derselbe Tag, an welchem vor zwei Jahren Beata mir glückstrahlend ihre Verlobung mitgeteilt hatte, saß ich wie damals mit einer Näharbeit beschäftigt auf meinem Zimmer. In meinem Herzen war es still und fröhlich, und ich sang daher meinem Gott mein schönstes Loblied: „Ich singe dir mit Herz und Mund, HErr, meines Lebens Lust!" Als ich bis zu der Strophe gekommen war:

„Wohl auf, mein Herze, sing' und spring'
Und habe guten Mut!
Dein Gott, der Ursprung aller Ding',
Ist selbst und bleibt dein Gut",

ward, wie vor zwei Jahren, die Tür meines Zimmers aufgerissen, und Beata mit ihrem Kindlein auf dem Arm trat herein, aber nicht wie damals mit dem Ausdruck der Freude und des Glücks auf dem Antlitz, sondern mit einem Ausdruck, den ich gar nicht zu beschreiben

vermag und der mir das Blut in den Adern erstarren machte. Es war ein Gemisch von Entsetzen, Empörung und Verzweiflung, das ihr Gesicht verzerrte.

Erschrocken sprang ich auf und rief: „Beata, was ist geschehen?“

Ohne mir zu antworten, warf sie ihr Kindlein auf das Sofa, sich selbst daneben und schluchzte krampfhaft. Ich schloß sie in meine Arme und versuchte sie zu beruhigen. Sie aber rief mit heiserer, tonloser Stimme: „Kornelia, spare Deine Worte, verschwende Deine Trostgründe nicht; Du weißt nicht, was geschehen ist! Er, der mich auf den Händen durch dieses Leben tragen, der mich segnen wollte bis zum letzten Atemzuge, der mir Liebe und Treue vor Gott und Menschen gelobt, hat mich geschlagen, mich, sein Weib, geschlagen!“

Die Unglückliche brach zusammen und weinte zum Herzbrechen. Ich weinte mit ihr, weiter vermochte auch ich in diesem Augenblicke nichts. So saßen wir lange. Da erwachte das Kindlein und schrie; ich nahm es auf meine Arme und trug es im Zimmer umher, bis es eingeschlafen war; dann legte ich es behutsam wieder aufs Sofa neben seine unglückliche Mutter.

Diese hatte sich inzwischen so weit gefaßt, daß sie mir den Hergang des beklagenswerten Ereignisses erzählen konnte:

„Robert kam heute mittag wie gewöhnlich sehr erregt und verstimmt nach Hause; schon seit längerer Zeit geht er auch am Vormittage ins Wirtshaus. Das Essen schmeckte ihm nicht, und er schob seinen Teller zurück mit den Worten: ‚Wenn ich keine besser zubereiteten Speisen in meinem Hause finde, tue ich besser, im Gasthause zu essen!‘ Ich entgegnete, daß er heute ungewöhnlich spät nach Haus gekommen sei, und daß die Speisen durch das lange Stehen unschmackhaft geworden. Da fuhr er zornig auf und sagte, er sei kein Schulbube, der sich die Zeit des Nachhausekommens vorschreiben lassen müsse. Ich weinte und wollte etwas erwidern, das reizte ihn noch mehr; mit den Worten: ‚Ihr Weiber habt immer recht,‘ hob er die Hand und schlug mich in das Gesicht. O Kornelia, wäre ich doch gleich gestorben! Daß ich eine solche Schmach überleben muß! Aber wie soll ich, so entehrt, das Leben ferner tragen?“

Ich antwortete ihr: „Liebe Beata, das Entehrende fällt auf Deinen unglücklichen Mann zurück; komm, laß uns für ihn beten!“

Sie sah mich einen Augenblick starr an, dann sagte sie: „Kornelia, was verlangst Du von mir?“

„Nichts, was Du nicht könntest. Liebe Beata, denke an den HErrn JEsum, der hat uns zu gut nicht nur Backenstreiche, sondern

auch Geißelhiebe, ja, den schmählichen Missetätertod am Kreuze erduldet und hat für seine Feinde gebetet; und deshalb können auch wir in seiner Kraft für die beten, welche uns beleidigt und bis zum Tode verwundet haben."

Ich nahm sie bei der Hand, und sie folgte mir willig. Wir knieten nieder, und ich betete laut für sie um ein demütiges und ergebenes Herz und legte ihre ganze Zukunft in Gottes Vaterhände. Als wir uns erhoben, sank sie in meine Arme, dankte mir und sagte: „Kornelia, was wäre aus mir geworden, wenn ich Dich nicht gehabt hätte! Wärst Du nicht hier gewesen, ich würde anstatt in das Haus meiner Eltern mit meinem Kinde in die Alster gegangen sein. Aber es zog mich zu Dir mit magnetischer Gewalt."

Beatas Eltern waren über die Behandlung ihrer Tochter natürlich sehr empört. Madam Greifmüller sprach von Scheidung; Herr Greifmüller drohte mit allen nur erdenklichen Strafen. Benno erklärte sich bereit, zu seinem Schwager zu gehen und ihm zu sagen, daß unter diesen Umständen seine Schwester nicht zu ihm zurückkehren könne. Wider Erwarten hatte er Dr. Rinnstein sehr zerknirscht und reumütig gefunden. Er brachte ihn mit, eine Versöhnung fand statt, und das junge Ehepaar kehrte in seine Wohnung zurück. Dr. Rinnstein nahm sich von jetzt an mehr zusammen, er war freundlicher und rücksichtsvoller gegen seine Frau. Aeußerlich herrschten Ruhe und Frieden im Hause, aber es war die Ruhe auf einem Vulkan.

* * *

Der Winter ging dahin, und der Frühling 1841 kam. Madam Greifmüller war den ganzen Winter besonders leidend, und Herr Greifmüller oft finster und in sich gekehrt gewesen. Herr Benno kam nur noch zu den Mahlzeiten herunter. Es herrschte wenig Freude und Geselligkeit im Hause; oft lag es auf mir wie die Schwüle vor einem Gewitter. Berthas Briefe lauteten immer betrübender und besorgniserregender. Der Baron war seines wilden, unordentlichen Lebenswandels und seiner Spielsucht wegen aus dem Regimente entlassen worden; seine Anforderungen an die Kasse des Schwiegervaters steigerten sich derart, daß Herr Greifmüller erklärte, von jetzt an nicht über die festgesetzte jährliche Rente gehen zu wollen.

So standen die Sachen, als wir an einem Maiabend im Zimmer der Madam Greifmüller zum Tee versammelt waren. Beata war gleichfalls anwesend. Herr Greifmüller schien seit einigen Tagen etwas besserer Laune zu sein, er sprach von einem Unternehmen, das

allerdings ziemlich gewagt, aber sehr gewinnverheißend sei; Bruno habe sich zwar nicht an demselben beteiligen wollen, der gehe überhaupt schon seit längerer Zeit seinen eigenen Weg. „Ich denke, unsere Geschäfte werden sich bald ganz trennen," schloß Herr Greifmüller seine Mitteilung, „und das wird auch für uns beide das beste sein."

Auch Benno war heute gesprächiger und teilnehmender als sonst. Er hatte wieder irgendwo eine Rarität aufgefunden und käuflich an sich gebracht, und das stimmte ihn allemal vergnügt. Es war so heiter und gemütlich in unserem Kreise wie seit lange nicht.

Da verkündigte das Schmettern eines Posthorns das Nahen eines Reisewagens. Derselbe hielt vor unserm Hause. Wir eilten ans Fenster und blickten hinaus. Der Diener hatte schon den Wagenschlag geöffnet, drei Knaben und eine Dame stiegen aus. Weiter vermochten wir in der Dunkelheit nichts zu erkennen. Wir sahen uns an, bange Erwartung lag auf jedem Gesichte, und Madam Greifmüller sagte: „Ich fürchte, es ist Bertha."

Jetzt ward die Stubentür geöffnet, und die Dame, von den drei Knaben gefolgt, trat ein. Ja, es war Bertha. Ich hatte sie in den ersten Jahren meines Dortseins gesehen, seitdem war sie nicht wieder bei ihren Eltern gewesen. In diesen sechs Jahren hatte sich ihr Aussehen dergestalt verändert, daß es kaum möglich war, sie wieder zu erkennen. Ihr Haar war, obgleich sie kaum dreißig Jahre zählte, gebleicht, und in den gramdurchfurchten Zügen ihres Angesichts war eine lange traurige Geschichte zu lesen. Stumm warf sie sich in die Arme ihrer Eltern. Dann umarmte sie Beata. Die Schwestern hielten sich lange laut schluchzend umfangen. Es war ein tief ergreifendes Wiedersehen; wir alle weinten.

Es war schon spät, deshalb sollten die Knaben, nachdem sie mit Speise und Trank erquickt worden, zu Bett gebracht werden. Bertha forderte sie auf, gute Nacht zu sagen; da wies der Kleinste, der ein besonders scheues, gedrücktes Wesen hatte, auf seinen Großvater und fragte: „Mama, schlägt uns auch niemand?"

Diese Frage des Kindes ließ uns einen tieferen Blick in ihre Leidensgeschichte tun, als der Mama lieb sein mochte; sie zwang sich daher zu einem Lächeln und antwortete: „Wenn mein kleiner Harald artig und folgsam ist, schlägt ihn niemand." Der Knabe wollte noch etwas sagen, da verschloß sie ihm den Mund mit einem Kuß und übergab ihn dem Dienstmädchen zum Auskleiden. Ich nahm die beiden älteren Knaben bei der Hand, sie folgten willig. Wir stiegen die

Treppe hinauf in das für sie hergerichtete Schlafgemach. Um allen Fragen und Erzählungen der Kinder in Gegenwart des Mädchens vorzubeugen, erzählte ich ihnen beim Auskleiden eine Geschichte. Sie horchten aufmerksam, bald lagen sie ausgekleidet in ihren Betten, und das Dienstmädchen entfernte sich. Ich blieb und fragte: „Betet Ihr auch?“ Sie antworteten: „Ja, die Mama betet mit uns.“ Da hieß ich sie die Hände falten und betete mit ihnen. Gleich darauf schliefen alle drei den glücklichen Kinderschlaf.

Während meiner Abwesenheit hatte Bertha ihren Eltern die Ursache ihres unerwarteten Kommens mitgeteilt. Ihr Mann hatte ihr erklärt, daß, nachdem ihr Vater fernere außerordentliche Geldzuschüsse verweigert habe, ihm kein anderes Mittel übrig bleibe, als sich durch die Flucht seinen Gläubigern zu entziehen. Darauf sei er abgereist, sie wisse nicht wohin. Ihre Schmucksachen, sogar ihre Uhr habe er mitgenommen. Ihr sei nicht so viel geblieben, um der Dienerschaft den rückständigen Lohn auszuzahlen und die Reise hierher zu bestreiten. Sie habe zu diesem Zwecke von einer dortigen Bekannten zweihundert Taler borgen müssen.

Das war das düstere Ende eines glänzenden Anfangs.

Die folgenden Wochen schlichen bleiernen Schrittes dahin, eine drückende Schwere lag auf allen Gemütern. Herr Greifmüller war düsterer denn je und ließ einzelne Unheil verkündende Worte fallen.

Am ersten Sonntag nach Trinitatis, als ich aus dem Hause trat, um in die Kirche zu gehen, stürzte mir Beata atemlos entgegen und zog mich wieder ins Haus zurück.

„Beata, was ist geschehen?“

„Ein großes Unglück! Komm mit zu meiner Mutter, da sollst Du alles erfahren.“

Madam Greifmüller lag auf dem Sofa und war über unser plötzliches Erscheinen sehr verwundert. Beata ließ ihr indes nicht lange Zeit zur Verwunderung. Fast atemlos und mit bebender Stimme sagte sie:

„Jetzt ist auch unser häusliches Glück für immer zerstört. Diese Nacht kam Robert nicht nach Hause, und heute morgen ist mir vom Gericht die Anzeige geworden, daß er sich in Haft befindet. Er hat diese Nacht in der Trunkenheit“ — sie brauchte dieses Wort zum erstenmal — „Streit bekommen und seinen Gegner erstochen!“

Wir waren schon so sehr an Gemütsbewegungen schmerzlicher Art gewöhnt, daß keine von uns in Ohnmacht fiel oder auch nur einen Schrei des Entsetzens ausstieß.

Herr Greifmüller nahm diese neue Unglücksbotschaft mit ungewöhnlichem Gleichmut entgegen. Er nickte nur mit dem Kopfe und sagte: „Ja, ja, es geht alles zu Ende!“

Auf Beatas Wunsch begleitete ich sie nach ihrer Wohnung und blieb den Tag über bei ihr.

Als ich am Abend heimkehrte, empfing mich die Nachricht, daß Herr Greifmüller gleich nach Beata und mir das Haus verlassen habe und bis jetzt nicht zurückgekehrt sei. Er war auf seiner Office gesehen worden; dort war er um zwölf Uhr mittags gewesen, hatte Briefe in Empfang genommen und gelesen und war von dort fortgegangen, ohne jemand ein Wort zu sagen.

Der Polizei war bereits Anzeige von seinem Verschwinden gemacht worden. Wir durchwachten eine angstvolle Nacht. Der Morgen brachte Gewißheit. In der Alster war die Leiche eines Mannes aufgefischt und als die des Herrn Greifmüller erkannt worden. Mit einem schwarzen Tuch bedeckt wurde uns dieselbe auf einer Bahre ins Haus gebracht.

Ich rief Benno, und wir ließen die Leiche des unglücklichen Mannes in ein entferntes Zimmer bringen. Es war ein grauenerregender Anblick; die Hände waren krampfhaft geballt, das nasse Haar hing über das Gesicht, der Mund war geöffnet, die Augen starrten ins Leere.

Ich stand vor der Leiche und sann darüber nach, auf welche Weise dieser härteste Schlag der armen Madam Greifmüller am schonendsten beizubringen sein möchte. Daß ein pekuniärer Ruin des Hauses mit diesem Selbstmord in Verbindung stehe, schien mir unzweifelhaft. Ich war mit meinem Sinnen noch nicht weit gekommen, da hörte ich hinter mir einen gellenden Schrei. Es war ein solcher, den man nur einmal zu hören braucht, um ihn nie wieder zu vergessen. Mich umwendend, sah ich Madam Greifmüller am Boden liegen. Benno und ich hoben sie auf — sie war tot. Ein Herzschlag hatte bei dem unerwarteten Anblick ihres toten Mannes auch ihrem Leben ein Ende gemacht.

11. Ein Blick auf Trümmer, und Beatas kleiner Haushalt.

Das Nächstfolgende ist kurz zu erzählen.

Die Beerdigung des Greifmüllerschen Ehepaares fand an ein und demselben Tage statt. Ein großes Gefolge gab ihnen das letzte Geleite. Herr Greifmüller war in dem Kreise seiner Bekannten und

Geschäftsfreunde nicht unbeliebt gewesen, und man war nach Art der Welt geneigt seine letzte frevelhafte Tat sehr milde zu beurteilen. „Mißlungene Spekulationen und unglückliche Familienverhältnisse," hieß es, „haben ihn zu diesem Schritte getrieben. Er hat den Fall seines Hauses nicht überleben mögen. Schade um den Mann, er war ein kluger und strebsamer Geschäftsmann, aber er hat in den letzten Jahren mit widrigem Geschick zu kämpfen gehabt. Jetzt ist er allen Verdrießlichkeiten überhoben. Friede seiner Asche!" — Ich aber mußte an das Haus auf Sand gebaut denken, von welchem es heißt: „Da nun ein Platzregen fiel, und kam ein Gewässer, und weheten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und tat einen großen Fall." Auch Herr Greifmüller hatte sein Haus, sein Familienleben auf Sand gebaut, auf den Sand der Gewinnsucht und des Ehrgeizes; daher mußte es fallen, als diese beiden Pfeiler morsch zusammenbrachen. Es fiel und tat einen großen Fall; und im Fallen begrub es ihn und sein Weib. Das einst so blühende und stolze Haus bot jetzt den traurigen Anblick eines Trümmerhaufens.

Herr Bruno war der einzige, der weder innerlich noch äußerlich von dem Fall des väterlichen Hauses sehr betroffen wurde. Er hatte nach und nach sein Vermögen aus dem väterlichen Geschäfte herauszuziehen und sicher zu stellen gewußt. Und dazu war sein Herz im Mammonsdienste dergestalt verhärtet und vereist, daß er das Elend seiner Geschwister ansehen konnte, ohne dadurch im mindesten bewegt zu werden. Für die Not und den Jammer seiner Schwestern hatte er nur das Wort: „Wie einer sich bettet, so liegt er."

Als alle Gläubiger des Verstorbenen befriedigt waren, blieb den Erben nur eine sehr geringe Summe zur Verteilung unter sich. Auch Herr Bruno nahm den ihm gebührenden Anteil in Empfang.

Herr Benno mußte sich von dem größten Teil seiner Schätze trennen. Er behielt von seinen Folianten und sonstigen Raritäten nur so viel, als er in einem mäßig großen Zimmer, das er in einem entlegenen und daher billigen Stadtteile für sich gemietet hatte, um sich her aufhäufen konnte. Das übrige suchte er zu verkaufen, und der Erlös sollte das Kapital bilden, mit dessen Zinsen er seine künftigen Bedürfnisse zu bestreiten gedachte. Aber er rechnete mit falschen Zahlen, denn er hatte die Summen in seine Berechnung gezogen, welche seine Liebhabereien gekostet hatten, der Erlös aber erreichte nicht den zehnten Teil der einst verausgabten Summen. Deshalb sah Herr Benno sich genötigt, von seiner olympischen Höhe etwas herabzusteigen und an einer Privatknabenschule Sprachunterricht zu geben.

Bertha war mit ihren drei Knaben am übelsten daran. Ihre Gesundheit hatte durch Kummer und Aufregung der schmerzlichsten Art sehr gelitten; sie sah sich gänzlich außer stande, für sich und ihre Knaben zu sorgen.

Da kam die Hilfe von einer Seite, von der man sie am wenigsten erwartet hatte. Ein älterer Bruder des Barons, Besitzer des Stammguts der Familie, bot seiner Schwägerin und ihren Knaben freien Aufenthalt auf seinem Gute an. Von seinem Bruder hatte er sich schon seit Jahren losgesagt.

Bei Berthas Abschied hatte ich das Gefühl, daß sie die Gastfreundschaft ihres Schwagers wohl nicht lange in Anspruch zu nehmen haben werde. Und so kam es; schon im folgenden Frühjahre hatte ihr gequältes und geängstigtes Herz ausgeschlagen, und sie durfte ihr müdes Haupt in den Schoß der Erde betten. Gott gebe ihr eine fröhliche Auferstehung!

Der Baron blieb vorläufig für uns verschollen.

* * *

Als am Beerdigungstage der Eltern die blumengeschmückten Särge zum Hause hinausgetragen worden, warf Beata sich in meine Arme und rief: „Kornelia, verlaß mich nicht, ich habe auf der ganzen Welt ja nur Dich allein!“ Es war dies ein Angstruf aus einer gepreßten Menschenbrust, mir aber erklang er wie ein Ruf von oben an mich; ich sah darin den Finger Gottes und eine Antwort auf mein Gebet am Morgen: „HErr, zeige mir den Weg, den ich gehen soll!“ Ich antwortete daher ohne Zögern: „Ich bleibe bei Dir, solange Du mich nötig hast.“ Hier war ein Bund geschlossen, der durch Gottes Gnade für uns beide zu einem Segen geworden ist.

Noch an demselben Abend packte ich meine Koffer und zog zu Beata.

So lag denn abermals ein Lebensabschnitt hinter mir. Sieben Jahre war ich im Greifmüllerschen Hause gewesen und durfte mit dankbarer Freude auf dieselben zurückblicken. Ich hatte in diesem Hause viel Gutes erfahren: mein Blick für die Dinge dieser Welt hatte sich erweitert; mein Wissen und Können war bereichert worden; manche freundliche Beziehungen hatte ich angeknüpft; persönliches Leid war mir in diesem Hause nicht widerfahren, wenn ich auch gar oft Gelegenheit gehabt hatte mit den Weinenden zu weinen und mit den Traurigen traurig zu sein.

Die ersten Wochen unsers Zusammenlebens verbrachten Beata

und ich in ängstlicher Spannung. Wie würde der Prozeß gegen Dr. Rinnstein ausfallen? Das war unsere tägliche Sorge und Frage.

Die Richter waren geneigt verschiedene Milderungsgründe anzunehmen, und so fiel ihr Urteilsspruch günstiger aus, als wir zu hoffen gewagt hatten; er lautete auf ein Jahr Zuchthaus. Aber was dann? Der Verurteilte selbst hatte den Entschluß ausgesprochen, nach seiner Freilassung Europa zu verlassen und nach Amerika zu gehen. Das war auch gewiß das beste, denn was sollte er mit dem Kainszeichen an seiner Stirn in seiner Heimat machen? Weib und Kind aber konnten ihn in die ungewisse Ferne nicht begleiten; er selbst wünschte es auch nicht. So mußten wir denn schon jetzt darauf Bedacht nehmen, selbst für unsern Unterhalt zu sorgen.

Nachdem Beata mit dem Wenigen, das aus der Hinterlassenschaft ihres Vaters auf sie gekommen war, die Schulden ihres Mannes bezahlt hatte, blieb ihr ein kaum nennenswerter Rest. Wir gingen also daran, unsere Einrichtung für die Zukunft nach dem möglichst kleinsten Zuschnitt zu machen. In einer Vorstadt mietete Beata eine kleine Mansardenwohnung in einem Hintergebäude. Dieselbe bestand aus einer ziemlich geräumigen Stube mit einer Kammer an jeder Seite; in der einen sollte ich, in der anderen wollte sie mit der kleinen Kornelia schlafen. Eine kleine Küche gehörte ebenfalls zu dieser Wohnung.

Von ihren Möbeln behielt Beata so viele, als sie in der kleinen Wohnung unterzubringen imstande war, die übrigen wurden verkauft. Das dafür gelöste Geld legte sie zurück, um es ihrem Manne nach seiner Freilassung zu seiner Ueberfahrt nach Amerika einzuhändigen. Unsern Unterhalt wollte sie durch Unterricht in der Musik und den neuen Sprachen verdienen.

Als ich unsere neue Wohnung zum erstenmal betrat und in die Kammern blickte, hätte ich vor Freuden laut aufjauchzen mögen, denn jede Kammer hatte ein Dachfenster. „O Beata," rief ich, „hier ist gut wohnen, denn hier haben wir Oberlicht!" Beata lächelte trübe; ich hatte ihr schon oft von meinem früheren Dachfensterchen und dem Segen erzählt, den dasselbe mir gebracht, aber ihr Herz war noch nicht geöffnet für die Strahlen der ewigen Sonne.

Am 1. September 1841 bezogen wir unsere kleine Wohnung, und dieselbe gewährte, nachdem sie eingerichtet worden, wirklich einen sehr behaglichen Eindruck. Natürlich durften wir hierbei nicht an unsere früheren Verhältnisse denken. Beata war sehr geneigt dies zu tun, deshalb sagte ich zu ihr: „Liebe Beata, wenn es erlaubt ist, das geistlich Gemeinte auch einmal auf das Irdische anzuwenden, so laß uns

getrost mit dem Apostel Paulus sprechen: ‚Ich verlasse, was dahinten ist, und strecke mich nach dem, das da vorne liegt.' Und weiter laß uns versuchen mit demselben Apostel sprechen zu lernen: ‚Ich kann hoch sein und kann niedrig sein, ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.'"

In dieser Wohnung erhielten Kruzifix und Schattenrisse wieder ihren Platz über meinem Bett.

Ehe wir uns am ersten Abend in unserer neuen Wohnung zur Ruhe legten, bat ich Beata, mit ihr zusammen meine Abendandacht halten zu dürfen. Sie nickte schweigend. Ich holte meine Bibel und las das zwölfte Kapitel des Ebräerbriefes. Beata lehnte mit geschlossenen Augen im Sofa, aber ich sah, wie große Tränentropfen zwischen ihren geschlossenen Augenlidern hervorperlten. Nach dem Lesen betete ich das Vaterunser und den Segen, und damit war unsere erste gemeinschaftliche Abendandacht beendigt.

Als ich Beata gute Nacht sagte, preßte sie mich fest an sich und sagte: „Kornelia, wenn es wahr ist, daß jeder Mensch seinen Schutzengel hat, dann bist Du der meinige!"

In der Nacht hatte ich einen seltsamen Traum. Beata und ich mußten an einer Strickleiter emporsteigen. Ich kletterte vorauf, sie hinter mir her. Es war saure Arbeit, und ein paarmal wollten wir schier verzagen. Es war finstere Nacht, kein Stern zu sehen, um uns heulte der Sturm, die Glocken läuteten, und seltsame Lichter zuckten auf. Mehrere Male geriet die Leiter in eine so schwankende Bewegung, daß wir uns nur mit der äußersten Kraftanstrengung zu halten vermochten. Wir kletterten indes mutig weiter, die ganze Nacht. Allmählich legte sich der Sturm, und das Klettern war weniger beschwerlich. Dann kam die Morgendämmerung, der Hahn krähte und — das Ende der Leiter war erreicht. Wir standen auf einer Hochebene. In diesem Augenblicke ging vor uns die Sonne auf und warf ihre Strahlen über ein weites, uns unbekanntes Land. Beata rief: „Hier ist es schön, hier laß uns bleiben!" In einiger Entfernung ward die Gestalt eines Mannes sichtbar, der auf uns zuschritt; ich wollte Beata auf die Erscheinung aufmerksam machen, aber die Sprache versagte mir. Gleichzeitig fühlte ich, daß ich sank; ich sank tiefer und tiefer, bis ich zusammenschreckend erwachte. Ich lag in meinem Bette, aber es währte geraume Zeit, bis ich mich auf den wirklichen Stand der Dinge besinnen konnte.

Es gelang Beata sehr bald, die gewünschten Unterrichtsstunden zu bekommen; der Kreis ihrer Bekannten war groß, und ihr Schick-

sal erregte allgemeine Teilnahme. Sie war fast den ganzen Tag außer dem Hause mit Unterrichtgeben beschäftigt. Ich blieb daheim, besorgte unsern kleinen Haushalt, achtete auf Kornelia und nähte und strickte außerdem für Geld.

An jedem Sonnabendabend überrechneten wir den Verdienst der Woche und zogen von demselben die gehabten Ausgaben ab. Wir führten im kleinen ein Stück der ersten apostolischen Zeit auf, denn auch von uns konnte es heißen: „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein."

Bei Beata habe ich aufs neue Gelegenheit gehabt, so recht den Segen der Arbeit schätzen zu lernen, und oft habe ich gedacht: Unser Gott kann doch nichts ohne Segen tun, nicht einmal strafen, denn welch ein Segen liegt z. B. in seinem großen allgemeinen Straferkenntnis: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" Beata wurde unter ihrer anstrengenden Arbeit allmählich immer heiterer, sie gesundete an Seele und Leib; der letzte Rest von Schwärmerei, der ihr noch anhaftete, verschwand und machte einem gesunden Aufschwung der Seele Platz. Die vielen und weiten Gänge, die sie täglich bei jedem Wetter machen mußte, kräftigten ihre Gesundheit, indem sie ihren Körper abhärteten.

Der Winter kam und ging, wir merkten es kaum, denn jeder Tag brachte uns dasselbe: Arbeit vom Morgen bis zum Abend, und wir dankten Gott dafür. Die Sonntage machten eine Ausnahme; an denen wurde nicht ums Brot gearbeitet. Hierauf hielt ich von Anfang an, und auch Beata fühlte, daß ihr nach sechs Arbeitstagen, von denen jeder seine volle Last trug, ein Ruhetag notwendig sei. Am Sonntagmorgen und -nachmittag gingen wie einander abwechselnd zur Kirche; nach dem Gottesdienste aber saßen wir still in unserm Stübchen, lasen uns vor oder ergötzten uns an den Sprechversuchen der kleinen Kornelia. Wir pflegten scherzend zu sagen, die Kleine sei uns Vogel, Blume und Sonnenschein in einer Person. Und in der Tat glich ihr fröhliches, unaufhörliches, aber noch durchaus unverständliches Geplauder dem munteren Zwitschern eines Waldvögeleins; das weiche, freundliche Lächeln auf dem rosigen Kindergesichtchen war der Sonnenschein unsers Stübchens, und sie selbst war eine liebliche, zarte Menschenblume, die sich von Tage zu Tage mehr entfaltete.

Auch an „guten Freunden und getreuen Nachbarn" fehlte es uns nicht. In dem Vorderhause wohnte ein Arzt, Dr. Reischau, welcher eine große Kinderschar — von ihm seine Orgelpfeifen genannt — be-

saß. Von diesen Orgelpfeifen waren zwei uns ganz besonders zugetan, der zehnjährige Franz und die dreijährige Agnes. Dies kleine Pärchen besuchte uns täglich. Franz brachte sich gewöhnlich ein Buch zum Lesen mit; Agnes und Kornelia spielten zusammen, wobei sie sich häufig wie junge Kätzchen auf dem Teppich umherkugelten.

* * *

Der Frühling 1842 kam, und der Morgen des 5. Mai brach an, jenes großen Unglückstages, an welchem der Brand begann, der in wenigen Tagen über viertausend Gebäude in Asche legte und viele, viele tausend Menschen obdachlos, brotlos und unglücklich machte. Wir blieben vom Brande verschont, das war eine große Gnade Gottes; aber hier trug einer des andern Last, denn der Jammer und das Elend, dazu das immer weiter um sich greifende Feuer anzusehen, war fast mehr, als ein Menschenherz zu ertragen vermochte. Wir schienen von Gottes Barmherzigkeit verlassen und ganz seinem gerechten Zorne anheim gegeben zu sein.

Beata blieb mit der Kleinen in unserer Wohnung; ich eilte nach der Brandstätte, um zu helfen, wo ich helfen konnte. Welche Bilder des Jammers und der Verzweiflung entrollten sich da meinen Blikken! Das Feuer spottete allen Anstrengungen der Menschen, es zu löschen; schien dasselbe an einer Stelle bewältigt, so brach es dafür an zehn anderen Stellen wieder aus. Wer Augen dafür hatte, der konnte hier sehen, was Ps. 104, 4. geschrieben steht: „Du machst deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen!“ Das sahen aber nur wenige, die meisten dachten an nichts als an Rettung ihres Lebens und ihrer Habe. Alles lief, rannte, schrie und wehklagte wild durcheinander.

Ueber diesem Bilde umsichgreifender Zerstörung ging zum drittenmal die Sonne auf, es war der 7. Mai. Das Feuer hatte den Turm der alten herrlichen St. Peterskirche, der ältesten der ganzen Stadt, ergriffen. Die Versuche, das Denkmal mittelalterlicher Baukunst zu retten, blieben gleichfalls erfolglos; das Feuer drang weiter und weiter, bald stand der ganze Turm in lichter Glut. Da schlug die Uhr im brennenden Turme mit langsamen, hallenden Schlägen eine volle Stunde. Der letzte Ton verstummte; es begann das Glokkenspiel, und aus den Flammen heraus, hin über die wogende Menge der rennenden, schreienden Menschen erklang die herrliche Melodie: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!“

Das war für alle, die es hörten, ein überwältigender Augenblick

und zog die Herzen und Gedanken mit unwiderstehlicher Gewalt von dem Jammer dieser Erde hinauf zum HErrn des Himmels. Jetzt beugte der Turm, der seit Jahrhunderten, hoch über alle Gebäude der Stadt emporragend, wie ein Riesenfinger nach oben gewiesen hatte, seine Spitze und stürzte in das Flammenmeer zu seinen Füßen, sein Haupt tief in den Schoß der Erde bohrend.

„Wo Menschen schweigen, da werden die Steine schreien." Hier war es das Glockenspiel im St. Petersturme, das mitten in Zerstörung, Not und Tod dem HErrn die Ehre gab.

Am 8. Mai, nachdem das Feuer vier volle Tage gewütet, ward man endlich Herr desselben; aber die große, schöne, stolze freie Reichsstadt bot jetzt ein Bild unbeschreiblichen Jammers.

Auch in unser Leben griff die Feuersbrunst zerstörend ein, denn Beatas Lehrstunden hörten zum größten Teil auf. Wer mochte jetzt an Unterrichtnehmen denken? Dazu waren die meisten Häuser, in denen sie unterrichtet hatte, niedergebrannt und die Bewohner derselben weit umher zerstreut. Sorgenvoll blickten wir in die Zukunft; aber unser treuer Gott hatte schon den Raben bestellt, der uns in der Zeit der Not ernähren sollte. Kaum hatten wir angefangen die Folgen von Beatas Verdienstlosigkeit zu empfinden, als auch schon unser Rabe in der Gestalt von Franz Reischau in unser Zimmer trat und mit einem schönen Gruß von seiner Mama uns einen großen Korb voll Lebensmittel brachte. Dies wiederholte er von Zeit zu Zeit. Zuweilen kam auch Frau Dr. Reischau selbst, um nachzusehen, woran es uns fehle. Diese Frau verstand die hohe Kunst, durch Wohltaten auch zugleich innerlich wohlzutun, eine Kunst, welche nicht alle Menschen verstehen und die das Zeichen eines sehr zarten, feinfühlenden Herzens ist.

In der schweren Zeit allgemeiner großer Not hat es uns nie am Nötigsten gefehlt. Dies schreibe ich hier nieder meinem Gott zu Ehren, der gesagt hat: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen." (Jos. 1, 5.) Er hat treulich sein Wort an uns gehalten; und wenn er mich einst fragen wird: „Hast du je Mangel bei mir gehabt?" dann werde ich ihm mit einem recht herzfröhlichen: „Nie, HErr, keinen!" antworten.

* * *

Im August lief die Strafzeit des Dr. Rinnstein ab. Er wollte sich gleich nach seiner Freilassung für Amerika einschiffen und hatte Beata schriftlich um ein Wiedersehen an einem dritten Orte gebeten.

„Deine friedliche kleine Wohnung zu betreten," schrieb er, „bin ich nicht wert; ebensowenig vermag ich unser Kind, unser liebes, süßes Kind, wiederzusehen. Der Fluch meiner Missetat treibt mich hinweg von der gesegneten Stätte, da Ihr weilet; weit hinweg!"

Wir hatten seine Garderobe, so gut wir es vermochten, instand gesetzt und packten nun zwei große Koffer voll Sachen für ihn ein, wobei die Liebe Beata immer noch an neue Kleinigkeiten denken ließ, die ihm entweder auf der Reise oder dort in Amerika möglicherweise nützlich oder angenehm sein konnten.

Ueber das Wiedersehen mit ihrem Manne hat Beata nie gesprochen, aber es muß wohl sehr schmerzlich und erschütternd gewesen sein, denn sie war mehrere Tage krank, und es währte eine geraume Zeit, bis sie ihre gewohnte Stimmung wieder erlangte.

Der erste Brief des Dr. Rinnstein meldete nur seine glückliche Landung nach einer stürmischen Ueberfahrt. Dann verging eine lange Zeit, in der wir nichts von ihm hörten. Wir kletterten unverdrossen die Strickleiter hinauf, d. h. wir arbeiteten Tag für Tag angestrengt ums tägliche Brot. Mit dem Winter hatte Beata aufs neue hinreichend Stunden zu geben. Unser Rabe brauchte nicht wieder zu kommen.

Obgleich Beatas Gedanken, wie ich aus einzelnen Aeußerungen schließen konnte, viel drüben in Amerika waren, so erwähnte sie ihres Mannes doch nur selten gegen mich. Es war mir dies sehr lieb, denn ich sah hierin einen Fortschritt ihres inneren Lebens.

Diejenigen, die nach Gottes Willen uns die nächsten sein sollen, können es nur so lange bleiben, als wir niemand zwischen sie und uns treten lassen. Dieses geschieht aber, indem wir über sie zu einer anderen Person sprechen, denn dadurch machen wir sie zur dritten Person, und die zweite Person tritt naturgemäß zwischen sie und uns. Diese Reihenfolge herrscht nicht nur in der Grammatik, sondern wir können sie auch jederzeit in unserm Seelenleben beobachten.

Ich empfehle diese oft gemachte Erfahrung meinen lieben Nichten und allen jungen Mädchen, welche diese Blätter etwa lesen sollten, zur besonderen Erwägung und Nachachtung. Es kann dadurch viel Leid verhütet werden.

* * *

Drei Jahre waren vergangen, seitdem Dr. Rinnstein Europa verlassen hatte; da brachte der Postbote den zweiten Brief von ihm. Beata griff mit bebender Hand nach demselben und eilte in ihre Kam-

mer, um ihn zu lesen. Ich hörte sie weinen, und es währte lange, bis sie wiederkam. Aber ihr Gesicht war heiter, und sie lächelte durch Tränen, als sie sich zu mir setzend sagte: „Kornelia, ich glaube, es kann noch alles gut werden.“ Dann erzählte sie mir, wie ihr Mann in den ersten beiden Jahren sich habe entsetzlich kümmerlich durchschlagen müssen, seit einem halben Jahre aber habe er eine Stelle in einem großen Speditionsgeschäfte, die ihn nicht nur hinreichend ernähre, sondern ihm sogar die Möglichkeit biete sich etwas zu erübrigen. Von seinen Ersparnissen wolle er ihr regelmäßig alle halbe Jahr schicken. Die ersten fünfzig Dollars lagen in dem Briefe.

Das war ein Freudentag für uns! Das Geld brachte Beata nach der Sparkasse, denn das sollte für die kleine Kornelia bleiben; sie setzte ihren Stolz darein, auch ferner allein für sich und ihr Kind zu sorgen.

Als wir uns zu unserer Abendandacht niedersetzten, sagte Beata: „Heute ein Lob- und Danklied, nicht wahr, Kornelia?“ Ich las den 103. Psalm und darauf aus meinen Paul Gerhardtschen Liedern das unvergleichliche: „Sollt' ich meinem Gott nicht singen?“

Es war ein einfacher Gottesdienst, der hier gehalten wurde, und eine kleine Gemeinde, die ihr Dankopfer darbrachte, aber der HErr JEsus war seiner Verheißung nach mitten unter uns und bot uns seinen segnenden Gegengruß: „Friede sei mit euch!“ Das spürten wir an unseren Herzen; noch nie hatten wir uns so glücklich zur Ruhe gelegt wie an diesem Abend.

Dr. Rinnstein hielt, was er versprochen; er schrieb von jetzt an regelmäßig alle halbe Jahre und schickte von seinen Ersparnissen, oft nicht unbedeutende Summen, welche aber stets sogleich in die Sparkasse wanderten.

In dem Jahre 1847, dem großen Not- und Hungerjahre, war auch bei uns Schmalhans Küchenmeister; und hätten wir nicht schon ein weniges vor uns gebracht gehabt, so würde es uns schlimm ergangen sein, denn Beata konnte sich nicht entschließen, das von ihrem Manne geschickte Geld anzugreifen.

Im Herbst dieses Jahres kam ein ungewöhnlich dicker Brief von Dr. Rinnstein an. Als Beata denselben gelesen, sagte sie: „Kornelia, aus diesem Briefe muß ich Dir etwas wörtlich vorlesen, denn es wird Dich freuen, dasselbe mit Roberts eigenen Worten zu hören; ich weiß es.“ Sie las:

„Es ist mir in dem letzten halben Jahre etwas sehr Merkwürdiges begegnet, das ich Dir ausführlich erzählen muß. Schon öfter hatte ich von einem hiesigen Prediger gehört, zu dem die Menschen bei

Tausenden in die Kirche strömen. Vor etwa acht Wochen, als ich gerade nichts anderes anzufangen wußte, trieb mich die Neugier, diesen vielbesprochenen Redner auch einmal zu hören. Ich ging in die Kirche und setzte mich in einen entlegenen Winkel, doch so, daß ich die Kanzel sehen konnte.

„Der Gesang interessierte mich wenig, und schon bereute ich es, meine Zeit nicht besser angewendet zu haben, als der Prediger auf der Kanzel erschien. Er las einen Abschnitt aus der Bibel vor und fing an denselben auszulegen. Anfangs interessierte auch dies mich wenig, bald aber wurde ich aufmerksamer, weil es mir vorkam, als richte der Mann alle seine Worte ausschließlich an mich und als sei ihm meine ganze Vergangenheit bekannt. Dies nahm mich um so mehr wunder, als ich es nicht für möglich halten konnte, von dem Prediger in dem dunkeln, entlegenen Winkel bemerkt zu werden.

„Die Sache beschäftigte mich die ganze Woche hindurch und zog mich am folgenden Sonntage wieder in die Kirche. Meinen Winkel fand ich schon besetzt und erhielt einen Platz im Mittelschiff der Kirche, gerade der Kanzel gegenüber. Ich war sehr gespannt auf die Predigt. Der Pastor verlas das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Schon dies frappierte mich, mehr aber noch die Auslegung desselben. Er wandte sich wieder — wenigstens schien es mir so — ausschließlich an mich. Er sprach von meinen Sünden, die mich aus der Heimat fort über das Meer getrieben, deren Fluch mich aber auch hier verfolge und verfolgen werde, bis ich meine Bürde am Fuße des Kreuzes niedergelegt. Dabei ruhten die großen dunkeln Augen des Predigers unverwandt auf mir. Das war mir doch zu viel; nach beendigtem Gottesdienste suchte ich den Prediger in seiner Wohnung auf. Er empfing mich freundlich und reichte mir die Hand.

„‚Kennen Sie mich?‘ fragte ich ihn.

„‚Bis jetzt noch nicht,‘ war seine Antwort.

„‚Aber Sie haben sich doch in Ihrer heutigen Predigt ausschließlich an mich gewandt.‘

„Er lächelte und antwortete: ‚Das kommt daher, weil Sie dasselbe sind, was wir alle sind, ein armer Sünder.‘

„Ich entgegnete: ‚Daß ich es bin, das weiß ich wohl, aber alle Menschen sind es doch nicht.‘

„‚Doch,‘ sagte er, ‚von Natur sind wir alle ohne Ausnahme arme, verlorene Sünder,verlorene Sünder, aus denen nur die Gnade Gottes etwas anderes machen kann.‘

„‚Das verstehe ich nicht,‘ entgegnete ich, einigermaßen verwirrt.

„‚Das glaube ich Ihnen,‘ sagte er, mir freundlich die Hand auf die Schulter legend. ‚Heute ist meine Zeit besetzt, aber kommen Sie morgen abend zu mir, dann wollen wir weiter über diesen Gegenstand sprechen; er liegt Ihnen am Herzen, wie ich sehe.‘

„Am folgenden Abend stellte ich mich zur bezeichneten Stunde bei ihm ein. Er empfing mich so herzlich und zutraulich wie einen alten Bekannten. Ich blieb an zwei Stunden bei ihm, und in dieser Zeit hat der liebe Mann mir eine bis dahin unbekannte Welt aufgeschlossen. Er hat mir das Wesen der Sünde klar gemacht und mir gezeigt, wie dieselbe mit uns geboren und groß wird, ja, wie sie uns über den Kopf wächst und uns in Fesseln schlägt, also daß wir ihr dienen müssen wie der Sklave seinem Herrn. Sie führt uns von einem Verderben in das andere und zieht uns zuletzt hinab in den ewigen Tod.

„Aus dieser Knechtschaft der Sünde vermögen weder wir selbst noch andere Menschen uns zu befreien; das vermag allein der Mensch gewordene Gottessohn, Jesus Christus, indem er an unserer Statt im voraus den Fluch der Sünde auf sich genommen und die Strafen derselben getragen hat. Durch den Glauben aber gewinnen wir Anteil an dieser stellvertretenden Genugtuung des Mensch gewordenen Gottessohnes und erhalten zugleich von ihm die Kraft, uns aus den Fesseln der Sünde frei zu machen.

„Alles, was er sagte, war so klar und überzeugend, daß ich ihm nicht zu widersprechen vermochte, sondern daß meine Seele es aufnahm, wie das dürre Erdreich den erquickenden Regen trinkt. Ja, auch meine Seele ist geknechtet gewesen von der Sünde von Jugend auf. In besseren Stunden sehnte ich mich von ihr frei zu werden und hatte das Gefühl, daß es doch eine noch größere Macht als meine Leidenschaften geben müsse, aber ich kannte sie nicht, und niemand nannte sie mir. Da lernte ich Dich kennen, Beata, und glaubte nun, die Liebe sei die Macht, die mich aus der schmählichen Knechtschaft meiner Leidenschaften befreien könne. Aber auch sie erwies sich als zu schwach hierzu. Eine Zeit lang gelang es mir, Dir zu liebe meine Leidenschaften niederzuhalten, dann aber erhoben sie sich um so mächtiger und rissen mich wieder mit sich fort, weiter und weiter ins Verderben hinein, bis ich als ein geächteter Brudermörder die Heimat verließ.

„Ich bin noch oft bei dem Prediger gewesen, und der Mann Gottes hat mir die Heilige Schrift erklärt und mir viele gute Bücher zu lesen gegeben. Auch jetzt noch gehe ich regelmäßig jeden Montagabend zu ihm. Heute habe ich aus seiner Hand das heilige Abendmahl empfangen: es war das erste Mal nach meiner Konfirmation,

daß ich zum Tisch des HErrn gewesen bin! Es war eine selige Stunde, Beata! Jetzt weiß ich, daß Gott mir alle meine schweren Sünden, welche ich durch meine Tränen vergebens hinwegzuwaschen gesucht, um seines Sohnes, meines Heilandes, willen vergeben hat, und daß auch der, dessen Leben ich in wahnsinniger Wut freventlich gekürzt habe, mich nicht mehr vor Gott verklagen darf!

„O Beata, weshalb habe ich alles dieses nicht schon in Europa gehört? Im Hause meiner Eltern war von Gott und Gottes Wort nie die Rede; das Wort Sünde habe ich, so viel ich weiß, als Kind nie gehört, nur vor dem Unrecht ward ich gewarnt. Wie mein Konfirmationsunterricht gewesen ist, weiß ich nicht, Eindruck hat er nicht auf mich gemacht. Nach meiner Konfirmation bin ich nie wieder in der Kirche gewesen; dort würde ich vielleicht das Rechte gehört haben. Die Schuld fällt also auf mich. Auch Du, Beata, hast das nicht gehabt, was mir fehlte, sonst würdest Du es mir in Deiner Liebe mitgeteilt haben. — Ach, auch Dein Lebensglück habe ich zerstört, aber mit Gottes Hilfe soll es noch wieder besser werden!“

Beata hatte mit großer Bewegung gelesen und oftmals inne halten müssen, weil ihr die Stimme versagte. Jetzt faltete sie den Brief zusammen, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte. Ich störte sie nicht. Die Tränen sind uns als eine Wohltat vom Schöpfer geschenkt; sie erleichtern physisch das gepreßte Herz, wie milde Trostesworte die Seele erquicken.

Nach einer Weile trocknete sie ihre Tränen, und ich sagte: „Liebste Beata, wir müssen dem lieben Gott aber doch sehr dankbar sein, daß er Deinem Manne die Augen geöffnet und ihn die Quelle des Heils hat erkennen lassen. Er selbst ist fröhlich darüber; laß es uns auch sein! Und sei überzeugt, daß die Engel im Himmel sich mit uns freuen.“

„Ja,“ entgegnete Beata aufs neue schluchzend, „ich danke Gott auch so recht von Herzen für die Rettung meines Mannes, aber zugleich gehen auch mir die Augen auf über meinen Anteil Schuld an seiner Sünde, und das ist's, was mich weinen macht. Robert hat nie das Rechte gehört; ich aber hätte es wissen können, mir ist es entgegen gebracht. Du hast es mir unzählige Male gesagt; ich aber mochte es nicht hören und noch weniger annehmen. Hätte ich es angenommen, dann würde ich es wieder meinem Manne haben entgegen bringen können, und er hätte es vielleicht von mir angenommen und würde nicht so tief gefallen sein. O Kornelia, meine Sünde ist groß, das erkenne ich jetzt!“

Ich sagte: „Liebe Beata, so groß auch Dein Schuldanteil sein mag, so reicht die stellvertretende Genugtuung unsers HErrn JEsu doch aus, um auch ihn zu decken.“

Wir sprachen noch lange über diesen Gegenstand. Wie ich schon im vorigen Kapitel bemerkt habe, fanden die über das Diesseits hinaus liegenden Dinge nur schweren Eingang bei Beata; sie war ein Kind dieser Welt ohne besondere Tiefe, wenn auch mit einer großen Empfänglichkeit für das Schöne und Hohe. Den Allerschönsten und Allerhöchsten hatten ihre Augen noch nicht geschaut. In den Jahren unsers Zusammenlebens waren ihr die himmlischen Dinge allmählich bekannt, ja sogar geläufig geworden, aber dennoch hing eine Decke vor ihren Augen, und auf ihrem Herzen lag ein Bann. Dieser Brief ihres Mannes jedoch zog mit einem Mal die Decke von ihren Augen: sie erkannte ihre Sünde, — und sprengte den Bann ihres Herzens, daß die Türen desselben sich weit auftun konnten für die allerbarmende göttliche Gnade.

Die Zeit, welche nun in unserem Zusammenleben folgte, war eine sehr schöne; Beata sprach gern von dem, was ihr Herz bewegte, und wir verstanden uns so gut. Obgleich die um uns herrschende Not sich auch in unserem kleinen Haushalte spürbar machte, so konnten wir von jetzt an doch eigentlich nichts als Lob- und Danklieder singen. „Der HErr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich,“ das war die Grundstimmung unserer Seelen.

Die kleine Kornelia entwickelte sich geistig und leiblich, daß es unsere Wonne war sie anzuschauen.

Herr Benno besuchte uns von Zeit zu Zeit des Abends zum Tee. Seitdem er seine olympische Höhe hatte verlassen müssen, hatte sein Aeußeres eine vorteilhafte Umwandlung erfahren: sein Anzug war geordnet, sein Haar kürzer verschnitten und leidlich frisiert; er sah beinahe aus wie andere Menschen. Als ich ihm einst meine Freude über diese Umwandlung aussprach, antwortete er seufzend: „Ach ja, man zieht mich ganz auf diese gemeine Erde herab!“

Von Herrn Bruno Greifmüller und seiner Familie sahen und hörten wir nur selten etwas. Sein Haus war mit abgebrannt, aber er hatte den größten Teil seiner Sachen gerettet und sich darnach ein noch größeres und schöneres Haus aufgebaut. Sein Bruder Benno sagte von ihm: „Er ist dem Vogel Phönix gleich aus dem Brande hervorgegangen, schöner und stolzer denn vorhin.“

Um die Weihnachtszeit besuchte uns ein früherer Kamerad des Barons v. Vierfeld, um sich nach Bertha und ihren Kindern zu erkun-

digen. Derselbe erzählte uns, daß er im vergangenen Sommer in Homburg am Roulettetisch in einem der Croupiers den Baron v. Bierfeld erkannt habe. Derselbe müsse auch ihn erkannt haben, denn er sei sichtlich bemüht gewesen, sein Gesicht vor ihm zu verbergen. Der Baron habe den Eindruck eines tief gesunkenen Menschen gemacht, „er hat nie ein ansprechendes Gesicht gehabt," setzte der Herr hinzu, „jetzt aber ist es die richtige Galgenphysiognomie."

„Arme Bertha," dachte ich, „welch ein Glück, daß Du dies nicht mehr auf Erden zu hören brauchst!"

Das Jahr 1848 brachte die große Revolution, welche fast alle Throne Europas erschütterte und deren Schwingungen auch in unserer Stadt sehr spürbar waren. Brachte die Revolution auch nicht den gehofften Völkerfrühling, so rüttelte sie doch das geistliche Leben unsers Volkes aus langem Schlafe auf; und das ist ein großer Segen, den sie uns gebracht hat. Für das geistliche Leben unseres Volkes beginnt mit dem Jahre 1848 eine neue Aera.

In unserm stillen Stübchen und unserm beschränkten Wirkungskreise spürten wir nur wenig von den nachteiligen Folgen der Revolution, wenn auch Beata eine kleine Einbuße an Unterrichtsstunden erlitt.

Mit ihrem Manne wechselte Beata jetzt regelmäßig alle Vierteljahr Briefe. Jetzt, da sie sich beide auf den Felsen der ewigen Wahrheit gegründet hatten, ging ihnen der Stoff zum Briefschreiben nie aus, und ihre Briefe wuchsen manchmal förmlich zu kleinen Büchern an. Es war, als hätten sie sich erst jetzt gefunden. Und das war auch in der Tat der Fall, denn sie liebten sich mit einer neuen, in Gott geheiligten Liebe. Beata selbst sagte einmal, sie glaube, jetzt erst fange ihr Brautstand an. Auch ihr Aeußeres zeigte bald die glückliche Einwirkung dieser inneren Umwandlung, sie ward so frisch und jugendlich, daß sie mich zuweilen an ihre Mädchenzeit erinnerte, besonders wenn sie sich einmal in einer launigen Anwandlung zu einem Citat aus Schiller hinreißen ließ.

So schwand uns Jahr um Jahr, und es kam das Jahr 1852.

12. Rückkehr und Abschied.

In den ersten Tagen des Septembers im Jahre 1852 saßen Beata und ich nach vollbrachter Tagesarbeit traulich bei einander in unserm Stübchen. Die kleine Kornelia — jetzt schon zwölf Jahre alt

— hatte ihre Schularbeiten gemacht und schlief nun seit einer Stunde den sorgenlosen Kinderschlaf.

Beata hatte in die Zeitung geblickt und nach den angekommenen Schiffen gesehen; dann sagte sie: „Jetzt kann ich bald wieder einen Brief von Robert erwarten. In seinem letzten Briefe fragte er mich, ob es mir lieb sein würde, wenn er wieder hierher zurückkehrte. Durch Gottes Gnade sei er ein anderer Mensch geworden, das dürfe er von sich bekennen; aber hier laste noch sein Ruf von ehedem auf ihm, und deshalb werde er nicht ohne meinen ausdrücklichen Wunsch zurückkehren. Ein paarmal habe er daran gedacht, mich zu bitten, mit Kornelia zu ihm nach Amerika zu kommen; aber bei ruhiger Ueberlegung könne er diesen Wunsch doch nicht aussprechen, denn er wisse, daß ich mich in den dortigen Verhältnissen nicht werde glücklich fühlen können; habe doch auch er ein lebhaftes Heimweh nach Europa nie zu überwinden vermocht. Ich schrieb ihm darauf, daß es meine einzige Lebenshoffnung sei, noch einmal wieder mit ihm vereint zu werden. Da sein Ruf in Gottes Augen jetzt hergestellt sei, so werde derselbe in den Augen der Menschen auch bald ein besserer werden; daraufhin solle er seine Rückkehr nur wagen. Ich bin nun doppelt gespannt auf seinen nächsten Brief. Ich glaube, Kornelia, er kehrt bald hierher zurück."

Ich wollte antworten, da ließen sich feste Schritte auf unserer Treppe vernehmen. Wir horchten. Es klopfte an unsere Tür, und ehe wir „herein!" rufen konnten, ward dieselbe schon geöffnet. Ein unbekannter Mann trat ein. Wir waren beide aufgestanden und sahen den Fremden erwartungsvoll an, denn ein fremder Mann in dieser späten Abendstunde in unserm kleinen Stübchen war eine noch nicht dagewesene Erscheinung. Das Gesicht des Fremden war gebräunt, und sein dunkles Haupthaar sowie sein dichter Vollbart spielten beide schon stark ins Graue. Der Fremde öffnete den Mund und schien uns anreden zu wollen, aber die Stimme versagte ihm. Beata, welche indessen nahe an ihn herangetreten war und ihn scharf anblickte, rief plötzlich: „Robert!" und lag in seinen Armen.

Ja, es war Dr. Rinnstein, der, wie ich später erfuhr, nach Empfang von Beatas letztem Brief rasch entschlossen seine dortigen Verbindlichkeiten gelöst hatte und statt eines Briefes selbst gekommen war. Ich ging unbemerkt in meine Kammer, um das erste Wiedersehen der Ehegatten nicht zu stören. Als ich nach etwa einer Stunde wieder ins Zimmer trat, saßen beide Hand in Hand im Sofa, und ihre Augen strahlten von dem reinsten irdischen Glück. Es war mir,

als sähe ich über ihnen den Himmel offen und die heiligen Engel Gottes voll Lust auf dies Bild irdischen Glücks hernieder schauen.

Wir saßen bis tief in die Nacht hinein, dann trennte sich Dr. Rinnstein von uns, um in ein nahe gelegenes Gasthaus, in welchem er schon Quartier genommen, zurückzukehren. In unserer kleinen Behausung war kein Raum für ihn.

Als ich vor dem Einschlafen diesen ereignisvollen Tag noch einmal überblickte, mußte ich des Traumes gedenken, den ich in der ersten Nacht hier gehabt. Ja, jetzt war das Ende der Leiter erreicht, wir fühlten wieder festen Grund unter unseren Füßen, die Sonne eines neuen häuslichen Glückes ging für Beata auf, und ich? — Ja, ich mußte den Platz, den ich elf Jahre hindurch eingenommen hatte, räumen. Ich mußte sinken; wo würde ich wieder eine Stätte finden?

Als Kornelia am andern Morgen hörte, der Papa sei über Nacht unerwartet aus Amerika gekommen, war sie anfangs sprachlos vor Ueberraschung, dann aber fiel sie ihrer Mutter um den Hals und rief: „O Mama, jetzt wird es schön werden!“

Dr. Rinnstein ließ nicht auf sich warten; wir saßen noch beim Kaffee, als er schon wieder ins Zimmer trat. Das Wiedersehen zwischen Vater und Tochter war tief ergreifend; er hielt das aufblühende Mägdlein in seinen Armen und konnte sich an dem lieben Gesichtchen nicht satt sehen.

Darauf wurden Pläne für die Zukunft gemacht; d. h. gemacht hatte Dr. Rinnstein dieselben schon, er legte sie seiner Frau nur zur Genehmigung vor. Das erste, was geschehen mußte, war eine größere Wohnung mieten. „Und dann werde ich versuchen,“ fuhr Dr. Rinnstein fort, „ein kleines Speditionsgeschäft zu etablieren, an überseeischen Empfehlungen fehlt es mir nicht, und eine kleine Summe, welche für den Anfang genügen wird, habe ich mir erspart.“

Da holte Beata ihr Sparkassenbuch und legte es ihrem erstaunten Manne vor. „Du brauchst Dich gar nicht zu verwundern, lieber Robert,“ sagte sie, „denn es ist das Geld, welches Du nach und nach aus Amerika geschickt hast.“

Beide lachten und weinten vor Freude, und Dr. Rinnstein sagte: „Mit einer solchen Frau kann es mir nicht fehlen!“

Eine passende Wohnung war bald gefunden und wurde von uns schon nach einigen Tagen bezogen. Auf Wunsch ihres Mannes gab Beata ihre Stunden auf. „Mit Gottes Hilfe werde ich jetzt Weib und Kind ernähren können,“ sagte Dr. Rinnstein.

Was nun aus mir werden würde, das war die Frage, die sich

mir jetzt unabweislich aufdrängte. Zwar bot mir Beatas Mann auf die liebenswürdigste Weise an, bei ihnen zu bleiben, und Beata und Kornelia unterstützten seinen Vorschlag mit ihren Bitten; aber dazu konnte ich mich nicht entschließen, denn ich war jetzt im Hause überflüssig geworden und zu einem halb müßigen Dahinleben war ich noch zu jung und kräftig. Die Zeit der Ruhe war noch nicht für mich gekommen. Eigentliche Sorge machte mir meine Zukunft nicht, denn ich wußte sie ja in den besten Händen; der bis dahin mein Führer und Berater gewesen war, der würde mir auch jetzt den Weg zeigen, den ich wandeln sollte, das wußte ich gewiß. Nichtsdestoweniger verursacht jede Ungewißheit dem menschlichen Herzen ein Unbehagen; und mit diesem unbehaglichen Gefühl nahm ich eines Morgens die Zeitung und durchlas den Annonceteil derselben. Mein Auge traf auf viele Stellensuchende; eine solche war auch ich. Ich las weiter. Halt, was war das?

„Gesucht auf sogleich ein Mädchen oder eine Witwe gesetzten Alters mit bescheidenen Ansprüchen zur Führung des Haushalts und Beaufsichtigung der Kinder von Dr. med. Rhabarber in B. im Hannoverschen."

Das war ja wie eigens für mich hierher gesetzt. Ich schrieb sogleich, und nach wenigen Tagen war die Sache in Ordnung. Nach Dr. Rhabarbers Wunsch sollte ich schon am nächsten Sonnabend die Stelle in seinem Hause antreten. Meine Anstalten waren auch bald getroffen und meine Koffer schnell gepackt. Das Aeußere ließ sich rasch besorgen; nicht so leicht ging das innere Loslösen. Ich stand abermals an einem Scheidepunkte in meinem Leben, und Scheiden ist etwas sehr Schweres. Beata und Kornelia waren mir beide fest an das Herz gewachsen, eine Trennung von ihnen mußte mir daher sehr wehe tun. Zwar wurde ausgemacht, daß ich, wenn irgend möglich, sie mindestens einmal im Jahre besuchen solle, — ich habe sie auch ein paarmal wiedergesehen und mich ihres Glückes von Herzen mitgefreut — aber das Bittere der Trennung konnte dadurch nicht hinweg genommen werden.

„Gut, daß es im Himmel keine Trennung mehr gibt!" Dieser Gedanke ist mir bei jedem schmerzlichen Abschied der beste Trost gewesen und er war es auch hier.

Beata und ihr Mann haben noch achtzehn Jahre miteinander ein stilles häusliches Glück genossen. Das unternommene Geschäft gelang und gewährte ihnen ein hinreichendes, wenn auch bescheidenes Auskommen. Und das genügte ihnen, sie trachteten nicht nach hohen

Dingen, denn das Höchste war ihr Ziel. Im Jahre 1870, als die deutschen Heere zum Krieg gegen Frankreich sich rüsteten, durfte Beata eingehen zum ewigen Frieden; ihr Mann folgte ihr zwei Jahre später nach.

Meine liebe Kornelia, seit vierzehn Jahren Frau Dr. Franz Reischau, lebt in einer glücklichen Häuslichkeit, umgeben von einer blühenden Kinderschar. Sie schreibt mir regelmäßig zweimal im Jahre: zu meinem Geburtstage und an ihrem Tauftage. Mehr Zeit zum Schreiben an mich kann sie nicht wohl erübrigen, denn sie ist eine tätige Hausfrau und gewissenhafte Mutter. Es schadet auch nicht, daß wir nicht öfter voneinander hören, denn uns umschlingt ein Band der Liebe, dessen beide Enden der HErr JEsus selbst in seiner Hand hält; das zerreißt also nicht.

Auf ihren Wunsch habe ich meiner Kornelia in meinem Testament das Kruzifix und meine kleine Bildergalerie vermacht. Das Indianerkästchen befindet sich schon lange in ihrem Besitz. Kruzifix und Bilder sind auf das innigste mit dem Leben ihrer Kindheit verwachsen. Die glücklichsten Stunden miteinander haben wir in meiner Kammer verlebt, wenn sie auf meinem Schoße saß und ich ihr aus der heiligen Geschichte oder alte, nie veraltende Märchen erzählte. Während ihr Ohr meinen Worten lauschte und ihr Geist sich mit dem Gehörten beschäftigte, hafteten ihre Augen unverwandt auf den Schattenrissen vor ihr an der Wand, und die kleinen schwarzen Gesichter verwoben sich in ihrem Geiste mit in die Geschichten. So war z. B. mein Vater Noah und ließ die Taube aus der Arche fliegen; er war Abraham und redete mit dem HErrn; er war Moses und führte sein Volk aus dem Diensthause Aegypten; ja, er war sogar König David und sang den 23. Psalm. In den Märchen wurden ihm nicht minder ehrenvolle Rollen zugeteilt. Das Beten hat meine liebe Kornelia ebenfalls in meiner Kammer vor dem Kruzifix gelernt.

Sollten diese Blätter ihr später vielleicht einmal zu Gesicht kommen, so wird sie mir nicht zürnen, daß ich die Geschichte ihrer Familie zum warnenden Exempel hier mitgeteilt habe, ich weiß es; denn sie hat — und das gleichfalls in meiner Kammer — gelernt, die Dinge dieser Welt im Lichte von oben zu betrachten.

Herr Benno lebt noch. Er ist viele Jahre ein beliebter und gesuchter Sprachlehrer gewesen und hat sich so viel erübrigt, daß er das Arbeiten ums Brot hat aufgeben und sich wieder in die höhere Gesellschaft seines Olymps zurückziehen können. Seit längerer Zeit schon schreibt er an einem Buche welches nach Andeutungen von ihm

den Kern aller Wissenschaften enthalten wird; doch soll dasselbe erst nach seinem Tode veröffentlicht werden, und seine größte Sorge ist, daß er vor Vollendung dieses viel verheißenden Werkes sterben könnte.

Das Haus Bruno Greifmüller hat eine Geschichte, deren Ueberschrift sich in die Worte des 73. Psalms fassen läßt: „Es verdroß mich auf die Ruhmredigen, da ich sah, daß es den Gottlosen so wohl ging, denn sie sind in keiner Gefahr des Todes, sondern stehen fest wie ein Palast. Sie sind nicht in Unglück wie andere Leute und werden nicht wie andere Menschen geplaget. Darum muß ihr Trotzen köstlich Ding sein, und ihr Frevel muß wohlgetan heißen. Ich dachte ihm nach, daß ich es begreifen möchte; aber es war mir zu schwer, bis daß ich ging in das Heiligtum Gottes und merkte auf ihr Ende."

Gott hat dem Ehepaare drei Kinder geschenkt, zwei Knaben und ein Mädchen; aber aus diesem Geschenk erblühte dem Hause kein Glück. Es war überhaupt in diesem Hause wenig wahres Glück zu finden. Die Entfremdung, welche schon gleich nach der Hochzeit zwischen den Eheleuten eingetreten war, hatte sich im Laufe der Zeit zu einer förmlichen Kluft erweitert, ja, sie war in eine feindliche Stellung zu einander übergegangen. Das Haus war sozusagen in zwei feindliche Heerlager geteilt; auf der einen Seite stand die katholische Mutter mit der gleichfalls katholisch erzogenen Tochter, auf der anderen Seite der religionslose Vater mit den beiden Söhnen, welche in dieser Beziehung ganz in seine Fußstapfen traten. Der Beichtvater der Frau scheint auch nicht bemüht gewesen zu sein, den häuslichen Zwist zu schlichten, vielmehr muß er noch Oel ins Feuer gegossen haben. Als sämtliche Kinder bereits erwachsen waren, verließ Madam Bruno Greifmüller plötzlich heimlich Mann und Kinder und kehrte nach den Rheinlanden zurück, um dort in einem Kloster durch Büßungen und Kasteiungen aller Art „die große Schuld ihres Lebens, einen Ketzer geheiratet zu haben", zu sühnen. Die Tochter folgte ihr nach kurzer Zeit nach mit Hinterlassung eines Briefes an ihren Vater, worin sie schrieb: „Meine Füße können nicht länger in Sodom stehen, ich muß eilen, meine Seele zu erretten."

In Bezug auf das Fortgehen seiner Frau und Tochter hat Herr Bruno Greifmüller beide Male nur das eine Wort gehabt: „Reisende Leute muß man nicht aufhalten."

Der älteste Sohn mußte nach dem Willen des Vaters gegen seine Neigung Kaufmann werden. Er hat für sich große Summen verbraucht und außerdem durch seinen Leichtsinn und seine Gewissen-

losigkeit dem Geschäfte vielen Schaden zugefügt. Einst nach einem heftigen Streite mit dem Vater tat er einen besonders kühnen Griff in die väterliche Kasse und ging zu Schiff ins Weite; seitdem ist er verschollen.

Der zweite Sohn, der Liebling des Vaters, war Offizier und hat durch seine großartige Verschwendung dem Vater noch größere Summen gekostet als der ältere. In einem Jahre hatte er einst über fünfzigtausend Dollars durchgebracht. Dies war dem Vater, der bis dahin alle Schulden seines Lieblings bezahlt hatte, doch zu viel gewesen; mit einem fürchterlichen Fluch, den niederzuschreiben meine Feder sich sträubt, hatte er den Sohn enterbt. Von da an sank derselbe rasch von Stufe zu Stufe und starb einige Jahre darauf in einem Armenspital seiner Vaterstadt.

So steht nun Herr Bruno Greifmüller ganz einsam, ein entblätterter Baum auf ödem Gestein. Seit zehn Jahren ist er erblindet. Sein großes, fürstlich eingerichtetes Haus ist unbewohnt; er selbst hat nur ein Zimmer in Benutzung. Seine Dienerschaft veruntreut das Seinige und bestiehlt ihn; er ahnt es, ja, er weiß es, aber ihm fehlen die Mittel es zu verhindern; er selbst kann nicht sehen und er hat niemand, der für ihn sehen möchte. So bleibt ihm nur der Schmerz, das mühsam und teuer Erworbene — er hat ja darum das Glück seines Lebens und den Frieden seiner Seele gegeben — nach und nach unter seinen Händen verschwinden zu fühlen. Dieses schmerzliche Bewußtsein verläßt ihn nie, es nagt, vorbildlich des Wurms, der nicht stirbt, unausgesetzt an seinem Leben. In seinem Schlafgemache hat er zwei große Kisten stehen, die sind bis oben hin mit Gold- und Silbermünzen gefüllt. Und abends, wenn der Diener ihn verlassen, steht der blinde Greis wieder von seinem Lager auf, sucht tastend die Truhen und schließt sie auf. Er setzt sich davor, und seine Hände wühlen sich tief in das edle Metall. Er drückt die Goldstücke an seine erblindeten Augen; aber das Gold hat kein Mitleid mit ihm. Es ist hart und kalt und gefühllos; und die verzehrende Glut in seinem Innern, die Gier nach immer größerem Reichtum, kann durch Gold und Silber nicht gelöscht werden. Mitten zwischen seinen Schätzen sehnt sich seine verschmachtende Seele vergebens nach einem Tropfen Erquickung.

So lohnt der Götze Mammon seinem treuesten Diener! — Der Apostel schreibt: „Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern!“ (1 Joh. 5, 21.)

13. Neue Bekanntschaften.

Es war ein frischer, nebliger Herbstmorgen, an welchem ich meiner neuen Heimat entgegenreiste. Von Hamburg nach Lüneburg benutzte ich die Eisenbahn. In den siebzehn Jahren, welche ich in Hamburg zugebracht hatte, waren Eisenbahnen entstanden. Es war dies das erste Mal, daß ich auf einer solchen fuhr, und ich freute mich dieses schnellen und bequemen Beförderungsmittels. Wie schneckenhaft langsam war ich vor siebzehn Jahren vom Städtchen X. nach Hamburg gereist, und wie vogelschnell durchflog ich jetzt die Welt! Der liebe Gott hat dem menschlichen Geiste große Gaben verliehen, und diese zeigen sich ganz besonders in den mancherlei Erfindungen. Möchten nur die Menschen bei allem, was sie vermögen und zustande bringen, Gott die Ehre geben, dann könnte man sich so recht von Herzen aller neuen Erfindungen freuen, denn dann würden dieselben auch wohl mehr in den Dienst Gottes und nicht — wie dies ja leider häufig der Fall ist — in den Dienst eines widerchristlichen Geistes gestellt werden.

Um den Flecken B. zu erreichen, mußte ich von Lüneburg mit einem Wagen noch mehrere Stunden in die Heide hineinfahren. Die Gegend ringsumher war öde und die Fahrt daher langweilig. In dem tiefen, losen Sande vermochten die Pferde den schwer bepackten Wagen — meine beiden Koffer standen auch darauf — nur langsam fortzubringen, was nicht dazu beitrug, die Fahrt unterhaltender zu machen.

Da die Außenwelt so wenig bot, so ließ ich den Blick meines inneren Auges in die Vergangenheit schweifen und überdachte die Wege und Führungen meines Gottes, in denen sich bis jetzt mein Leben bewegt hatte. Der Schluß dieser Betrachtungen ließ sich zusammenfassen in das bekannte Dichterwort:

„Die Wege sind oft krumm und doch gerad',
Darauf du läßt die Kinder zu dir geh'n.
Da pflegt es wunderseltsam auszuseh'n,
Doch triumphiert zuletzt dein hoher Rat."

Das Sinnen und Denken, dazu die langsame, schaukelnde Bewegung des Wagens versetzte mich allmählich in einen traumhaften Halbschlummer, in welchem es mir vorkam, als müßte mich im nächsten Augenblicke das Schicksal Dornröschens ereilen und ich samt Kutscher und Pferden in einen tiefen und langen Schlaf verfallen. Der Kutscher hatte sein graues, verwittertes Haupt auf die Brust

sinken lassen und schlief bereits. Die Pferde nickten bei jedem Schritte so seltsam träumerisch mit den Köpfen, und wenn es überhaupt möglich ist, daß Pferde im Gehen schlafen können, so schliefen diese beiden ganz gewiß auch. Dazu knarrten die Räder des Wagens, indem sie sich schwerfällig im Sande umdrehten, ganz vernehmlich die Worte: „Nur immer langsam voran, nur immer langsam voran!" Kein Wunder, daß unter diesen Umständen auch mich eine unwiderstehliche Müdigkeit beschlich; ich schloß die Augen und gedachte den Rest des Weges gleichfalls zu verschlafen.

Es wird gesagt, daß der Müller aufwacht, wenn seine Mühle still steht. Diese Erfahrung fand bei mir ihre Bestätigung und rettete mich vom Schicksale Dornröschens, denn ich erwachte davon, daß der Wagen plötzlich still stand. Nun weckte ich auch den Kutscher; dieser hieb, erschrocken auffahrend, auf die Pferde, welche mit tief herabgesenkten Köpfen dastanden, und nun ging es in einem etwas geschwinderen Tempo weiter.

Es war bereits gegen Abend, als ich das Haus des Dr. Rhabarber betrat. Ein junges, hoch aufgeschossenes Mädchen von fünfzehn bis sechzehn Jahren, in einem auffallend kurzen Kleide, welche sich als die Tochter des Hauses zu erkennen gab, empfing mich nicht gerade freundlich und führte mich in das für mich bestimmte Stübchen, indem sie sagte, daß ihr Vater über Land gefahren sei, aber wohl bald heimkehren werde. „Sie hätten eigentlich gar nicht zu kommen brauchen," setzte sie naiv hinzu, „denn ich kann den Haushalt recht gut allein besorgen, wie ich es auch schon in den beiden letzten Jahren getan habe."

„Dein Vater scheint aber doch anderer Ansicht zu sein," entgegnete ich.

„Daran ist allein die unausstehliche Tante Lisette schuld," rief das junge Mädchen heftig und zerdrückte eine Träne in ihren Augen.

„Wer ist denn Tante Lisette?"

„Sie ist die Schwester meines Vaters und lebt in Lübeck; aber sie besucht uns zuweilen und mischt sich dann in Dinge, die sie gar nichts angehen."

Um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen, fragte ich die erzürnte Sprecherin nach ihrem Namen.

„Ich heiße Schatty."

„Das ist ja ein ungewöhnlicher Name."

„Eigentlich heiße ich Charlotte, aber ich werde von allen Schatty genannt."

Wir gingen jetzt in das allgemeine Wohnzimmer, wo sich inzwischen die übrigen Kinder versammelt hatten und mich bei meinem Erscheinen neugierig und zugleich verlegen anstarrten. Es waren vier Kinder, zwei Mädchen von zwölf und zehn Jahren und zwei Knaben von acht und sechs Jahren.

Ich reichte dem ältesten Mädchen die Hand und fragte nach ihrem Namen.

„Ich heiße Wieschen," war die Antwort. Die zweite wurde mir als „Putchen" und die beiden Knaben als „Dolly" und „Fretty" vorgestellt.

„Aber wie heißt Ihr denn eigentlich?" fragte ich, durch diese Namenverunstaltung beinahe verwirrt.

Wieschen wußte, daß sie eigentlich Louise heiße, den übrigen dreien aber waren ihre Taufnamen gar nicht bekannt. Von Charlotte erfuhr ich, daß sie Pauline, Adolf und Alfred hießen.

Hierauf eröffnete ich ihnen, daß ich sie bei ihren Taufnamen nennen werde, worauf sie mich ihrerseits in sprachloser Verwunderung anblickten.

Nach etwa einer Stunde kehrte der Doktor von seiner Landtour heim. Er war ein kleiner, sehr beweglicher Herr, der mich mit großer Lebendigkeit begrüßte.

„Sie werden hier wohl manches anders finden, als es sein sollte," sagte er im Laufe des Gesprächs, „in den drei Jahren, in welchen meine Frau krank gelegen, ist der Haushalt rückwärts gegangen, und die Kinder sind etwas verwildert. Ich hätte wohl schon früher eine Dame ins Haus nehmen sollen, aber so lange meine Frau lebte, durfte ich es nicht, denn ihr war der Gedanke, eine Fremde ihren Platz ausfüllen zu sehen, zu schmerzlich; und Schatty meinte auch alles besorgen zu können, aber es geht doch nicht, ich sehe es ein. Vielleicht werden Sie mit Schatty keinen leichten Stand haben," fügte er etwas bedenklich hinzu, „denn das Mädchen besitzt einen großen Ehrgeiz und wird sich nur schwer dazu verstehen, etwas von ihren vermeintlichen Rechten aufzugeben."

Ich beruhigte den Doktor durch die Versicherung, daß ich versuchen werde zu Charlotte in ein recht freundliches Verhältnis zu treten.

Hierzu erschien mir zweckmäßig die Zügel meines Regiments sehr vorsichtig und allmählich in die Hand zu nehmen, und ich verhielt mich daher an diesem Abend lediglich als Zuschauerin. Es gab auch so viel zu sehen, daß ich damit vollauf zu tun hatte.

Zum Abendessen erschienen sämtliche Kinder mit ungewaschenen Händen und ungeordnetem Haar. Ihre sehr zerrissenen Anzüge waren mir schon bei der ersten Begrüßung aufgefallen, und ich hatte gedacht, daß hier die Nähnadel wohl keine Zeit haben werde einzurosten. Ein Blick auf den gedeckten Tisch gab mir zu neuen Betrachtungen Veranlassung. Freilich war es Sonnabend-Abend, und an einem solchen ist man — zumal in einem kinderreichen Hause — gewiß geneigt, das Tischtuch mit nachsichtigen Blicken zu betrachten, aber die Speise-Musterkarte, welche sich auf diesem Tischtuche meinen Blicken darbot, übertraf an Mannigfaltigkeit der Zeichnungen und Farben alles, was auch die kühnste Phantasie auf diesem Gebiete zu ersinnen vermag. Ich war fast starr vor Entsetzen ob dieses Anblicks und nahe daran, den bekannten Satz: „Nichts Neues unter der Sonne," als ungültig zu bezeichnen. Resigniert setzte ich mich an meinen Platz, auf bessere Zeiten hoffend.

Charlotte schenkte den Tee ein. Als ich meine Tasse zum Munde führen wollte, gewahrte ich, daß dieselbe vor Zeiten wohl einmal einen Henkel gehabt haben mochte, jetzt aber einen solchen nicht mehr besitze. Ich sah mich nach einem Teelöffel um. Ja, da lag auf der geborstenen Untertasse ein Stück verbogenes, zerdrücktes und zerbissenes Metall, das wohl einige Aehnlichkeit mit einem Löffel hatte, aber unter anderen Umständen schwerlich von mir für einen solchen würde gehalten worden sein. Unwillkürlich schaute ich nach der Tasse des Doktors; diese befand sich in ähnlichen Umständen wie die meinige. Ich blickte nach den Tassen der Kinder; sie waren sämtlich noch ärger beschädigt. Nun forschte ich weiter und fand, daß alles auf dem Tische ohne Ausnahme den Stempel der Zertrümmerung trug. Wahrscheinlich würde ich über diesen seltsamen Umstand noch weiter nachgedacht haben, wenn nicht Neues meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte. Denn kaum hatte die Mahlzeit begonnen, als sich zwischen den Kindern Streit erhob; sie rissen sich gegenseitig die Butterbröte weg, belegten sich mit Schimpfnamen und teilten sich schließlich Ohrfeigen aus. Der Doktor gebot Ruhe und drohte mit einem Stock. Für einige Augenblicke trat auch Ruhe ein; diese benutzte Adolf, sich, der Länge nach auf den Tisch werfend, eine Schüssel mit gebratenen Kartoffeln zu erfassen; Louise, welche neben Adolf saß, ergriff ihn bei den Beinen, um ihn vom Tische herunterzuziehen, wobei alles auf dem Tische in Gefahr geriet. Alfred hatte unterdessen die Kartoffelschüssel zu sich herangezogen und legte sich, seine Hände als natürliche Löffel benutzend, nach Belieben vor.

Charlotte tat ihr möglichstes, um Ordnung zu halten, sie bat, sie ermahnte, sie schalt; alles umsonst. Da sprang der Doktor auf, griff nach einem hinter ihm auf dem Stuhl liegenden Stock und schlug blind zwischen die Kinder, unbekümmert darum, wen der Schlag treffe, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß er jedenfalls einen Schuldigen treffen werde. Die Kinder erhoben einstimmig ein wahres Zetergeschrei, welches, allmählich in die verschiedensten Tonarten übergehend, bei den kleinen Mädchen mehr als leises Schluchzen, bei den Knaben wie verhaltenes Grollen, uns während der übrigen Mahlzeit als Tischmusik diente.

Daß mir unter diesen Umständen das Essen nicht besonders schmeckte, ist natürlich. Und als nach aufgehobener Tafel der Doktor sich höflich vor mir verneigend mir eine gesegnete Mahlzeit wünschte, machte dieser Wunsch einen besonders wohltuenden Eindruck auf mich, denn ich fühlte, daß hier zu einer bekömmlichen Mahlzeit der Segen Gottes doppelt notwendig sei, und erwiderte daher diesen Wunsch aus aufrichtigem Herzen.

Beim Abräumen des Tisches — woran ich mich schon etwas zu beteiligen wagte — fragte ich Charlotte, ob die Kinder am Sonnabend-Abend auch gebadet würden. Sie antwortete etwas verlegen: „So lange Mutter gesund war, ist es geschehen, später aber unterblieben."

Ich nahm mir vor, diese Gewohnheit baldigst wieder einzuführen. Als die Kinder zu Bett gebracht werden sollten, ging ich mit, unter dem Vorwand, allmählich etwas Hausgelegenheit zu lernen, und erlangte auf diese Weise wenigstens ein gründliches Abseifen des Gesichts und der Hände bei den Kleinen.

Wieder ins Wohnzimmer zurückkehrend, fand ich Charlotte eifrig mit einem Kleide beschäftigt. Ich fragte, was sie mit dem Kleide beabsichtige. „Ach," erwiderte sie etwas verzagt, „ich bin aus allen meinen Kleidern herausgewachsen; auch dieses mein Sonntagskleid ist mir viel zu kurz und zu eng; ich muß es mir auf morgen weiter und länger machen, ich kann es so gar nicht mehr anziehen."

Ich sagte, um das in befriedigender Weise tun zu können, müsse sie das Kleid anziehen, ich wolle dann sehen, wo es fehle. Zögernd kam sie meinen Worten nach, und ich sah hierbei, daß auch ihre Unterkleidung einer gründlichen Reparatur bedurfte.

Nach genommener Anprobe nahm ich das Kleid zu mir und sagte, sie möge sich nur schlafen legen, es sei schon spät; ich wolle das Kleid ändern, und morgen solle sie dasselbe fertig vorfinden.

Sie sah mich einen Augenblick unsicher an, dann sagte sie: „Das ist sehr freundlich von Ihnen, und ich bin gar nicht freundlich gegen Sie gewesen."

Ich reichte ihr die Hand und entgegnete: „Das schadet für den Anfang nicht, das wird sich mit der Zeit schon ausgleichen."

Charlotte ging zu Bett; und als ich später das geänderte Kleid auf ihre Kammer trug, hatte ich aufs neue Gelegenheit, einen Blick in einen kleinen Abgrund von Unordnung zu tun. Ich dachte an das, was mein Vater mir so oft von der Schlafkammer eines jungen Mädchens gesagt hatte, und hoffte auch hier auf bessere Zeiten.

Am andern Morgen machten die Kinder in ihren Sonntagsanzügen und dank der gestrigen gründlichen Abseifung einen viel besseren Eindruck als am Tage vorher. Daß es Sonntag sei, spürte man sonst weiter nicht im Hause, vom Kirchengehen war keine Rede. Ich dachte: „Mit Gottes Hilfe wird auch das kommen," und machte mich daran, dem Hause wenigstens im Aeußern ein etwas sonntägliches Aussehen zu geben. Charlotte hatte mir freundlich guten Morgen gesagt und sich des Kleides wegen bei mir bedankt.

Nach dem Frühstück, bei welchem der Doktor nicht zugegen gewesen, rief ich die Kinder zu mir und fragte sie noch einmal nach ihren Taufnamen, die sie jetzt wußten. Darauf sagte ich ihnen, daß ich „Tante Kornelia" heiße, was sie zu befriedigen schien, und fügte hinzu, daß derjenige unter ihnen, welcher seine Geschwister von jetzt an nur bei ihren Taufnamen nenne, ein kleines Geschenk von mir erhalten werde.

„Wenn wir es aber alle tun?" fragte der kleine Alfred.

„Dann erhält jeder von Euch ein Geschenk." Dieser Zusatz gefiel besonders, und jeder rief nun laut die Namen seiner Geschwister, um sich dieselben recht geläufig zu machen.

Die Mittagsmahlzeit verlief etwas weniger stürmisch als die gestrige Abendmahlzeit, und ich dankte im stillen Gott dafür. Nach dem Essen ging ich in mein Zimmer, um meine Sachen vollends auszupacken. Kaum hatte ich damit begonnen, als an meine Tür geklopft wurde und Charlotte mit der Frage, ob sie mir ein wenig Gesellschaft leisten dürfe, zu mir ins Zimmer trat. Ich war durch dieses freundliche Entgegenkommen ihrerseits angenehm berührt, und bald befanden wir uns in einem lebhaften Gespräche. Ich zeigte ihr meine kleine Bildergalerie, die einen abermaligen Zuwachs in Bildern von Beata und meiner geliebten Kornelia erhalten hatte, und erzählte ihr aus meinem väterlichen Hause. Sie dagegen machte

mich mit ihren Familienverhältnissen näher bekannt. „Meine älteste Schwester Lisette," sagte sie unter anderem, „ist an unsern Vetter, Dr. Pillow, verheiratet und wohnt uns gerade gegenüber in dem großen roten Hause. Als vor mehreren Jahren der zweite Arzt hier im Orte starb, veranlaßte Vater unsern Vetter Eduard Pillow sich hier als Arzt zu besetzen, denn, sagte er, ein Verwandter ist als Konkurrent doch immer noch angenehmer als ein Fremder. Meine Schwester hat zwei ganz süße kleine Kinder, ein Mädchen von fünf und einen Knaben von drei Jahren. Es ist aber auch gut, daß sie die Kinder hat, denn ihr Mann ist fast nie zu Hause; sie würde sehr einsam sein, wenn sie die Kinder nicht hätte."

„Dr. Pillow hat wohl eine sehr große Kundschaft," warf ich ein, als die Erzählerin schwieg.

„Das gerade nicht, er hat nicht so viel zu tun wie Vater, aber er ist doch nie zu Hause."

Beim Nachmittagskaffee teilte mir der Doktor mit, daß er für seine Kinder eine Gouvernante engagiert habe, welche in etwa vierzehn Tagen eintreffen werde. „Mit dem Unterricht der Kinder hat es hier im Orte seine Schwierigkeiten," fügte er hinzu, „in den allgemeinen öffentlichen Schulen lernen die Kinder unseres Standes nicht genug; da bleibt denn nichts anders übrig, als in den sauren Apfel zu beißen und einen Lehrer oder eine Lehrerin ins Haus zu nehmen. Vorläufig, denke ich, genügt uns eine Lehrerin. Diejenige, welche ich engagiert habe, ist in einem Institute Mitteldeutschlands gebildet und muß ein riesig gelehrtes Frauenzimmer sein, wenn sie nur halb so viel weiß, als sie vorgibt zu wissen. Ihre Zeugnisse sind brillant."

Am andern Morgen schon begann ich, ermutigt durch Charlottens freundliches Entgegenkommen, meine Reformen im Haushalte und hatte die Befriedigung, daß Charlotte mir hierbei hilfreich zur Hand ging und sogar manchen Veränderungen ihre Anerkennung zollte.

Gegen Abend forderte Charlotte mich auf, sie zu ihrer verheirateten Schwester zu begleiten, um derselben meinen Besuch zu machen. Ich willigte gern ein.

Das erste Zimmer, welches wir betraten, schien das allgemeine Wohnzimmer zu sein; fröhlicher Kinderlärm bewillkommnete uns. Zwei wirklich allerliebste Kinder tummelten sich im Zimmer umher; die Gegenstände aber, deren sie sich zu ihren Spielen bedienten, erregten mein Bedenken. Das kleine Mädchen hatte eine Morgenhaube ihrer Mama in einen Wagen umgewandelt, darin eine ganze

Familie kleiner Puppen placiert und fuhr nun diesen improvisierten Wagen, an welchem die Haubenbänder ganz von selbst sich als Deichsel ergaben, ihren Puppen ein lustiges Lied singend, im Zimmer umher. Einen wollenen Strumpf des Papas, der im Fuß einige ungerechtfertigte Oeffnungen zeigte, hatte die Kleine sich als Zipfelmütze über den Kopf gezogen. Der Knabe ritt eine lange Pfeife des Papas als Steckenpferd, Kopf und Schwammdose der Pfeife lagen bereits zerbrochen in einem Winkel des Zimmers; ein Leihbibliothekbuch, an einen Bindfaden gebunden, zog er als Wagen hinter sich her und einen angefangenen Kinderstrumpf, der bereits bis zur Zehe gediehen war, aus dem er aber vorsichtigerweise die Nadeln entfernt hatte, schwang er als Peitsche.

In dem Nebenzimmer, dessen Tür offen stand, saß eine Dame am Klavier und sang mit einer hübschen Sopranstimme das „erste Veilchen von Mendelssohn“: „Als ich das erste Veilchen erblickt, wie war ich von Farben und Duft entzückt!“ Unwillkürlich mußte ich denken, daß der Mann der Sängerin über das Bild im Vorzimmer weniger entzückt sein dürfte.

Die Dame erhob sich bei unserem Eintritt und begrüßte mich freundlich. Es war Frau Lisette Pillow. Sie entschuldigte ihren allerdings recht nachlässigen Anzug mit dem Umstande, daß sie versprochen habe, in dem am Mittwoch stattfindenden Liebhaber-Konzerte mitzuwirken, und nun die wenige Zeit, welche der Haushalt ihr lasse, benutzen müsse, um die vorzutragenden Sachen einzuüben. „In einem so abgelegenen Orte, wie unser B. ist“, sagte sie, „erscheint es mir doppelt als Pflicht, den vorhandenen geringen Kunstsinn der Menschen zu pflegen und zu fördern und ein Opfer dieserhalb nicht zu scheuen.“

Ich nickte zustimmend mit dem Kopfe, denn im allgemeinen konnte ich den ausgesprochenen Satz ja gelten lassen, aber ich mußte dabei an die Haube, die Pfeife und den Strumpf im Vorzimmer denken.

Bei unserer Rückkehr hatte ich ein neues unerwartetes Schauspiel. Der Doktor, der, wie ich später erfuhr, nicht nur ein Musikfreund, sondern auch wirklicher Kenner der Musik war, saß am Klavier und spielte. Auf seinen Knieen lag ein ungewöhnlich langer Rohrstock, den ich schon vorhin bei den Noten auf dem Klavier bemerkt hatte, ohne mir seine Bestimmung erklären zu können. Hinter dem Doktor saßen die vier Kinder um den runden Sofatisch und spielten Lotto. Charlotte einen Wink gebend, setzten wir beide uns

stille in eine Fensternische, um dem schönen Spiele des Doktors zu lauschen. Dieser Genuß ward indes sehr beeinträchtigt durch den Lärm, den die Kinder beim Lottospiel machten, sie zankten und rauften sich. Der Doktor rief ein paarmal mit donnernder Stimme sein „Stille!" dazwischen, aber ohne Erfolg. Plötzlich, einige Taktpausen der linken Hand benutzend, ergriff er den auf seinen Knieen liegenden Rohrstock und schlug, ohne sich umzusehen und mit der rechten Hand weiterspielend, über seine Schultern mehrere Male zwischen die Kinder. Diese schienen das Manöver schon zu kennen, denn sie duckten sich sehr geschickt unter den Tisch, so daß der Stock nur gefühllose Gegenstände traf. Erschrocken sprang ich auf, um ein Glas, welches auf dem Tische stand, zu retten, und setzte mich dann an den Tisch, um die Kinder in der nötigen Ruhe zu erhalten, bis das Spiel beendigt sei.

Als der Doktor das Klavier geschlossen, sagte er, zu mir tretend: „Sie haben sich vielleicht über mein blindes Dreinschlagen gewundert; ich gebe auch zu, daß mir die rechte Gabe der Erziehung fehlt, aber meine Kinder scheinen mir auch ganz ungewöhnlich wild und ungehorsam zu sein, doch," setzte er sich tröstend hinzu, „wenn die Gouvernante kommt, dann wird es besser werden; die hat, wie sie ausdrücklich schreibt, Pädagogik studiert und muß also die Erziehung aus dem Fundament verstehen."

* * *

Am Mittwoch-Abend besuchten wir das Konzert, in welchem Frau Lisette verschiedene Stücke vortrug. Ihre Leistungen übertrafen meine Erwartungen weit; allgemeine Anerkennung wurde ihr gezollt. Aber es war kaum möglich, die jugendlich hübsche, von künstlerischer Begeisterung strahlende Frau in dem gewählten, kleidsamen Anzuge als diejenige wieder zu erkennen, welche mir vor wenigen Tagen in dem schmutzigen und zerrissenen Hauskleide und dem nachlässig aufgesteckten Haar entgegengetreten war. —

Am folgenden Abend war Dr. Pillow mit seiner Frau bei uns zu Tee. Im Laufe des Gesprächs sagte ich zu dem ersteren, daß ich ihn im Konzertsaale nicht bemerkt habe. Er erwiderte ironisch lächelnd: „Wem im eigenen Hause die Ohren so voll gedudelt werden, wie mir, der sehnt sich wahrhaftig nicht noch nach einer Konzertaufführung!"

„Arme Frau," mußte ich denken, „sind das die Erfolge Deiner Bemühungen, den Kunstsinn hier im Orte zu wecken und zu pflegen?" Und mir fiel ein, was Sirach, der große Menschenkenner, im

25. Kapitel seines Buches schreibt: „Ein Weib, da der Mann keine Freude an hat, macht ihn verdrossen zu allen Dingen.“ Eine gewisse Verdrossenheit und ein Mißtrauen an allem war unverkennbar auf dem Gesichte des Dr. Pillow ausgeprägt, und ein Widerschein hiervon machte sich in unbewachten Augenblicken in den Zügen seiner Frau bemerkbar.

14. Fernere Erlebnisse in B.

Wir alle sahen dem Kommen der Gouvernante erwartungsvoll entgegen. Sie selbst hatte ihre Ankunft auf den 15. Oktober festgesetzt. Am 14. jedoch erhielt der Doktor einen Brief, in welchem sie dieselbe noch vierzehn Tage hinausschob, weil sie erst noch einige notwendige Geschäfte abwickeln müsse. Der Doktor las mir diesen Brief „im höheren Stil“, wie er ihn nannte, vor. Pauline, welche an einem Socken für ihren Papa strickend auf einer Fußbank neben mir saß und von dem ganzen Briefe wohl nur das Abwickeln begriffen hatte, sagte, als der Doktor sich entfernt:

„Tante Kornelia, es muß aber doch sehr viel Strumpfgarn sein, das die Gouvernante abzuwickeln hat, wenn sie vierzehn Tage dazu gebraucht.“

Am bezeichneten Tage um die Nachmittagskaffeestunde traf die Erwartete, Fräulein Glitzermeyer, richtig bei uns ein; es war ein langes, dünnes Frauenbild, mit einer dünnen, spitzen Nase, rötlichem Haar und ein Paar runden, wasserblauen Augen.

Der Doktor war nicht zu Hause, und Fräulein Glitzermeyer erzählte mir gleich in der ersten Stunde unseres Beisammenseins, daß sie die Stelle nur angenommen habe, um die Naturschönheiten der Heide kennen zu lernen und Skizzen davon aufzunehmen. „Ich habe bis jetzt nur in bergigen Gegenden gelebt,“ schloß sie, „und möchte nun auch einmal das Flachland Norddeutschlands mit seinen Bewohnern, dem biederen Stamm der Niedersachsen, kennen lernen. Die Geschichte der Niedersachsen habe ich eingehend studiert, aber denken Sie sich, nie einen Niedersachsen von Angesicht geschaut. Sie können sich also denken, von welchem Interesse es für mich sein wird, dieses Volk, für das ich eine lebhafte Sympathie hege, denn sein Widerstand gegen alles Neue und sein zähes Festhalten am Alten flößt mir Achtung ein, in seiner Eigenart durch eigene Anschauung kennen zu lernen.“

Ich entgegnete, daß sich ihr in diesem Hause hierzu die beste Gelegenheit böte, denn die Kinder, deren Unterricht und Erziehung sie übernommen habe, seien durch und durch echte Niedersachsen.

Beim Tee führte sie ausschließlich die Unterhaltung, welche sich jedoch in so hohen Bahnen bewegte, daß sie gänzlich über meinem Horizonte lag. Auch dem Doktor schien ihre Art der Unterhaltung nicht zu gefallen, denn als wir uns am Abend trennten, flüsterte er mir zu: „Haben Sie schon einmal jemand gesehen, der die Gelehrsamkeit löffelweise verspeist hat?"

Am folgenden Tage sollte der Unterricht beginnen, doch schon nach einer Viertelstunde waren die Kinder wieder da und erzählten, Fräulein Glitzermeyer habe sie nach ihren Namen und ihrem Alter gefragt und beides in ein Buch geschrieben. Darauf habe sie ihnen ein langes Lineal gezeigt und gefragt: „Kennt Ihr diesen Gegenstand?" — „Ja, das ist ein Lineal." — „Richtig. Wozu wird dasselbe gebraucht?" — „Um Linien damit zu ziehen." — „Ja, das ist ein gewöhnliches Lineal, dieses hier hat aber zugleich einen höheren Zweck, es wird Euer Zuchtmeister sein. Wenn Ihr Schläge verdient, wird dieses Lineal sie Euch erteilen. Betrachtet dasselbe also mit Respekt und hütet Euch, mich zu erzürnen. Für heute seid Ihr entlassen; morgen ist Examen, bereitet Euch darauf vor!"

Die Kinder fragten, wie sie dieses Vorbereiten machen sollten. Ich ließ sie, wie ich es bisher jeden Tag getan hatte, bei mir lesen, rechnen und schreiben und erzählte ihnen aus der biblischen Geschichte, das war unsere Vorbereitung.

Das Examen war am anderen Tage in einer halben Stunde abgemacht; und während darauf die Gouvernante streng nach den Regeln der Methodik, wie sie selbst sagte, einen Stundenplan ausarbeitete, trieb ich mit den Kindern die gewohnten Uebungen.

Am dritten Tage endlich begann der Unterricht. Im Laufe des Tages nahm Fräulein Glitzermeyer Gelegenheit mir zu sagen, daß die Kinder in den Wochen bei mir augenscheinlich Fortschritte gemacht hätten, was um so mehr anzuerkennen, da ich keine Lehrerin von Fach sei, also weder Pädagogik noch Methodik studiert habe. Ein Unterricht, wie sie ihn gäbe, sei allerdings etwas noch ganz anderes, denn der basierte auf wirklich wissenschaftlichen und gründlichen Studien. „Sie dürfen mir diese Bemerkung nicht übel nehmen," fügte sie hinzu, „denn wenn Sie mir sagen, daß Sie das Kochen, Waschen und Plätten besser verstehen als ich, so bescheide ich mich gern und lasse Ihnen in den Künsten, welche zu Ihrem Berufe gehören, den Vorrang."

Hierauf wußte ich nichts zu antworten und schwieg daher.

Nach einigen Wochen erzählten die Kinder sehr erfreut, daß Fräulein Glitzermeyer sie sämtlich zeichnen wolle. „Ich zeichne einigermaßen mit Glück," versicherte sie selbst bescheiden.

Mit Alfred wollte sie den Anfang machen, und am nächsten Sonntage sollte er ihr sitzen. Sein schlichtes, ziemlich langes, glatt anliegendes Haar genügte ihr indes zu diesem Zwecke nicht. Am Sonnabend-Abend wickelte sie ihm daher den ganzen Kopf voller Locken, die sie mit Papierhülsen umgab. In der Nacht schlief der arme Junge sehr unruhig und stöhnte laut im Schlaf; die vielen Papilloten drückten ihn, und er klagte am andern Morgen über Kopfweh. Fräulein Glitzermeyer aber versicherte, das werde sich bald geben, und machte sich daran, ihr Opfer „künstlerisch zu frisieren", d. h. sie machte ihm einen Scheitel in der Mitte des Kopfes, kämmte das kraus gewordene Haar zu beiden Seiten in die Höhe und ließ es wirr herniederfallen. Das sähe genial aus, sagte sie. Sie zeichnete eifrig den ganzen Morgen, und ihr kleines Opfer mußte den ganzen Sonntag-Morgen steifsteif vor ihr auf dem Stuhle sitzen. Daß er da nicht sein bestes Gesicht gemacht, ist begreiflich. Als Fräulein Glitzermeyer am Nachmittage zum Kaffee herunterkam, brachte sie die fertige Zeichnung mit und zeigte sie mir. Ich zog es in diesem Falle vor, mein Urteil nicht abzugeben, und sagte daher, was die Aehnlichkeit beträfe, seien die Kinder die besten Kunstrichter; sie möge also das Bild dem kleinen dreijährigen Otto Pillow, welcher sich im Zimmer befand, vorhalten. Sie rief den Kleinen, zeigte ihm die Zeichnung und sagte: „Nun, mein Söhnchen, sag mal, wer soll dies sein?"

Der Kleine sah das Bild an und sagte unbedenklich: „Wau, wau!"

Wir alle mußten lachen, denn wirklich hatte das kleine runde, etwas mürrisch aussehende Gesicht, umgeben von einem stehenden Kranze wirrer Haare, Aehnlichkeit mit einem Affenpinscher. Fräulein Glitzermeyer aber war durch den Ausspruch des selbst gewählten Kunstrichters und unser Lachen so beleidigt, daß sie ohne ein Wort zu sagen das Bild in ihre Mappe legte und auf ihr Zimmer ging. Die übrigen Kinder und ich — denn auch mir hatte sie Hoffnung gemacht, von ihr gezeichnet zu werden — blieben von ihrer Kunst unbelästigt.

Einige Wochen vor Weihnacht gab Fräulein Glitzermeyer uns eine besondere Probe ihrer Pädagogik. Schon einige Male hatte sie gegen mich geäußert, daß Adolfs Charakter in seiner niedersächsischen

Zähigkeit ihr ein Gegenstand interessanten Studiums sei. Nicht selten war mit diesem Studium ein Kampf verbunden, aus welchem — dank dem höheren Zwecken gewidmeten Lineal — Fräulein Glitzermeyer bis jetzt noch immer als Siegerin hervorgegangen war. Eines Tages schien dieser Kampf von beiden Seiten mit besonderer Hartnäckigkeit geführt zu werden, wie ich aus dem heftigen Gepolter und Getrappel in der Schulstube schloß. Plötzlich ward die Tür der Schulstube aufgerissen, und es stürzte etwas mit großem Lärm die Treppe herunter. Ich eilte auf den Vorplatz. Das Bild, welches hier sich meinen Blicken bot, war empörend, aber zugleich so komisch, daß ich Mühe hatte, nicht zu lachen; es erinnerte an Freiligraths Löwenritt. Adolf war auf Fräulein Glitzermeyers Rücken gesprungen und behauptete sich hier durch Umklammerung ihres Halses mit beiden Armen. Vergebens suchte Fräulein Glitzermeyer ihre Bürde abzuschütteln, vergebens bemühte sie sich, mit dem in ihrer Rechten befindlichen Zuchtmeister ihrem Peiniger wirksame Streiche zu versetzen. Ihr Gesicht war vor Zorn und Anstrengung braunrot geworden. Rasch trat ich hinzu und befreite sie mit einem kräftigen Griff von ihrem Würger, welcher im Bewußtsein seiner Schuld eiligst das Weite suchte. Ich nahm die Erschöpfte mit in die Wohnstube, damit sie sich erst etwas erhole, ehe sie sich den Kindern wieder zeige. Hier erzählte sie mir den Hergang des abenteuerlichen Aufzugs: „Adolf war, wie gewöhnlich, ungehorsam und hartnäckig, so daß ich zum Lineal greifen mußte. Um den verdienten Schlägen zu entgehen, flüchtete er sich von einem Winkel des Zimmers in den andern; ich natürlich hinter ihm her. Plötzlich, einen günstigen Augenblick ersehend, schwang er sich mit einer kühnen Wendung auf meinen Rücken. Das übrige wissen Sie. Wäre die Sache nicht mir selbst passiert," setzte sie hinzu, „so würde mich der ganze Vorgang sehr interessiert haben, denn er beweist aufs neue, daß die Not die eigentliche Erzieherin des Menschengeschlechts ist; denn erst als Adolf keinen andern Ausweg mehr offen sah, entschloß er sich zu dem kühnen Sprunge, der ihm so über alle Erwartung gelang."

„Ich würde mich in Ihrer Stelle aber doch hüten, diese Erziehungsmethode öfter in Anwendung zu bringen," war meine Meinung in der Sache.

So vergingen Frühling und Sommer. Fräulein Glitzermeyer schwärmte viel im Freien umher, um Skizzen nach der Natur aufzunehmen; zu Hause machte sie Gedichte; die Kinder lernten nicht viel. Ihr gefiel es bei uns offenbar auch nicht gerade gut, und so waren

wir denn nicht böse, als sie uns eines Tages erklärte, daß sie eine Stelle in Süddeutschland angenommen habe. Bald darauf packte sie ihre Sachen und reiste ab. Ich backte am Tage ihres Abschieds eine Korinthenfemmel und kochte Schokolade, und wir waren alle sehr vergnügt. Den Unterricht der Kinder nahm ich von nun an in meine Hand.

* * *

Nach Fräulein Glitzermeyers Abschied wehte kein Geist der Gelehrsamkeit mehr durch unser Haus, es war aber dafür doppelt gemütlich geworden. Der Doktor rieb sich einmal über das andere vergnügt die Hände, indem er sagte: „Es ist doch unglaublich, welche Unruhe so ein gelehrtes Frauenzimmer ins Haus bringt!"

Mit dem Unterricht der Kinder ging es auch ohne gelehrte Gouvernante ganz gut. Ich hatte mich sehr bald mit den Kindern eingelebt; sie waren folgsam und fleißig und machten genügende Fortschritte. Die Stunden, welche ich nicht geben konnte und mochte, übernahm ein Lehrer im Orte.

Es herrschte Friede und Fröhlichkeit im Hause. Wir alle fühlten uns am wohlsten daheim; unser Familienleben war sichtlich im Aufblühen begriffen.

So stand es bei uns. Im Hause des Dr. Pillow dagegen sank das Barometer des häuslichen Glücks tiefer und tiefer und stand nicht selten auf Sturm und Ungewitter. Mein alter Doktor war über das häusliche Leben seiner Tochter, obgleich er nur das wenigste aus denselben erfuhr, sehr betrübt und sagte einmal zu mir: „Ich habe es so gut gemeint, als ich den Eduard hierher rief; aber die beiden scheinen gar nicht füreinander zu passen, obgleich sie sich als Brautleute so lieb hatten. Es ist traurig, daß auch die Liebe, die doch das Höchste hier im Leben ist, so selten Bestand hat!"

Der liebe alte Doktor! Er kannte die Liebe, welche ewig ist und in welcher allein alle irdische Liebe Bestand zu gewinnen vermag, auch noch nicht und deshalb beurteilte er die häuslichen Verhältnisse seiner Tochter so durchaus unrichtig.

Es ist mir überhaupt auf meinem Gange durch dieses Leben eine auffallende Wahrnehmung gewesen, wie verschieden oft ein und dieselbe Sache von den verschiedenen Menschen beurteilt wird. Lange habe ich mir diese Erscheinung nicht zu erklären vermocht, bis es mir klar ward, daß es zwei ganz entgegengesetzte Standpunkte gibt, von denen aus die Dinge betrachtet werden können.

Der eine Standpunkt ist die Höhe des göttlichen Wortes. Von diesem aus gewinnen wir einen weiten Ueberblick, denn das Licht der ewigen Wahrheit erhellt die Gegend; der Sehwinkel aber, in welchem uns alle, auch die geringfügigsten Dinge erscheinen, ist immer ein und derselbe; es ist der vom Worte Gottes selbst bestimmte, und daher macht uns die Beurteilung scheinbar verwickelter Verhältnisse von diesem Standpunkte aus wenig Schwierigkeiten.

Der andere Standpunkt, von welchem aus die Dinge betrachtet werden können, ist das Tal der eigenen Meinung. Das Licht, welches hier die Gegenstände erhellt, ist der menschliche Verstand. Dieses an und für sich schon nicht sehr helle Licht wird dadurch noch mehr getrübt, daß es Reflexlicht ist. Das Tal wird nämlich begrenzt und eingeengt durch verschiedene eingebildete Höhen, als da sind: Vorurteile verschiedener Art von lichter und dunkler Farbe, menschliche Autorität, Eitelkeit, Selbstsucht u. dgl. Diese Höhen werfen das Licht des menschlichen Verstandes zurück und machen es dadurch unsicher und blendend. Die Gegenstände, welche von diesem Lichte beleuchtet werden, erscheinen daher auch notwendig in unbestimmten, schwankenden Umrissen. Dazu gibt es in diesem Tale so viele Sehwinkel, wie es Menschen gibt, denn jeder hat da seinen eigenen, von ihm selbst bestimmten Sehwinkel.

Die Welt beurteilt die Dinge über und um sich nur von diesem Tale aus, und deshalb ist es nicht zu verwundern, daß ihr Urteil, wie es auch ausfallen mag, doch stets ein falsches ist.

Hier gilt es mutig gegen den Strom zu schwimmen und uns die Augen immer wieder hell machen zu lassen, wenn die Welt uns einmal Sand hineingeworfen hat.

Was das geistliche Leben betrifft, glich der Flecken B. einem öden Gefilde, auf welchem hie und da das Gestrüpp einer Werktätigkeit ohne den belebenden Hauch des Christentums sein kümmerliches Dasein fristete. Seit einigen Jahren zwar stand hier ein junger gläubiger Pastor, der unermüdet und unerschrocken allsonntäglich seine Wächterstimme erhob, aber die Seelen lagen in einem tiefen, totenähnlichen Schlaf und waren schwer zu erwecken. Sie waren in den letzten vierzig Jahren übel beraten gewesen, der Hirte, der sie hatte weiden sollen, hatte selbst geschlafen. Nun war er alt und emeritiert und wohnte bei einer verheirateten Tochter. Auch er hörte den Weckruf seines Nachfolgers, aber auch er schlief ruhig weiter. Die Leute im Orte sprachen mit Achtung und einer gewissen Anhänglichkeit von ihm. Er war auch gewiß, nach dem Maßstab der Welt gemessen, ein

ehrenhafter achtungswerter Mann, ein Seelenhirte im Sinne der Heiligen Schrift war er aber nicht gewesen. Sein Amt war ihm eine Pfründe gewesen, mehr nicht. St. Pauli Wort an Timotheus: „So jemand ein Bischofsamt begehret, der begehret ein köstliches Werk," hatte er wohl nie auch sich gesagt sein lassen.

Ein charakteristisches Streiflicht auf seine frühere Amtsführung wirft ein Gespräch, das er einst in einer Abendgesellschaft mit seinem Amtsnachfolger hatte und dessen Zeugin ich war. Die Pfarre war nicht schlecht dotiert, da aber der Inhaber derselben dem alten Emeritus die Hälfte der Einnahme abgeben mußte, so reichte die andere Hälfte nur sehr knapp für eine Familie aus. Dies wußte der alte Herr, und darauf Bezug nehmend, sagte er wohlwollend zu seinem Nachfolger: „Lieber Amtsbruder, dieses Jahr können Sie mit Ihrer Einnahme schon zufrieden sein, denn Sie haben schön Tote gehabt!" Es hatte nämlich eine ansteckende Krankheit geherrscht, und es waren viele Menschen gestorben.

Ueberall, wohin ich im Orte kam, sah ich mich nach einer Seele um, mit der ich hätte von dem sprechen können, das mir das Wichtigste und Liebste ist, aber lange umsonst. Schon hatte ich die Hoffnung, einer solchen Seele hier in B. zu begegnen, aufgegeben, als ich unvermutet da eine fand, wo ich sie nicht gesucht hatte: in dem Hinterstübchen eines ärmlichen Hauses. Hier wohnte eine alte Witwe. Sie war seit einiger Zeit bettlägerig, und auf Wunsch des Doktors brachte ich ihr von Zeit zu Zeit etwas stärkende Speise. Ich war schon mehrere Male gekommen und gegangen, ohne daß wir uns gegenseitig als Zionspilger erkannt hatten. Da sagte eines Tages die alte Frau, als ich nach ihrem Ergehen fragte: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein."

„Wirklich!" rief ich erfreut, „Sie kennen also den HErrn JEsum und haben ihn lieb?"

Die Augen der alten Frau leuchteten in seliger Freude, als sie antwortete: „Ob ich ihn kenne und liebe? Er ist ja der Trost und die Freude meines ganzen Lebens gewesen!"

Da wußte ich, wen ich vor mir hatte, und wir reichten uns jetzt noch einmal die Hände und begrüßten uns als solche, die des gleichen Weges wandern. Von jetzt an besuchte ich die alte Frau, so oft ich konnte, und habe gesegnete Stunden in ihrem kleinen von Rauch geschwärzten Stübchen verlebt.

Einst fragte ich sie, wie es komme, daß unter so vielen Schlafenden sie eine Wachende sei. Da zeigte sie auf eine alte Hauspostille,

welche neben Bibel und Gesangbuch auf einem kleinen Bort lag, und sagte: „Das verdanke ich nächst Gott dem alten Valerius Herberger dort, der läßt keine Seele zum Schlafen kommen."

Ich forschte weiter, und sie erzählte mir folgendes: „Die alte Hauspostille dort habe ich von meinem Vater selig geerbt. Mein Aeltervater aber, den ich noch gekannt habe, erzählte, daß diese Postille, solange er denken könne, in seiner Familie gewesen sei. Sie habe sich immer vom Vater auf den Sohn vererbt. Mein Vater las jeden Sonntag-Nachmittag eine Predigt daraus vor, und wir Kinder mußten mit gefalteten Händen dabei sitzen. Und so habe ich's auch gehalten. Am Sonntag-Morgen ging ich zur Kirche, obgleich da nicht viel zu holen war. Gott sei's geklagt, das liebe Gotteshaus ist mir manchmal vorgekommen wie eine Tenne, auf der Korn gereinigt wird. Das Korn, das liebe Gotteswort, fiel auf die Erde, uns Zuhörern aber flog nichts als Staub und Spreu um die Ohren. Ich bin oft sehr traurig nach Hause gekommen. Am Nachmittag aber holte ich meinen alten Valerius Herberger vom Bort herunter und ließ mir von dem eine Predigt halten. Da sammelte ich Korn, und die Spreu war vergessen. Und wenn die Predigt zu Ende war, konnte ich meine Hände aufs neue falten und recht mit Andacht beten:

„In meines Herzens Grunde
Dein Nam' und Kreuz allein
Funkelt all' Zeit und Stunde,
Drauf kann ich fröhlich sein!"

Die alte Frau lebte zu meiner herzinnigen Freude noch mehrere Jahre. Eines Tages aber, als ich sie wieder besuchte, sagte sie: „Jetzt darf ich in Bälde heimfahren; freuen Sie sich mit mir! Mein Testament ist gemacht. Die Teilung ist leicht geschehen: Meine ganze Hinterlassenschaft erhält mein Sohn; dafür muß er meine irdische Hülle zur Erde, dahin sie gehört, bestatten lassen. Und meine Seele vermache ich dem HErrn JEsu, dem sie ja schon ohnehin gehört. Nun aber möchte ich gern auch Ihnen ein Andenken hinterlassen. Sie haben so manchen Weg zu meiner Hütte gemacht und mir so viel Gutes getan, dafür will ich Ihnen jetzt etwas vermachen, das sich schon seit langer Zeit als ein Vermächtnis in meiner Familie befindet. Es ist ein Kleinod, und Sie werden es zu schätzen wissen. Der es besitzt, hat das Recht und die Pflicht, es vor seinem Tode demjenigen unter seinen Verwandten oder Bekannten zu vermachen, bei dem er es am besten aufgehoben glaubt. Dieses Kleinod ist ein Spruch, steht im ersten Briefe Johannis im 15. und 17. Verse des 2. Kapitels und

lautet: ‚Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. Die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit.‘

„Neben dem alten Valerius Herberger verdanke ich es diesem Spruche, daß ich nicht auch auf die breite Straße des Verderbens geraten bin. Wenn ich in meiner Jugend einmal nach den Lustbarkeiten und Vergnügungen der Welt schielte, dann stellte sich dieser Spruch wie ein Engel mit flammendem Schwerte zwischen mich und die Freuden der Welt und rief mir warnend zu: Hab' nicht lieb die Welt, — die Welt vergeht! Und wenn ich ein Gebot Gottes außer acht lassen und dawider sündigen wollte, dann rief dieser Spruch mir zu: Hab' nicht lieb die Welt, — die Welt vergeht! Und wenn mir später die Last und Not des Lebens zu schwer werden wollte und ich seufzte, dann war es dieser Spruch, der freundlich ermutigend mir zurief: Hab' nicht lieb die Welt, — die Welt vergeht! Und als der Tod kam und mir die Liebsten und Nächsten entriß und ich darob trauerte und weinte, da war es wieder dieser Spruch, der sanft tröstend zu meiner Seele sprach: Hab' nicht lieb die Welt, — die Welt vergeht, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit!

„So hat dieser Spruch mich durch das ganze Leben begleitet und mir viel Segen gebracht. Jetzt wird es Zeit, ihn in jüngere Hände zu legen. Im 90. Psalm heißt es: ‚Unser Leben währet siebzig Jahre.‘ Darüber bin ich schon lange hinaus und stehe dicht vor den Jahren, von welchen es heißt: ‚und wenn es hoch kommt.‘ Der HErr kann also jeden Augenblick seinen Boten senden, mich heim zu holen. Darum nehmen Sie jetzt diesen Spruch, und ehe Sie sterben, geben Sie ihn weiter.“

Ich dankte der alten Frau und versprach, ihr Vermächtnis nach besten Kräften zu verwalten und zu seiner Zeit weiter zu geben.

Diese Zeit glaube ich jetzt gekommen. Auch mein Tag neigt sich dem Abend zu, und ich glaube dem Sinn des Vermächtnisstifters nicht zuwider zu handeln, wenn ich dieses Vermächtnis nicht nur an einen, sondern an mehrere, ja an möglichst viele weitergebe. Und dazu scheint mir dieser Weg der geeignetste.

Allen, und insonderheit allen jungen Mädchen, welche diese Blätter lesen werden, sei daher hiermit dieser Spruch 1 Joh. 2, 15—17. zur treuen Verwahrung und einstigen Weitergabe an andere Zionspilger übermacht. Möge er allen, in deren Besitz er gelangt, je nach den Umständen Warnung, Strafe, Ermutigung, Trost und Freude sein!

Am anderen Morgen fand man die alte Frau tot in ihrem Bette liegen. Der Bote war gekommen und hatte ihre Seele heim geholt. Friedlich mit gefalteten Händen lag sie da. Ich habe lange an ihrem Lager gestanden und in das alte, runzelige, aber von einem Hauche seliger Verklärung überströmte Gesicht geblickt. Das Bittere des Todes hatte sie nicht geschmeckt. „Gott kann durch des Todes Türen uns träumend führen."

* * *

Vier Jahre war ich bereits in B. gewesen; wir schrieben das Jahr 1856. Die Kinder waren größer und verständiger geworden; der Rohrstock war vom Klavier verschwunden, wir hatten jetzt nur unbeschädigte Tassen und Teller auf dem Tische, und das Tischtuch hatte selbst am Sonnabend-Abend keine entfernte Aehnlichkeit mit der Musterkarte, welche sich am ersten Abend meinen Blicken dargestellt.

Louise, jetzt sechzehn Jahre alt, befand sich seit einem Jahre zu ihrer ferneren Ausbildung in Lübeck. Adolf besuchte das Gymnasium in Lüneburg und war häufig sonntags unser Gast.

Man hätte unser Familienleben in jeder Beziehung ein glückliches nennen können, wenn nicht vom Hause gegenüber ein tiefer Schatten auf dasselbe gefallen wäre. Das Familienleben im Hause des Dr. Pillow war mit jedem Jahre ein unglücklicheres geworden. Ihre Kunstbestrebungen hatte Frau Lisette allerdings aufgegeben, die waren ihr nach und nach gründlich verleidet, aber dafür war die Unordnung im Hause womöglich noch größer geworden. Die unglückliche Frau hatte die Lust zu allem verloren und das durch ihre Schuld. Mann und Kinder und Haushalt schienen ihr vollständig gleichgültig zu sein.

Dem Doktor war sein Haus nicht nur gleichgültig, sondern offenbar unangenehm geworden; er verweilte in denselben nur so lange, als dringend notwendig war, und hielt sich dann auch nur in seinem Zimmer auf; seine Familie sah er kaum bei den Mahlzeiten. Die Abende brachte er entweder im Klubhause oder in der Familie des Amtsrichters Nerius zu. Der Amtsrichter und er waren Studienfreunde; außerdem bot ihm das Haus desselben alles, was er in dem seinigen nicht fand: Ordnung, Sauberkeit, wohlerzogene Kinder und ein gemütliches Familienleben.

Frau Amtsrichter Nerius war eine sehr verständige Frau, sie wußte, daß das Glück der Frau an der Behaglichkeit des Mannes

hängt, und hatte daher von Anfang an das häusliche Wohlbefinden ihres Mannes zum Hauptziel ihres Tuns gemacht. Sie hatte vier Kinder, welche sämtlich noch klein waren, aber nie hatte der Mann nach seiner eigenen Versicherung je von den Unannehmlichkeiten, welche bei kleinen Kindern fast unvermeidlich scheinen, zu leiden gehabt. Die Kinder waren, wenn er sie sah, stets rein gewaschen, ordentlich angezogen und immer artig. Er liebte die Pünktlichkeit, und das ganze Hauswesen ging wie ein Uhrwerk. Er liebte die Sauberkeit, haßte aber, wie alle Männer, das Reinmachen. Einst klagte ein Freund gegen ihn, daß die Wäschen und das Reinmachen ihm viele ungemütliche Stunden bereiten, und setzte hinzu: „Doch, das werden Sie auch kennen.“ Da besinnt sich der Amtsrichter ein Weilchen und sagt dann: „So viel ich weiß, wird in meinem Hause weder gewaschen noch rein gemacht.“

Um dieses zu erreichen, hatte seine Frau unbedenklich ihre Liebhabereien geopfert. Als Mädchen hatte sie mit Vorliebe Musik getrieben und auch gemalt. Musik und Malerei aber dienten jetzt ausschließlich häuslichen Zwecken, sie spielte ihrem Manne und Kindern vor und zeichnete den letzteren Tiere und Häuser. Das war alles. „Die schönsten Künste müssen ruhen, bis die Kinder erwachsen sind,“ pflegte sie zu sagen, „jetzt habe ich andere Künste auszuüben.“

Da der Amtsrichter im eigenen Hause alles fand, dessen er nach vollbrachter Tagesarbeit bedurfte, so suchte er nur selten eine Zerstreuung außer dem Hause, sondern war am liebsten daheim bei Weib und Kindern. Und den Doktor zog es aus der Unruhe und Unordnung seines Hauses ebenfalls in dies stille, geordnete und gemütliche Hauswesen. Er brachte manchen Abend in der Familie des Amtsrichters zu. Frau Rexius hatte anfangs versucht, auch Frau Lisette zu diesen Abenden heranzuziehen, jedoch vergebens; es herrschte eine zu tiefe Verstimmung in ihrem Herzen gegen die Frau, welche, wie sie meinte, ihr die Liebe ihres Mannes entzogen habe.

So standen die Sachen im Jahre 1856. Das Verhältnis des Dr. Pillow zu seiner Frau, sowie dasjenige der beiden Frauen zu einander wurde mit jedem Tage beklagenswerter und steigerte sich fast bis zur Unhaltbarkeit. Diejenigen, welche in Liebe und Freundschaft miteinander verbunden sein sollten, haßten, kränkten und mieden sich. Es war für Menschen und Engel ein beweinenswerter Anblick. Wie gern hätte man da geholfen! Es wurden von dem alten Doktor verschiedene Versöhnungsversuche gemacht, aber vergebens. Der Riß wurde, berührt, nur noch größer.

Im Anfange war auch ich so töricht gewesen, auf Abhilfe zu sinnen, war aber bald zu der Ueberzeugung gekommen, daß hier Gott allein zu helfen imstande sei, und hatte daher seinen treuen Händen die ganze Sache befohlen.

Der HErr, dem es bekanntlich nie an Mitteln und Wegen fehlt, wenn wir Menschen schon lange keinen Ausweg mehr wissen, erbarmte sich denn auch dieser Angelegenheit, aber in seiner Weise, d. h. er schlug, um zu heilen, indem er die strafenden Folgen der Sünde zu einer Arznei wider dieselbe werden ließ.

Dr. Pillow war eines Tages gleich nach dem Mittagsessen zu einem Kranken über Land gefahren. Die Kinder hatten, wie dies schon seit längerer Zeit eingeführt worden, bei mir ihre Schularbeiten gemacht. Klärchen blieb noch, um bei mir zu stricken, Otto aber ging mit seinen Schulbüchern unter dem Arm nach Hause.

Etwa eine Viertelstunde später — ich saß am Fenster mit einer Näharbeit beschäftigt, das kleine Klärchen auf einer Fußbank neben mir — hören wir von drüben her einen lauten Aufschrei, und ich sah im gegenüberliegenden Wohnzimmer ein seltsames Aufleuchten. Von einer unheimlichen Ahnung erfaßt, sprang ich auf und eilte hinüber. Als ich die Tür der Wohnstube öffnete, bot sich mir ein erschreckendes Bild. Der kleine Otto und seine Mutter standen beide in Flammen, und sie war bemüht, das Feuer zu löschen, aber vergebens. Gleichzeitig mit mir kam auch das Mädchen, welches in der Souterrain-Küche ebenfalls den Schrei gehört hatte. Ich riß die Decke vom Sofatisch und schlang sie um die Brennenden. Das Mädchen holte mehr Decken, und so gelang es uns, das Feuer zu dämpfen; aber Mutter und Kind waren entsetzlich verbrannt.

Glücklicherweise war unser Doktor zu Hause; es konnten daher gleich die nötigen Vorkehrungen getroffen werden. Ein langes Krankenlager war vorauszusehen, und deshalb ordnete der Doktor an, daß Charlotte ganz zu ihrer Schwester ziehen, den Haushalt besorgen und einen Teil der Krankenpflege übernehmen sollte.

Der kleine Otto hatte am meisten gelitten, bei ihm waren Beine, Leib und Brust eine große Brandwunde. Bei der Mutter zeigten sich hauptsächlich Hände, Arme und Schultern mit Brandblasen bedeckt. Beide wurden ins Bett gebracht. Die Krankenstube ward eingerichtet.

Später erfuhren wir den Hergang dieses unglücklichen Ereignisses. Frau Lisette hatte in ihrem Zimmer auf dem Sofa liegend in einem Roman aus der Leihbibliothek gelesen, Otto dagegen sich im Vorzimmer über eine Schachtel mit Streichhölzern hergemacht

und ein Streichholz nach dem andern abgebrannt. Die Mutter hört es und ruft dem Kleinen zu, die Schachtel fortzustellen; der aber, nicht an Gehorsam gewöhnt, fährt in seiner Spielerei fort. Die Mutter ist gerade bei einer sehr spannenden Stelle der Erzählung, gedenkt diese erst zu Ende zu lesen, dann aber aufzustehen und dem Kleinen seinen Ungehorsam zu verweisen. Da hört sie plötzlich einen Schrei und sieht zugleich lichten Schein. Sie springt auf und eilt ins Nebenzimmer, aber schon steht der Knabe in Flammen. Er hat ein brennendes Streichholz in den Papierkorb fallen lassen, dessen Inhalt sich sogleich entzündete. Um das Papier zu löschen, stürzt er den Korb um und versucht das brennende Papier auszutreten, wobei sein leichter Sommeranzug Feuer fängt und sofort in lichten Flammen steht. Die Mutter schlägt um den brennenden Knaben ihr Kleid, das aber ebenfalls Feuer fängt, und so stehen beide, Mutter und Kind, in Flammen.

Als Frau Lisette mir dies erzählt hatte, setzte sie hinzu: „Das unselige Leihbibliotheksbuch, das ist am ganzen Unglück schuld!" Ich mußte mit ihr sprechen: „Das unselige Leihbibliotheksbuch!" wenn auch in einem erweiterten Sinne, als sie es meinte, denn die Leihbibliotheken tragen, soweit meine Erfahrung reicht, eine große Schuld an dem sittlichen Verderben unseres Volkes und insonderheit des weiblichen Geschlechts. Der größte Teil der Romane und sonstigen Unterhaltungslektüre unserer Leihbibliotheken ist Gift, Gift in feinerer und gröberer Gestalt; es sind dort allerdings in der Regel auch gute lesenswerte Schriften zu haben, aber bekanntlich greift der natürliche Mensch lieber nach berauschendem Gift als nach gesunder Speise.

Das Gift in diesen Büchern ist oft so fein, daß sehr geübte geistliche Sinne dazu gehören, um es zu erkennen, aber doch wirkt es — zumal anhaltend genossen — verderblich und zerstörend auf das sittliche Leben. Deshalb ist es der Jugend dringend anzuraten, nur solche Bücher zu lesen, welche ihnen von christlich geförderten Personen empfohlen werden. Mein Vater pflegte zu sagen: „Ein Buch, mit welchem in der Hand du nicht vor unserm HErrn JEsu erscheinen möchtest, wirf von dir, so weit du kannst." Diese Regel habe ich Zeit meines Lebens befolgt und kann sie meinen lieben Leserinnen als bewährt empfehlen.

Dr. Pillow war bei seiner Rückkehr sehr erschrocken über den veränderten Zustand seines Hauses, doch billigte er alle von uns getroffenen Einrichtungen.

Bei beiden Kranken stellte sich sehr heftiges Wundfieber ein, und

ihr Leben schwebte lange Zeit in Gefahr. Der Doktor bemühte sich um eine Krankenwärterin, welche sich mit Charlotte und mir in die Nachtwachen teilen sollte. Die Krankenpflege am Tage konnten wir schon besorgen, doch stand zu befürchten, daß, sollten wir eine um die andere Nacht wachen, unsere Kräfte nicht ausreichen würden.

Eine Krankenwärterin nach Wunsch war indes für den Augenblick nicht zu haben. Da erbot sich Frau Rexius in einer so freundlichen, liebenswürdigen Weise einen Teil der Krankenpflege und namentlich der Nachtwachen zu übernehmen, daß wir ihr Anerbieten nicht ablehnen durften. Sie verstand die Krankenpflege sehr gut und war außerdem so kräftig, daß sie die Kranke ohne Hilfe aus einem Bett in das andere legen konnte.

In der ersten Zeit schien Frau Lisette niemand in ihrer Umgebung zu erkennen; ihr Geist bewegte sich fast ausschließlich in Fieberphantasieen, sie hatte wenig lichte Augenblicke. Und später, als das Fieber schwächer wurde, lag sie meist stumm mit geschlossenen Augen und nahm von der Gegenwart der Frau Rexius wenig Notiz.

Der Doktor blieb viel zu Hause und verbrachte manche Stunde am Bett seiner Frau.

Charlotte und ich benutzten diese Gelegenheit, um so viel wie tunlich Ordnung und Regelmäßigkeit im Hause herzustellen. Zuerst nahmen wir das Zimmer des Doktors in Angriff; es wurde in seiner Abwesenheit gründlich gereinigt, erhielt reine Gardinen und dadurch ein viel behaglicheres Aussehen. Der Doktor bemerkte diese vorteilhafte Veränderung sogleich und sprach seine Freude darüber aus. Am Abend trank er jetzt regelmäßig den Tee mit uns und war dann häufig ganz gesprächig und unterhaltend.

Eines Nachmittags, als er mit Charlotte und mir den Kaffee getrunken hatte, sagte er wehmütig: „Ich möchte, es bliebe immer so gemütlich bei uns, wie es jetzt ist!“ Ich dachte: „Mit Gottes Hilfe soll es das auch.“

Mein alter Doktor fügte sich mit großer Bereitwilligkeit darein, daß Charlotte und ich jetzt die meiste Zeit im Pillowschen Hause waren; die Abende brachte auch er gewöhnlich dort zu.

„Unser Gott ist doch ein meisterhafter Pädagoge, er weiß zu seinem Zweck Lagen und Verhältnisse zu schaffen, auf die ein Mensch nie verfallen wäre;“ so mußte ich denken, als ich eines Tages in die Krankenstube trat und folgendes Bild sich meinen Blicken darbot: Frau Rexius hatte die Kranke aufgerichtet, und sie mit ihrem linken Arm stützend, hielt sie ihr mit der rechten Hand ein Glas Limonade

an die Lippen. Die Kranke nahm das kühlende Getränk mit sichtlichem Behagen zu sich und ruhte dabei willenlos — sie konnte weder die Arme heben noch die Hände gebrauchen — im Arm derjenigen, welche sie als die Zerstörerin ihres Glückes bezeichnet und als ihre Feindin gemieden hatte. Das war ein Stück von der Pädagogik unsers Gottes; Menschen hätten das nimmermehr fertig gebracht.

Als die Kranke so weit hergestellt war, daß sie anfing teil an den Außendingen zu nehmen, erzählte ich ihr zuweilen aus ihrem Haushalt und von kleinen Veränderungen, welche Charlotte und ich uns erlaubt und zu denen wir nun noch nachträglich ihre Genehmigung einzuholen hätten. Sie hörte mich freundlich an. Vom Haushalt kamen wir auch auf andere Dinge, und da war es gar wohl zu merken, daß die Zeit der äußeren Ruhe und Abgeschiedenheit eine Zeit innerer Arbeit gewesen war. Ihr Seelenzustand erregte ihr Bedenken, und über ihre Pflichterfüllung als Gattin und Hausfrau stiegen ihr Zweifel auf. Sie legte mir in dieser Beziehung Fragen vor, und ich beantwortete ihr dieselben, so gut ich es vermochte, aus Gottes Wort. Auf diese Weise kamen wir uns täglich näher, und bald benutzte sie jeden Augenblick, den wir ungestört beisammen waren, zu einem ernsten Gespräch. Ihre Unwissenheit in geistlichen Dingen war sehr groß, und ihr Urteil daher oft bodenlos. In ihrem elterlichen Hause, in der Schule und im Konfirmandenunterricht war ihr das Wort Gottes nie nahe gebracht! Es war ihr stets etwas Fremdes, sie nicht Berührendes geblieben, da es doch vielmehr die bestimmende Macht unsers Lebens, ja ein Teil unsers Lebens selbst werden soll. Wenn das Wort Gottes nicht unser ganzes Seelenleben durchdringt und regiert, also auch unsere Naturanlagen leitet und bildet, so verwildern dieselben und treiben unfruchtbare Schößlinge. Und daher war es gekommen, daß das, was eine herzinnige, aber gesunde Freude an der edlen Musika hätte sein sollen, bei Frau Lisette in eine alles überwuchernde, schadenbringende Kunstschwärmerei ausgeartet war.

Auch ihr Verhältnis zu Frau Rexius kam zwischen uns zur Sprache; und da sie bereits das gegen ihren Mann begangene Unrecht eingesehen hatte, so hielt es nicht schwer, auch dieses Verhältnis in das rechte Licht zu stellen; und das um so mehr, als sie sich durch die opferbereite Pflege der Frau Rexius dieser ohnehin zum Dank verpflichtet fühlte.

Bei ihrem Manne schien die Gefahr, in welcher ihr Leben geschwebt, die Erinnerung an das zwischen ihnen liegende Unangenehme ausgelöscht und seine begrabene Liebe wieder wachgerufen zu haben.

Er verbrachte bald jede freie Stunde an ihrem Bett, las ihr vor, erzählte ihr, und mit jedem Fortschritt, den sie in der Genesung machte, wurde seine Stirn wolkenfreier und seine Stimmung heiterer. Er hoffte auf eine bessere Zukunft, das las man in seinen Augen. Auch die Stimmung der Kranken wurde mit jedem Tage eine lichtere; auch sie blickte hoffnungsvoll in die Zukunft.

Es währte lange, bis sie die Arme wieder heben und die Hände gebrauchen konnte. Den ersten freien Gebrauch, den sie von ihren Armen machte, war, daß sie dieselben um den Hals ihrer ehemaligen Feindin legte und dieser allen Groll und alle bittere Gedanken, die sie je gegen sie gehabt hatte, abbat.

Dies war das Ende einer Feindschaft und der Anfang einer Freundschaft.

Es war mittlerweile Winter geworden und das Christfest vor der Tür; da übernahm Frau Lisette wieder selbst ihren Haushalt, und der kleine Otto ging wieder zur Schule.

Am ersten Weihnachtstage waren die Familien Pillow und Rexius bei uns; es wurde das Genesungs- und — wie ich im stillen mit Dank gegen Gott hinzusetzte — Versöhnungsfest gefeiert. Wir waren alle sehr glücklich und daher sehr vergnügt. Der alte Doktor rieb sich die Hände, was er immer tat, wenn ihn etwas so recht freute. Einmal raunte er mir zu: „Sie haben recht, manches fühlt sich rauh wie Unglück an, aber der Kern ist doch Segen."

Bald nach ihrer Wiederherstellung unternahm Frau Lisette eine gründliche Umgestaltung ihres ganzen Hauswesens, bei der die Wünsche und Eigentümlichkeiten ihres Mannes mehr Berücksichtigung fanden, als dies bisher der Fall gewesen war. Sie wollte ihm das eigene Daheim so lieb und angenehm machen, daß er seine Erholungen nicht mehr außer dem Hause zu suchen brauchte. Dies war für sie keine leichte Aufgabe, denn ihre und ihres Mannes Neigungen gingen nicht mit-, sondern gegeneinander. Bisher hatten die Wünsche ihres Mannes zurückstehen müssen, von jetzt an sollten die ihrigen unberücksichtigt bleiben. Ihr Lebenselement war die Musik; ihm aber war dieselbe nicht nur gleichgültig, sondern beinahe unangenehm. Sie musizierte daher von jetzt an nur in den Stunden, in welchen ihr Mann außer dem Hause seinem Berufe nachging; sobald er das Haus betrat, war der Flügel geschlossen, und kein Ton ward gehört, so lange er im Hause war.

Der geniale Flug ihrer Seele trug sie beständig über die Wirklichkeit hinaus, sie sah dann die Dinge dieses Lebens gleichsam nur

von der Vogelperspektive aus, wobei natürlich manches ihren Blicken entging. Eine Hausfrau aber muß, soll ihr Regiment ein gedeihliches sein, mit allen ihren Sinnen in der Wirklichkeit stehen. Sie muß ein scharfes Auge für alles Ungehörige im eigenen Hause haben, kein Fleck, kein Spinngewebe, kein Stäubchen, kein aufgelöster Stich in der Kleidung von Mann und Kindern darf von ihr unbemerkt bleiben. Sie muß auch ein feines Ohr haben, um selbst die leisesten Wünsche ihrer Hausgenossen zu vernehmen, damit dieselben, wenn tunlich, Berücksichtigung finden.

Frau Lisette sah dies ein, aber es ward ihr schwer, die Gedanken immer wieder von der genialen Höhe herabzuziehen, um sie im Hause mit Dingen ganz gewöhnlicher Art zu beschäftigen.

„Ich komme mir zuweilen vor wie ein Polizei-Kommissar," klagte sie mir einst, „wenn ich forschend in jeden Winkel spähe, und das Spionieren ist mir in der Seele zuwider. Zudem fürchte ich mich dergestalt an das Scharfsehen zu gewöhnen, daß ich künftig auch in fremden Häusern jedes Stäubchen erblicke, und dies könnte mich zur Splitterrichterin machen."

Ich entgegnete ihr: „Das unangenehme Gefühl, welches Sie jetzt beim absichtlichen Umherblicken im eigenen Hause haben, wird sich verlieren, sobald Ihr Auge sich gewöhnt hat, auch ungesucht das Ungehörige zu sehen. Fürchten Sie ferner nicht, durch den scharfen Blick im eigenen Hause zum unbefugten Sehen in fremden Häusern verleitet zu werden, denn eine Hausfrau, welche aus eigener Erfahrung weiß, wie schwer es hält, allen Anforderungen der Ordnung und Sauberkeit gerecht zu werden, wird gewiß nicht den Splitter in des Nächsten Auge sehen, ohne zugleich des Balkens im eigenen zu gedenken."

Dr. Pillow gewahrte sehr bald die Bemühungen seiner Frau, ihm das eigene Haus lieb und angenehm zu machen, und er lohnte ihr diese Bestrebungen durch aufrichtige Anerkennung seinerseits.

Aber nicht nur die äußere Umgestaltung ihrer Häuslichkeit ließ Frau Lisette sich angelegen sein, sondern sie fuhr auch fort an der Umwandlung ihres inneren Lebens zu arbeiten.

Einst fand ich sie in der Bibel lesend. Mich zu ihr setzend, gewahrte ich, daß sie Tränen in den Augen hatte.

„Sie haben mir geraten," sagte sie, „mein geistiges Angesicht täglich im Spiegel des Wortes Gottes zu betrachten; ich tue es auch, aber es macht mich jedesmal sehr traurig, denn ich gewahre immer aufs neue, wie meilenweit ich noch von dem entfernt bin, das die Heilige

Schrift von mir fordert. Heute habe ich das 31. Kapitel in den Sprüchen Salomonis gelesen, in welchem uns das Bild eines tugendsamen Weibes entworfen wird; und zu meinem Schmerze habe ich mir gestehen müssen, daß ich auch nicht einen Zug dieses Bildes an mir trage. Der 12. Vers namentlich, in welchem es von dem tugendsamen Weibe in Beziehung auf ihren Mann heißt: ‚Sie tut ihm Liebes und kein Leides sein Lebenlang,‘ hat mich tief gebeugt. Ich möchte meinem Manne jetzt nur Liebes erzeigen und tue ihm doch noch so viel Leides; denn bald erzürne ich ihn durch eine Vernachlässigung im Häuslichen, bald reize ich ihn durch ein unbedachtes Wort, bald kränke ich ihn durch eine mißverstandene Handlung.“

Frau Lisette weinte. Ich freute mich dieser Tränen, denn sie zeugten von einem aufrichtigen Streben, und entgegnete: „Liebe Lisette, da unser HErr Gott in sehr vielen, ja in den meisten Fällen mit unserem guten Willen fürlieb nehmen muß, so dürfen wir Menschen untereinander auch keinen anderen Maßstab anlegen. Und Ihr Mann wird es ebenfalls nicht tun; er wird Ihren guten Willen, ihm nur Liebes und kein Leides zu tun, für die Tat nehmen. Wir dürfen nie vergessen, daß, wo zwei Menschen zusammenkommen, auch zwei Sünder sich zusammenfinden. Daher wird Ihr Mann sich ärgern, wie Sie ihn durch ein unbedachtes Wort reizen; er wird ungeduldig werden, wenn Sie ihn warten lassen, er wird vielleicht auch einmal heftig gegen Sie werden, aber die Sonne Ihres guten Willens wird immer wieder hinter dem Gewölk kleiner verschuldeter Verdrießlichkeiten emporsteigen und dasselbe wie Nebel verschwinden lassen: und Ihr Mann wird trotz solcher kleinen Verstimmungen doch in seinem Herzen sprechen: ‚Sie tut mir Liebes und kein Leides.‘“

Frau Lisette reichte mir sichtbar beruhigt die Hand. Das Verhältnis zwischen ihr und Frau Rexius wurde mit jedem Tage ein besseres. Nachdem die bittere Wurzel der Feindschaft zwischen ihnen war ausgerottet worden, erblühte von selbst die Blume aufrichtiger Freundschaft. Und der Dienst, den Frau Rexius in einer langen, unermüdeten Krankenpflege ihrer alten Feindin geleistet hatte, wurde ihr später von ihrer neuen Freundin mit reichen Zinsen, wenn auch in einer andern Münze, zurückgezahlt.

Frau Rexius war als Hausfrau mustergültig, als Gattin untadelig, als Mutter unermüdlich; aber sie war eine alttestamentliche Frau. Sie kannte nur die steinernen Gesetzestafeln und den Berg Sinai, um den die Donner des göttlichen Gesetzes rollen und die Blitze der göttlichen Gerechtigkeit zucken. Den Hügel Golgatha kannte sie

nicht, und deshalb wohnte in ihrem Herzen trotz aller Pflichttreue und allem Gesetzeseifer doch nicht der Friede, welcher höher ist als alle Vernunft.

Frau Lisette hatte auf ihrem langen Schmerzenslager gelernt ihre Augen zu den Bergen zu erheben, von welchen uns Hilfe kommt, und sie versuchte nun ihre neue Freundin gleichfalls zu diesen gesegneten Bergen hinzuführen; aber es bestätigte sich hier aufs neue die alte Wahrheit, daß die Tugendhaften und Gerechten nur sehr schwer den Weg zum Heiland, der ein Sünderheiland ist, finden. Frau Rexius meinte anfangs, treue Pflichterfüllung sei der geradeste Weg zum Himmel, wer den gehe, der brauche den Umweg über Golgatha nicht zu machen. Später jedoch hat auch sie mit Gottes Hilfe noch sprechen gelernt:

„Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehen,
Wenn ich zum Himmel werd' eingehen."

Ostern 1857 kehrte Luise, welche jetzt siebzehn Jahre zählte, von Lübeck zurück. Ihre schulmäßige Ausbildung war damit abgeschlossen, und sie sollte nun unter meiner Leitung den Haushalt erlernen. Auf Tante Lisettens Wunsch ging jetzt Charlotte „vorläufig auf ein Jahr" nach Lübeck, um der alten Tante, welche sich seit dem Tode ihres Mannes sehr einsam fühlte, Gesellschaft zu leisten. Pauline war am Palmsonntag konfirmiert worden, und da dieselbe den Wunsch hatte sich zur Lehrerin auszubilden, so war beschlossen, sie zu diesem Zwecke auf einige Jahre nach Hannover zu schicken. Die Trennung von ihr wurde uns allen schwer, denn sie war, immer fröhlich und in einem hohen Grade selbstlos, der Liebling des ganzen Hauses.

Ich brachte sie nach Hannover. Am Tage vor unserer Abreise sagte der Doktor zu ihr: „Mein Kind, lerne, so viel Du kannst und willst, aber werde nur nicht gelehrt; gelehrte Frauenzimmer sind mir ganz unausstehlich!"

Pauline, welche es aus ihrer Kinderzeit beibehalten hatte, oft ganz verwunderliche Fragen zu tun, sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin und fragte dann: „Papa, was ist Gelehrsamkeit?"

Der Doktor beantwortete ihr diese Frage mit dem Dichterwort:

„Gelahrtheit, Kind, das heißt:
Mehr sagen, als du weißt;
Weniger sagen als wissen,
Das heißt der Weisheit beflissen."

Am Sonntage Judika des folgenden Jahres saßen der Doktor, Luise und ich am Abend nach dem Tee noch beisammen und sprachen, wie der Doktor es liebte, über Tagesneuigkeiten. Da wurden Briefe gebracht. Luise erhielt einen Brief, der Doktor mehrere, ich ging, wie gewöhnlich, leer aus.

Luisens Brief war von Pauline. Dieselbe schrieb zufrieden und vergnügt wie immer. „Ich hoffe," hieß es in dem Briefe, „Ostern versetzt zu werden; das Lernen macht mir große Freude, und ich bin dem lieben Papa sehr dankbar, daß er mir diese Gelegenheit, meinen Geist weiter auszubilden, verschafft hat; aber ein gelehrtes Frauenzimmer werde ich ganz gewiß nicht. Ich habe hier in Hannover eine sogenannte gelehrte Dame kennen gelernt, aber ich finde die nichtgelehrten Frauen viel angenehmer. Ich möchte mich in der Welt nützlich machen, aber dazu ist Gelehrsamkeit ja auch nicht erforderlich. Von Tante Kornelia wird doch gewiß kein Mensch sagen, daß sie gelehrt sei, und sie selbst hat uns erzählt, daß sie nur wenig gelernt habe, und doch weiß sie uns auf unsere Fragen stets Antwort zu geben, und wir haben manches von ihr gelernt. Wie oft hat sie zu uns gesagt: ‚Kinder, heute habt Ihr wieder etwas bei mir gelernt, das ich in Eurem Alter nicht gewußt habe, seid Gott dankbar dafür!'"

Zwischen den Briefen, welche der Doktor erhalten, befand sich einer, der sein Interesse in einem besonderen Maße in Anspruch zu nehmen schien; er las ihn mehrere Male, schob sein Samtkäppchen von einer Seite auf die andere und räusperte sich, was allemal ein Zeichen war, daß ihn innerlich etwas ungewöhnlich beschäftigte.

Plötzlich reichte er mir den Brief mit den Worten: „Bitte, lesen Sie!"

Ich las, und indem er den Brief wieder zusammenfaltete, fragte der Doktor, der inzwischen aufgestanden war und im Zimmer unruhig auf- und niederging: „Nun, was sagen Sie zu dem Briefe?"

„Er gefällt mir, denn er betritt den ordnungsmäßigen Weg." —

„Ja, ja, das gefällt mir auch!"

Weiter wurde an dem Abend über den Brief nicht gesprochen.

Am anderen Morgen ließ der Doktor mich schon sehr früh auf sein Zimmer bitten. Hier folgte eine weitere Besprechung und Beratung über den Brief, der uns beiden eine unruhige Nacht gemacht hatte.

Ein dem Doktor und uns allen unbekannter junger Kaufmann aus Lübeck hielt um Charlottens Hand an. Er schrieb: „Ich habe Ihre Tochter in einer mir befreundeten Familie kennen gelernt und

sie so herzlich lieb gewonnen, daß ich kein höheres Glück kenne, denn dieselbe als mein eheliches Gemahl in mein Haus einführen zu dürfen. Wohl hätte ich Gelegenheit gehabt, Ihrer Tochter meine Wünsche auszusprechen; ich habe es aber nicht getan, weil ich es nicht für ehrenhaft halte, jemandem sein Eigentum zu nehmen und hinterher der Form wegen mit einer höflichen Verbeugung zu sprechen: ‚Mit Ihrer gütigen Erlaubnis!‘“

Hierauf legte er seine Vermögensverhältnisse dar: er hatte ein eigenes rentables Geschäft; und bat den Doktor herüberzukommen, um ihn persönlich kennen zu lernen und Erkundigungen über ihn einzuziehen.

Das Resultat unserer Beratung war, daß der Doktor schon am folgenden Morgen nach Lübeck abreiste. Er blieb bis zum Sonnabend; dann brachte er die Nachricht, daß Charlotte eine glückliche Braut sei, Herr Karl Müller aber ein noch viel glücklicherer Bräutigam sei, und schenkte Lisette, Luise und mir jeder einen großen Marzipan.

Wir feierten Charlottens Verlobung im engsten Familienkreise, aber sehr vergnügt.

Im Herbst schon war die Hochzeit, welche noch viel vergnügter ausfiel. Herr Karl Müller war ein ernster, stiller Mann, aber Geradheit und Ehrenhaftigkeit sprach aus seinem ganzen Wesen und leistete Gewähr für Charlottens künftiges Glück.

Tante Lisette, obgleich alt und kränklich, war auch zur Hochzeit gekommen. Sie hatte oft Tränen in den Augen, und man merkte es ihr an, daß es ihr schwer wurde, Charlotte herzugeben. Da legte der Doktor seine Hand auf ihre Schulter und sagte: „Lisettchen, alte Schwester, sei nicht traurig, ich gebe Dir meine Luise mit; nicht wahr, Tante Kornelia,“ wandte er sich scherzend zu mir, „wir geben unsere Luise hin?“

„Ja,“ erwiderte ich, „wir können uns eher ohne dieselbe behelfen als Tante Lisette.“

Diese war durch unsere Opferwilligkeit so gerührt, daß sie erst noch einige Tränen vergoß, dann aber sehr vergnügt wurde und Luise beinahe alle Herrlichkeiten der Welt versprach, wenn sie nun an Charlottens Stelle die alte, kränkliche und wunderliche Tante pflegen wollte.

Das junge Ehepaar reiste, wie das so Sitte ist, schon am Hochzeitstage ab; Tante Lisette aber blieb noch vierzehn Tage und nahm dann unsere Luise mit.

Nun waren wir beiden Alten, der Doktor und ich, ganz allein, denn auch Alfred befand sich seit Ostern in Lüneburg auf der Schule.

Meine Tage flossen jetzt sehr ruhig und sehr bequem dahin, und oft dachte ich: „Dies wird wohl der Uebergang zu etwas Neuem sein, denn zu einer dauernden Bequemlichkeit dieser Art bist du doch noch zu rüstig."

Und so war es. Zwei Jahre freilich durfte ich diese bequemen und angenehmen Tage genießen, und ich genoß sie mit Dank gegen Gott, aber in Erwartung dessen, das da kommen würde.

Im Sommer 1860 starb Tante Lisette, und Luise kehrte zu uns zurück. Hierdurch wurde ich überflüssig im Hause des Doktors und sah darin einen Fingerzeig Gottes, meinen Wanderstab weiterzusetzen. Ich sagte dies dem Doktor. Zwar bot derselbe in seiner allezeit noblen Weise mir an bei ihm zu bleiben: „Wir haben uns aneinander gewöhnt," sagte er, „Sie werden mir sehr fehlen, und auch Ihnen, das weiß ich," setzte er mit dem ihm eigentümlichen Lächeln hinzu, „wird es nirgends besser gefallen."

Dies letzte gab ich bereitwillig zu, glaubte aber doch auf meinem Fortgehen bestehen zu müssen. „Daß meine Zeit hier abgelaufen," sagte ich, „ist mir klar, nur weiß ich noch nicht, wo Gott mir wieder ein Arbeitsfeld bestellt hat. Wenn ich daher bleiben darf, bis sich mir eine andere Tür auftut, so nehme ich das mit Dank an."

Luise versteckte von jetzt an die Zeitung vor mir, damit ich nicht in derselben nach einer Stelle suchen sollte. Ich ließ ihr ihren Willen, indem ich sagte: „Kind, der liebe Gott hat viele Mittel, mir den Weg zu zeigen."

Und er gebrauchte in diesem Falle ein sehr einfaches, naheliegendes und zugleich uns alle befriedigendes Mittel.

Mitte September schrieb Charlotte: „Liebe Tante, Dein Entschluß, unser Haus zu verlassen, hat mich anfangs sehr betrübt; seit gestern denke ich indes anders über die Sache, denn es eröffnet sich mir eine Aussicht, Dich in meine Nähe zu bekommen. Die Hausdame des alten Forstmeisters a./D. von H., welcher unser Nachbar ist, muß Familienverhältnisse halber plötzlich ihre Stelle aufgeben. Hättest Du nicht Lust, dieselbe anzunehmen? Zwar ist der Forstmeister ein sehr wunderlicher alter Herr, aber ich weiß, Du fürchtest Dich nicht vor den Wunderlichkeiten der Menschen."

Ich zeigte den Brief dem Doktor, und dieser sagte: „Wenn Charlotte auf diese Weise etwas von Ihnen haben wird, so will ich Sie ohne Murren hergeben."

Noch denselben Tag schrieb ich an Charlotte und bat sie die Sache zu vermitteln. Wenige Tage darauf erhielt ich ein Schreiben vom Forstmeister selbst, und der Vertrag war abgeschlossen.

Als ich meine Koffer packte und meine kleine Bildergalerie von der Wand nahm, mußte ich über mich selbst lächeln, denn ich war in diesen Jahren so weit mit dem Zeitgeiste fortgeschritten, daß ich jetzt auch ein Photographiealbum mit einer Menge Photographieen besaß. Meine kleinen Schattenrisse waren mir aber doch die liebsten geblieben.

„Es ist gut, Tantchen," sagte Luise, „daß Du gewissermaßen in der Familie bleibst, ich hielte es sonst vor Traurigkeit gar nicht aus."

Der Abschied wurde uns allen dennoch nicht leicht; mir ward er sogar sehr schwer. Ich hatte hier in B. ein reich gesegnetes Arbeitsfeld gehabt und viel Liebe geerntet. Aber der HErr winkte, und deshalb zog ich auch diesmal getrost meine Straße.

15. Die letzten fünfzehn Jahre meiner Dienstzeit.

Der Forstmeister von H. hatte früher in hannoverschen Diensten gestanden, lebte aber seit seiner Pensionierung in Lübeck, woselbst seine einzige Tochter verheiratet war. Seine beiden Söhne dienten, der eine als Rittmeister, der andere als Premier-Lieutenant, in der hannoverschen Armee.

Der Forstmeister hatte in seinem Dienste manche unverdiente Kränkung erlitten und in seinem Familienleben viele tiefschmerzliche Erfahrungen gemacht. Seine erste Frau war gestorben, als seine Kinder kaum erwachsen gewesen; er hatte sich wieder verheiratet mit einem jungen und schönen Mädchen. Seine zweite Frau aber hatte ihm die Treue gebrochen und war mit seinem Neffen, den er erzogen und wie einen Sohn gehalten, nach Amerika gegangen. Und weil er die Salbe nicht kannte, welche jede Wunde heilt und jeden Schmerz stillt, so war durch das Erlebte und Erlittene sein Gemüt verbittert und sein Herz verschlossen worden. Er galt im Kreise seiner Bekannten für einen Sonderling und Menschenfeind; man mied seine Gegenwart, wie er die Gesellschaft der Menschen haßte.

Im Dienste dieses alten Herrn sollten fortan meine Tage dahinfließen. Ich versprach mir nicht viel Freude von der nächsten Zukunft. Der alte Herr war in einem hohen Grade wunderlich und unfreundlich; es war sehr schwer, ihm etwas recht zu machen. Was ihm an dem einen Tag gefiel, war ihm am nächsten Tage vielleicht schon zuwider.

Sowohl Haushälterinnen wie Dienstmädchen hatten es selten länger als ein Jahr bei ihm ausgehalten.

Der alte Herr tat mir in der Seele leid, und ich konnte ihm daher trotz seiner Unfreundlichkeit und Heftigkeit nicht zürnen, mußte vielmehr bei solchen Unmutsausbrüchen denken: „Wie sehr mögen ihm jetzt wieder die alten ungeheilten und unverbundenen Wunden schmerzen!“

Obgleich der Forstmeister seiner Tochter wegen nach Lübeck gezogen war, so hatte er doch wenig Beziehungen zu seinen Kindern. Sein Schwiegersohn und er vermieden sich augenscheinlich, so viel sie konnten, und auch seine Tochter schien ihn nicht zu verstehen, wenigstens hatte sie mit seinen Schroffheiten nicht die erforderliche Geduld. Freude machten ihm in seinen guten Stunden seine beiden Enkelkinder, ein Mädchen von drei und ein Knabe von fünf Jahren. Es waren allerliebste Kinder und so ziemlich die einzigen, welche sich vor ihm nicht fürchteten. Sie kamen oft, spielten bei ihm in der Stube, und er beschenkte sie. Aber oft mitten in seiner Freude über die Kinder brachen die alten Wunden seines Herzens mit erneuter Heftigkeit auf, und der Geist von unten raunte ihm Worte zu, die wie ein Pesthauch über seine einzige Freude dahinzogen und ihm auch diese vergällten.

Einst als er eine ganze Weile mit den Kindern gespielt und sich über ihre drolligen Einfälle ergötzt hatte, stand er plötzlich auf und sagte, auf das kleine Mädchen deutend: „Ja, jetzt ist sie noch eine liebliche Blume, und es erquickt das Herz, sie anzuschauen, aber sie wird ein Weib werden und wird ihrem Manne die Treue brechen, und er,“ dabei wies er auf den Knaben, „wird heranwachsen, und seine Augen, die jetzt noch so klar und unschuldsvoll blicken, werden nach fremdem Eigentum sehen, und er wird Verrat üben!“

Der alte Mann wandte sich ab und bedeckte seine Augen. Ich hätte mit ihm weinen mögen. — Ja, wie selten doch verstehen wir ein Menschenwort im Leben hier!

Oft schon hatte ich darüber nachgedacht, auf welche Weise wohl ein Zugang zu diesem krampfhaft verschlossenen Herzen zu finden sein möchte. Lange wollte sich mir auch nicht die geringste Spalte zeigen. Da, nachdem ich fast ein ganzes Jahr vergebens ausgespäht hatte, bot sich mir ganz ungesucht eine Handhabe, um dem alten Herrn etwas näher zu treten. Ich bemerkte nämlich, daß ihm seit einiger Zeit das Lesen bei Licht schwer wurde; er nahm oft die Brille ab, putzte die Gläser sorgfältig mit seinem seidenen Taschentuch und rieb sich die Augen. Ich erbot mich daher ihm die Zeitung vorzulesen.

Er sah mich an und sagte: „Verstehen Sie denn eine Zeitung vorzulesen? Es ist nicht so leicht, und schlechtes Vorlesen liebe ich nicht."

Dies klang nun zwar nicht sehr ermutigend, dennoch erwiderte ich, er möge nur den Versuch wagen, ich werde mir Mühe geben. Er reichte mir die Zeitung, indem er sagte: „Meine Augen werden jetzt recht schwach." Dann, wie zu sich selbst redend, fügte er hinzu: „Es ist auch kein Wunder, sie haben schlimme Dinge sehen müssen."

Die Probe schien ziemlich zu seiner Zufriedenheit auszufallen, wenigstens sagte er, als ich die Zeitung niederlegte, ich könne, wenn ich wolle, ihm jeden Abend die Zeitung vorlesen. Diese Erlaubnis freute mich, denn ich dachte: „Das kann mit der Zeit die Spalte werden, nach der du so lange gesucht."

Am folgenden Abend tat ich beim Vorlesen einige Fragen, welche ihm Gelegenheit gaben, über Politik zu sprechen. Ich hörte aufmerksam zu und tat weitere Fragen, was ihm lieb zu sein schien. Allmählich, aber nur sehr langsam, taute er etwas gegen mich auf. Wir sprachen nicht nur über Politik, sondern mit der Zeit auch über andere Gegenstände. Wir beschränkten uns auch nicht nur auf die Zeitung, sondern ich las ihm später auch aus Büchern vor.

Als ich vier Jahre bei ihm gewesen war, hatte sich unser Verhältnis zu einander schon recht angenehm gestaltet. Er wurde nur selten heftig gegen mich und konnte zuweilen sogar seine Zufriedenheit mit einer Sache aussprechen. Einst sagte er zu mir: „Fräulein Jocundus, ich glaube beinahe, Sie sind ein ganz vernünftiges Frauenzimmer!" Ich entgegnete lachend, daß dies das größte Kompliment sei, das er mir habe machen können. Da lächelte auch er; gleich darauf aber kam wieder der finstere Geist über ihn, und er sagte: „Alle Frauen sind Evastöchter und haben einen Bund mit der Schlange gemacht!"

Verkehr außer dem Hause hatte ich nur mit der Tochter des Forstmeisters und mit Charlotte. Dies genügte mir, ich hatte nicht nach mehr gesucht. Ein stilles, ungestörtes Stündchen für mich allein war mir die liebste Erholung. Wenn man über fünfzig ist, hat man die Lebenshöhe hinter sich, es geht dem Tale zu, und Ruhe ist uns lieber als viele Bewegung; auch schaut man lieber in sich und über sich als um sich. Die alten Bekannten bleiben uns lieb und teuer, ja, sie werden uns, je näher dem Abschied, desto lieber und teurer, aber wir sehnen uns nicht darnach, noch neue Verbindungen anzuknüpfen, es ist sozusagen nicht mehr der Mühe wert.

Mit Luise stand ich im Briefwechsel und erfuhr durch sie von den übrigen Bekannten in B. Luise war — was die in die Augen fallen-

den natürlichen Anlagen betrifft — von ihren Geschwistern die am wenigsten begabte; nichts glänzte und schillerte an ihr, aber sie hatte ein tiefes, kindlich-frommes Gemüt und erfaßte ihre Lebensaufgabe mit Ernst und Mut. Einst schrieb sie mir: „Ich werde nicht heiraten, ich will bei Vater bleiben und ihn pflegen, wenn er alt wird.“ Hierauf antwortete ich ihr: „Deinen Entschluß, nicht zu heiraten, finde ich unter den gegebenen Verhältnissen sehr natürlich; Du tust aber doch am besten, auch über diese Angelegenheit Deine Hände zu falten und zu beten: ‚HErr, es geschehe dein Wille!‘“

Das Jahr 1866 kam und brachte Deutschland den traurigen Bruderkrieg. Beide Söhne des Forstmeisters fochten bei Langensalza für ihr angestammtes Herrscherhaus. Der jüngere fiel auf dem Felde der Ehre. Der Verlust seines Sohnes ging dem Forstmeister sehr nahe. Er sprach nie darüber, aber oft fand ich ihn in seinem Lehnstuhl sitzend mit geschlossenen Augen und Tränen auf den Wangen.

Gern hätte ich zu meinem unglücklichen Herrn von Christentrost und Christenhoffnung geredet, aber ich durfte es nicht. Einmal hatte ich es gewagt, des zukünftigen bessern Lebens gegen ihn zu erwähnen, war aber von ihm sofort abgewiesen worden mit den Worten: „Schweigen Sie davon, das sind fromme, aber grundlose Vermutungen. Gäbe es überhaupt einen lebendigen, gerechten und allmächtigen Gott, dann würde nicht so viel Ungerechtigkeit in der Welt sein können!“

Von da an schwieg ich, eingedenk des Wortes 1 Pet. 3, 1., „daß auch die, so nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden.“

Wir lebten still und traurig weiter. Die Körper- und Geisteskräfte meines alten Herrn nahmen sichtlich ab. Er wurde immer stiller, doch hatte er es gern, wenn ich um ihn war, ihm vorlas oder ihm erzählte.

Im Jahre 1870 zog sein ältester Sohn mit gegen die Franzosen. Er fiel vor Metz. Diese Nachricht brach die letzte Lebenskraft meines Herrn. Er starb, wie er gelebt, in starrer Verschlossenheit. Einmal, wenige Stunden vor seinem Tode, als ich ihm einen Labetrunk gereicht, fragte er mich: „Haben Sie noch etwas für mich?“ Ich antwortete: „Ja, wer den Namen des HErrn anrufen wird, soll selig werden!“ Da seufzte er tief und legte sich auf die andere Seite.

Ihm wurden nicht viel Tränen nachgeweint. Er war keine unedle Natur gewesen; aber die Schläge, die ihn hätten weich machen sollen, hatten ihn mehr und mehr verhärtet, weil er nur auf die Rute

gesehen, die ihn geschlagen, und nicht auch auf die Hand, welche die Rute geführt.

Am Tage nach der Beerdigung händigte mir seine Tochter eine nicht unbedeutende Summe mit den Worten ein: „Vater selbst hat dieses für Sie bestimmt."

Nun war ich frei und hätte mich am liebsten schon jetzt zur Ruhe gesetzt, denn die letzten Jahre waren körperlich und geistig sehr anstrengend für mich gewesen, aber es sollte noch nicht dazu kommen.

Luise hatte sich trotz ihres Entschlusses nicht zu heiraten im Sommer mit dem dort eingeführten jungen Pastor verlobt. Die Hochzeit sollte im nächsten Frühlinge sein. Der alte Doktor schrieb mir einen so herzlichen Brief und bat mich wieder zu ihm zu kommen und bei ihm zu bleiben, — „bis der Tod uns trennt," hatte er in seiner launigen Weise hinzugesetzt — daß ich unmöglich nein sagen konnte.

So zog ich denn abermals in B. ein. Mein Empfang war ein herzlicher und festlicher. Luise hatte das Haus bekränzt und einen Topfkuchen gebacken. Als der alte Doktor und ich uns beim ersten Wiedersehen die Hände schüttelten, hatten wir beide Freudentränen in den Augen.

Zu Luisens Hochzeit kam auch Pauline, welche seit mehreren Jahren als Erzieherin in England war und dort gern weilte. Zwar hatte sie einige englische Manieren angenommen: „das geht dort nicht anders, Tante," sagte sie entschuldigend, aber gelehrt war sie glücklicherweise doch nicht geworden. Sie war ganz das liebe bescheidene Mädchen von früher geblieben. Erst im Herbst kehrte sie nach England zurück.

Luise wurde eine wackere, tätige Pfarrfrau. Ich blieb noch beinahe fünf Jahre in B., und diese zählten zu den angenehmsten meines ganzen Lebens. Sie bilden den behaglichen Uebergang zu dem Stillleben meines Altenstübchens.

Im März 1875 schloß auch mein lieber alter Doktor die Augen und, wie ich fest hoffe, als ein versöhntes Gotteskind.

Nun war ich wieder frei. Es wurden auch keine Ansprüche mehr an mich gemacht. Mein Sabbath war da, ich durfte ausruhen nach der langen Arbeitswoche dieses Lebens. Luise und auch Frau Lisette wünschten, ich möchte mein Altenstübchen in B. errichten; aber so viele liebe Erinnerungen und Beziehungen mich dort auch festhielten, so zog es mich doch mächtiger hierher, nach meiner alten Heimat, wo noch zwei Geschwister von mir leben. Da, wo mein irdisches Leben seinen Anfang genommen, da soll es auch zu Ende gehen; und es ist

mir ein angenehmer Gedanke, daß meine irdische Hülle auf demselben Friedhofe ruhen wird, wo so viele meiner Vorfahren dem großen Auferstehungsmorgen entgegenschlummern. Ich kann sehr wohl die Empfindung verstehen, welche Johann Heermann veranlaßt hat, in seinem Gesange „O Gott, du frommer Gott," den Wunsch auszusprechen: „Dem Leib ein Räumlein gönn' bei seiner Eltern Grab." Uns, die wir leben, ist es ein, ich möchte sagen sehnlicher Gedanke, auch im Tode mit denen, welche uns hier im Leben die nächsten gewesen sind, vereint zu sein.

Der Doktor hatte mir in seinem Testamente ebenfalls etwas ausgesetzt und außerdem in sinniger Weise verschiedene Möbel für mich bestimmt, an die sich für mich besondere Erinnerungen knüpfen, so z. B. den Nähtisch, den ich dort gebraucht, und einen Lehnstuhl, den ich seiner Bequemlichkeit wegen den „Bischofsstuhl" zu nennen pflegte.

Bald nach Ostern 1875 zog ich hierher in diese allerliebste kleine Wohnung mit Morgensonne und der Aussicht auf zwei prächtige Linden. Als ich meinen Einzug in dieselbe hielt, betete meine Seele: „HErr, was ist der Mensch, daß du dich sein so annimmst? Und des Menschen Kind, daß du ihn so achtest? — Ich will dich täglich loben und deinen Namen rühmen immer und ewiglich!"

16. Schlußwort.

Es ist wieder der erste Advent. Ein ganzes Jahr habe ich an meinen Lebenserinnerungen geschrieben. Heute will ich dieselben schließen; aber ich kann es nicht, ohne noch einmal einen Blick auf mein Leben zu werfen und die Summe desselben zu ziehen.

Mein Leben ist ein untergeordnetes, ein unscheinbares gewesen, wie es viele hunderttausend andere auch sind. Nur wenige Menschen haben Notiz von demselben genommen, denn es war nicht mehr als ein Tropfen im großen Meer der Alltäglichkeit. Mein Wirkungskreis war, wenn auch öfter wechselnd, doch stets ein eng begrenzter, es war das Haus, die Familie, in der ich lebte und eine dienende Stellung einnahm. Mein Leben war, äußerlich angesehen, ohne alle Gestalt und Schöne. Und doch, wie reich ist es gewesen, wie warm durchstrahlt von der Güte und Freundlichkeit meines Gottes! Meine Kindheit und erste Jugend war reich an Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art. Aber was Schaden schien, ist mir Gewinn geworden. Das

Wort des Propheten Jeremias: „Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage," darf ich auch auf mich anwenden. Ich habe in den Entbehrungen und Mühseligkeiten meiner Jugend viel gelernt; und mit dem Erlernten durfte ich später anderen dienen. Es ist mir kein eigener Herd beschert gewesen, obgleich ich mich manchmal nach einem solchen gesehnt. Es hat auch keiner mir seine Hand geboten und gesprochen: „Komm, laß unser beider Leben fortan ein Leben sein!" obgleich in einzelnen Stunden ich mir auch dieses gewünscht.

War daher mein Leben einerseits ein einsames, armes, so ist es doch auf der anderen Seite reich gewesen an innigen Freundschaftsbeziehungen verschiedener Art, und meine Kornelia ist mir noch jetzt wie eine liebe Tochter. Ohne eigentliche Heimat bin ich durch die Welt gegangen, aber jedes Haus, in welchem ich meinen Wirkungskreis gefunden, ist mir wie eine Heimat gewesen.

Soll ich nun die Summa meiner Lebenserfahrungen ziehen, so ist es diese: Es kommt viel weniger auf die äußere Gestaltung unsers Lebens als auf seinen innern Gehalt an. Manche Menschen leben äußerlich ein reiches, angesehenes, glückliches Leben, aber dasselbe ist wie eine hohle Nuß ohne inneren Gehalt, ohne bleibenden Gewinn für sich selbst und für andere. Das Urteil der Welt geht im allgemeinen dahin, daß das Leben eines Mädchens nur in der Verheiratung seine Bestimmung erreiche. In mancher Beziehung ist das Leben der verheirateten Frau angenehmer und bequemer als das der unverheirateten, wie es sich ja überhaupt besser selbander als allein geht. Der Mann ist der natürliche Schutz und die Stütze der Frau; er ist der Schirm, hinter den sie sich flüchtet, der Stab, auf welchen sie sich lehnt. Muß auch die Unverheiratete dieses und noch manches andere entbehren, so soll doch ihr Leben nach Gottes Willen kein armes, freudenleeres sein. Es kann reich, ja vielleicht noch reicher in Gott sein als das der verheirateten Frau. Und auf das Reichsein in Gott kommt es doch schließlich allein an.

Die Welt sieht auf den dienenden Stand herab; im Lichte des Wortes Gottes, im Lichte von oben betrachtet, erscheint derselbe mit nichten ein geringer. Unser HErr JEsus hat diesem Stande angehört, wie er selbst es bezeugt, indem er spricht: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern, daß er diene," und wie er es tatsächlich beweist in der Fußwaschung seiner Jünger. Wie hoch unser HErr JEsus den dienenden Stand gehalten wissen will, sehen wir aus seinen Worten Matth. 20, 26. und 27.: „So je-

mand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener; und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht."

Wie dieses vom HErrn so hoch gehaltene, verheißungsreiche Dienen beschaffen sein soll, beschreibt uns der Apostel Paulus in seinem Briefe an die Epheser im 6. Kapitel: „Lasset euch dünken, daß ihr dem HErrn dienet und nicht den Menschen."

Die Welt kennt nur Menschendienst, der Christ aber verwandelt den Menschen geleisteten Dienst in einen Gottesdienst. Menschendienst erniedrigt, Gottesdienst aber erhöht. Menschendienst empfängt nur Menschenlohn, Gottesdienst empfängt Gotteslohn. Die Sage von Christophorus, der nur dem Größten dienen wollte, hat mir bei meinem Dienen stets vorgeschwebt. Auch ich habe meinen Stolz darein gesetzt, nicht Menschen, sondern Gott, dem Höchsten, zu dienen; und daher hat mein Stand in meinen Augen auch stets etwas Ehrendes gehabt.

Standesdünkel ist gewiß unter allen Umständen verwerflich; durch Hochhalten seines Standes aber ehrt man die Standesgenossen, und das ist's, was ich möchte.

Sehr viele meines Geschlechts gehen gleich mir in einer dienenden Stellung einsam durchs Leben. Diesen meinen Standesgenossen insbesondere möchte ich mit einem herzlichen Gruß die vorstehenden Blätter gewidmet haben.

Ende.

26810

PT
1105
.V3

26810

PT
1105
.V3

Des Vaters Ehre und
Licht von oben.

1

DATE	ISSUED TO

KLINCK MEMORIAL LIBRARY
Concordia Teachers College
River Forest, Illinois

PRINTED IN U.S.A.